

FORVM

DOPPELHEFT

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

V. JAHR

WIEN · JULI/AUGUST · 1958

HEFT 55/56

BRUNO PITTERMANN

NACH DER HINRICHTUNG VON NAGY UND MALÉTER

HANS-JOACHIM VON MERKATZ

ÜBER DIE DEUTSCHEN PARTEIEN

GÜNTHER NENNING / FELIX BUTSCHK

DIE VERSÄUMTE CHANCE

KRITIK AM NEUEN SPÖ-PROGRAMM

FRIEDRICH HEER

DIE ABGESPRUNGENEN KOMMUNISTEN

BENEDIKT KAUTSKY

CHRUSCHTSCHES KONSEQUENTE WANDLUNGEN

BRIEFE FRANZ KAFKAS

AUS SEINEM LETZTEN LEBENSJAHR

OSCAR FRITZ SCHUH ÜBER SALZBURG

NEUE ZEICHNUNGEN VON PAUL FLORA

EINE NOVELLE VON LERNET-HOLENIA

FRITZ VON HERZMANOVSKY-ORLANDO

DIE TAROCKANISCHE VERFASSUNG

AUS EINEM DEMNÄCHST ERSCHEINENDEN ROMAN

S 7.50
DM 1.50
SFr. 1.50

Im ersten Halbjahr seines V. Jahrgangs veröffentlichte

FORVM

politische und kulturpolitische Beiträge u. a. von Immanuel Birnbaum, Jean Bloch-Michel, François Bondy, Bundesrat Christian Broda, Nationalrat Karl Czernetz, Klaus Dohrn, Bundesminister Heinrich Drimmel, Julian Gorkin, Franz Grössl, Gottfried Heindl, Bundesminister Oskar Helmer, Johannes Kasnacich-Schmid, Benedikt Kautsky, Hans Klimpt, Arthur Koestler, Rudolf Krämer-Badoni, Staatssekretär Bruno Kreisky, Franz Kreuzer, Malcolm Muggeridge, Roland Nitsche, Bogdan Osadczyk-Korab, Denis de Rougemont, Werner Scharndorff, Lorenz Stucki, Peregrine Worsthorne;

literarische und kritische Beiträge von W. H. Auden, Ulrich Baumgartner, Heimito von Doderer, Herbert Eisenreich, Reinhard Federmann, Michael Guttenbrunner, Willy Haas, Friedrich Hacker, Florian Kalbeck, Richard Katz, Horst Koegler, Helmut Kotschenreuther, Theodor Kramer, Ernst Krenek, Wolfgang Kudrnofsky, Ernst Lothar, Kurt Marko, Monsignore Otto Mauer, George Mikes, Wolfgang Pehnt, Alfons Silbermann, Ignazio Silone, Fritz Thorne;

und die Beiträge seiner ständigen redaktionellen Mitarbeiter Friedrich Abendroth, Felix Hubalek, Alexander Lernet-Holenia, Günther Nenning, Friedrich Torberg, Hans Winge, Hanns Winter.

FORVM

erscheint mit Unterstützung des „Kongreß für die Freiheit der Kultur“, einer internationalen Vereinigung, deren Hauptsitz sich in Paris befindet. Die im FORVM ausgedrückten Ansichten sind jedoch für die genannte Vereinigung nicht verbindlich. Sie erscheinen unter der ausdrücklichen Verantwortung des FORVM, bzw. seiner Mitarbeiter.

Redaktion und Verwaltung: Wien VII. Museumstraße 5, Tel. 44 15 77. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: „Schriften zur Zeit“ Ges. m. b. H. Verantwortlicher Redakteur: Franziska Klepp. Alle Wien VII. Museumstraße 5. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V.

FORVM erscheint am Beginn eines jeden Monats. Einzelpreis S 6.— (Deutschland DM 1.50, Schweiz Sfr. 1.50).

Abonnementpreis: halbjährig S 30.— (DM 7.50, Sfr. 7.50), ganzjährig S 60.— (DM 15.—, Sfr. 15.—)

USA und Übersee: ganzjährig US \$ 4.—.

Auslieferung für die Deutsche Bundesrepublik einschließlich Westberlins:

Verlag Albert Langen—Georg Müller, Auslieferung FORVM, München 19, Hubertusstraße 4

Einzahlungen im In- und Ausland: Creditanstalt Bankverein Wien, Konto FORVM IAN-2513, oder auf Postsparkassenkonto 151.804.

Unverlangte Manuskripte werden nur dann zurückgeschickt, wenn ihnen das entsprechende Porto beiliegt.

INHALT

Monatskalender	242
Glossen zur Zeit	243
<i>Bruno Pittermann</i> : Zu aktuellen Fragen	246
<i>Benedikt Kautsky</i> : Ein konsequenter Proteus	247
<i>Günther Nenning</i> : Zwei Schritte vor, ein Schritt zurück	250
<i>Felix Butschek</i> : Auf halben Wegen und zur halben Tat	252
<i>Hans-Joachim von Merkatz</i> : Wandlungen der deutschen Parteien	255
<i>Ernst Hoor</i> : Damals im Völkerkerker	259
<i>Friedrich Heer</i> : Das Salz der Freien Welt	265
<i>Salvador de Madariaga</i> : Wenn der Kreml lächelt	268
<i>George Mikes</i> : Eine zornige junge Nation	270
FORVM DES LESERS, POST SCRIPTUM, BERICHTE	272

LITERATUR

<i>Franz Kafka</i> : Unveröffentlichte Briefe	275
<i>Alexander Lernet-Holenia</i> : Der blindé Gott (Novelle)	280
<i>Fritz von Herzmanovsky-Orlando</i> : Die tarockanische Verfassung	284

BILDENDE KUNST

<i>Paul Flora</i> : Dienst am Kunden (Neue Zeichnungen)	287
---	-----

THEATER

Kritische Rückschau	290
<i>Oscar Fritz Schuh</i> : Festspiele und Kulturpessimismus	292
<i>Herbert Mühlbauer</i> : Der unsichtbare Held	294
<i>Friedrich Torberg</i> : Dreierlei Theater	295

MUSIK

<i>Harald Kaufmann</i> : Ausverkauf der Festlichkeit	296
<i>Hanns Winter</i> : Das erste europäische Chorfest	298

BÜCHEREINLAUF	301
-------------------------	-----

REDIGIERT VON FRIEDRICH ABENDROTH · FELIX HUBALEK · ALEXANDER LERNET-HOLENIA ·
FRIEDRICH TORBERG

Nicht signierte Beiträge sind Gemeinschaftsarbeiten von Mitgliedern der Redaktion
Signierte Beiträge drücken die Meinung ihrer Autoren aus, nicht unbedingt die des FORVM
Die „Post Scriptum“-Notizen von Friedrich Torberg sind durch „P. S.“ gekennzeichnet

1. Investitur de Gaulles mit 329:224 Stimmen. Günstige Reaktion in Washington, London und Bonn. — Wahlen in Belgien: Christlich-Soziale 104 (96), Sozialisten 84 (86), Liberale 19 (25), Kommunisten 2 (4). — Wahlen in Schweden: Sozialdemokraten 113 (106), Konservative 44 (42), Liberale 38 (58), Zentrum 32 (19), Kommunisten 5 (6). — Chruschtschew in Sofia.
2. De Gaulle erhält Vollmachten für Algerien (337:199 Stimmen), dekretäre Befugnisse für die nächsten sechs Monate (332:23) und setzt durch Rücktrittsdrohung den Regierungsantrag auf Verfassungsreform durch (350:161). — Klage Tunesiens und Gegenklage Frankreichs vor dem Sicherheitsrat. — Die Sowjetunion erklärt sich bereit, an einer Konferenz über die kontrollierte Einstellung der Atomversuche teilzunehmen. — Chruschtschew richtet in Sofia scharfe Angriffe gegen Tito.
3. General Salan bei de Gaulle. Generalstabschef Ely wieder in sein Amt eingesetzt. — Die tunesische Regierung meldet neue Kämpfe zwischen französischen und einheimischen Truppen. — Erzbischof Makarios bei Nasser. — Japanische Fischerboote von sowjetischen Einheiten aufgebracht. — Neue Kämpfe auf Kuba. — Fortdauer der Unruhen im Libanon.
4. Nach triumphalem Empfang in Algerien kündigt de Gaulle Wahlen binnen 3 Monaten mit voller Gleichberechtigung aller mohammedanischen Einwohner an. — Neuer jordanisch-israelischer Zwischenfall am Skopusberg. — Zusammenstöße im portugiesischen Wahlkampf. — Heuss in Washington.
5. Moskau zur Teilnahme an einer Antarktis-Konferenz bereit. — Fünfte Woche des Londoner Autobusstreiks. Sympathiestreik der Dockarbeiter. — Indisch-pakistanischer Grenzzwischenfall: 7 Tote. — Der amerikanische Senat verweigert dem Präsidenten mit einer Stimme Mehrheit die Vollmacht für Wirtschaftshilfe an kommunistische Staaten. — Rücktritt des Vorsitzenden der US-Atomenergiekommission Admiral Lewis Strauss.
6. Rückkehr de Gaulles aus Algerien. Zurechtweisung der Wohlfahrtsausschüsse, Ablehnung eines Besuches in Korsika. — Die Arabische Liga gelangt im Konflikt zwischen dem Libanon und Nasser zu keiner Einigung. Klage des Libanon vor dem Sicherheitsrat. — Macmillan in Washington.
7. Das Kabinett de Gaulle setzt den Volksentscheid über die Verfassungsreform auf den 5. Oktober fest. — Neue Rebellenaktivität in Algerien. — Macmillan bei Dulles. — Der US-Senat beschließt Erhöhung der Militär- und Wirtschaftshilfe an alliierte Nationen auf 3,7 Milliarden Dollar und lehnt Einstellung der Hilfe an Jugoslawien und Polen ab. — Scharfe Replik Belgrads auf die Angriffe Chruschtschews. — Moskauer Anbot eines Handelsabkommens an Washington.
8. Präsidentenwahlen in Portugal: 80% für den Kandidaten Salazars, Admiral Thomas. — Türkische Demonstrationen auf Cypern: 3 Tote. — Pankow verschärft die Kontrolle an der Zonengrenze. — Die Schweiz erwägt die Ausrüstung ihrer Armee mit Atom- und Raketenwaffen.
9. In einer Besprechung Eisenhower—Macmillan wird die Lieferung von 50 Düsenjägern an den Libanon, den Irak und Jordanien beschlossen. — Neue Terrorwelle auf Cypern.
10. Aufruf des FLN zum Boykott der algerischen Wahlen. — Chruschtschew akzeptiert Eisenhowers Vorschlag, die Konferenz über die Einstellung der Atomversuche in Genf abzuhalten.
11. Schwere Kämpfe im Libanon. Regierungstruppen stürmen die Zitadelle von Tripoli. Der Sicherheitsrat entsendet eine Beobachterkommission nach Beirut. — Neue blutige Zusammenstöße auf Cypern. — Tadelstelegramm de Gaulles an Salan. Soustelle nach Paris beordert.
12. Blutige Zusammenstöße in Famagusta auf Cypern. — Offensive der Aufständischen im Libanon. Die ersten UN-Beobachter eingetroffen. — Indien erhält von den USA 700.000 Tonnen Getreide. — Bombenangriffe auf Rebellenstützpunkte in Celebes.
13. Fortdauer der Straßenkämpfe zwischen Griechen und Türken auf Cypern. Totale Ausgangssperre. — Der Bonner Bundestag verwirft den SPD-Antrag auf Volksbefragung über die Atombewaffnung mit 215:123 Stimmen in zweiter Lesung.
14. Kämpfe in Beirut. — Teile der französischen Truppen aus Marokko abgezogen. — Das griechische NATO-Personal verläßt die Türkei.
15. Chruschtschew: Die Behandlung der Deutschlandfrage würde eine Gipfelkonferenz „im Keime ersticken“. — Dulles: Abbruch der Vorverhandlungen „wahrscheinlich“. — Verstärkung der britischen Truppen auf Cypern. — Kwame Nkrumah, Ministerpräsident von Ghana, in Kairo.
16. Radio Moskau verlautbart die Hinrichtung von Imre Nagy, Pál Maléter und zwei weiteren Führern der Oktoberrevolution. — Der Libanon ersucht um eine UNO-Polizeitruppe. — Abschluß eines Vertrags über den Rückzug der französischen Truppen aus Tunesien.
17. Demonstrationen vor den Sowjetbotschaften der westlichen Hauptstädte. Eisenhower bezeichnet die Hinrichtungen in Ungarn als schweres Hindernis für eine Gipfelkonferenz. — Dulles: Die USA werden dem Libanon Militärhilfe leisten.
18. Hammarskjöld in Beirut. — Sperre der jugoslawisch-ungarischen Grenze. — Abbruch der britisch-sowjetischen Verhandlungen über ein Kulturabkommen.
19. Erzbischof Makarios sowie die griechische und türkische Regierung lehnen den britischen Cypernplan ab. — Hammarskjöld in Amman. — Tunesien, Marokko und der algerische FLN vereinbaren eine weitgehende Integration ihrer drei Länder.
20. Nasser droht mit der Entsendung von Freiwilligen in den Libanon. Hammarskjöld im israelischen Teil Jerusalems. — Der Ungarnausschuß der UNO verurteilt die Hinrichtung Imre Nagys und seiner Mitarbeiter.
21. Hammarskjöld bei Nasser.
22. Gelenkte Demonstrationen vor der Deutschen Botschaft in Moskau. Neue antisowjetische Kundgebungen in westlichen Hauptstädten. — Der kommunistische britische Gewerkschaftsführer Arthur Horner verurteilt die Hinrichtung Nagys. — Der irakische Ministerpräsident Nuri es Said in London.
23. Verschärfung der Lage im Libanon. Die Entsendung einer UNO-Polizeitruppe würde von Moskau als „Aggression“ betrachtet werden. — Spaak und Norstad bei de Gaulle.
24. Gelenkte Demonstrationen vor der Amerikanischen Botschaft in Moskau. — Die Sowjetunion sagt ihre Teilnahme an der Genfer Atomkonferenz ab. — Fanfani mit der Regierungsbildung beauftragt. — Ausschluß der ungarischen Delegation von der Jahresversammlung des Internationalen Arbeitsamtes.
25. Gomulka billigt die Hinrichtung Nagys und übt Kritik an Tito. — Sechs weitere Todesurteile in Budapest. — Vier führende Mitglieder der rumänischen KP aus dem ZK ausgeschlossen. — Nasser nach Jugoslawien abgereist.
26. Macmillan bei de Gaulle. — Schwere Kämpfe in Beirut und Tripoli.
27. Moskau beschickt in letzter Minute die Genfer Atomkonferenz.

GLOSSEN ZUR ZEIT

DIE EMPÖRUNG

über das Bluturteil gegen Nagy und Maléter ist empörend. Natürlich meinen wir da nicht etwa die echte, die legitime, die fast schon permanente Empörung, die sich durch die Moskauer Vollzugsmeldung des Budapester Mordes nur auf besonders schaurige Art bestätigt sah. Wir meinen die andre, die Krokodilempörung, die von der Schauernachricht erst „hervorgeufen“ wurde und die sich der echten Empörung sozusagen angeschlossen, ja sozusagen angeschmissen hat. Daß man im großen weltpolitischen Konflikt, in der Frontbildung der Machtblöcke nicht allzu zimperlich sein darf bei der Wahl seiner Bundesgenossen: damit hat man sich allmählich abgefunden. Aber jetzt verpatzen sie einem schon die primitivsten Regungen. Nicht einmal die Wut, nicht einmal die Tränen der Verzweiflung und das Zähneknirschen der Hilflosigkeit sind heute vor lumpiger Bundesgenossenschaft gesichert. Man muß sie sich nur anschauen, die da mitweinen und mitknirschen — und die Wut lenkt sich beinahe automatisch auf sie ab.

Zum Glück beruht das auf Gegenseitigkeit. Denn auch sie, die sich nun wieder einmal „in ihren Hoffnungen getäuscht“ sehen (zu denen sie doch niemals Anlaß hatten); auch sie, die nun wieder einmal „feststellen“ müssen, daß dem Kreml nicht zu trauen ist (was doch seit jeher feststand); die wieder einmal „überascht“ sind von der „Brutalität“ des heiß umworbenen Gesprächspartners, an dessen Verhandlungstischmanieren sie gestern noch gar nichts auszusetzen fanden —: auch die Kreuzzügler der Koexistenz haben ja spätestens im zweiten Augenblick nicht mehr an den Anlaß ihrer Enttäuschung gedacht, sondern nur noch an jene, die aus dem Anlaß und der Enttäuschung nun vielleicht Kapital schlagen könnten, an die „Kreuzzügler des kalten Krieges“ (wie sie einen jeden zu nennen lieben, der sich von den Sowjets nicht blödmachen läßt). Und mit dem gleichen Taschenspielertrick, mit dem sie die Gegner von Atomtod-Protesten in Freunde des Atomtods verwandeln, unterstellen sie jetzt den Gegnern sinnloser Koexistenzgespräche die triumphale Forderung, daß man nach dem Budapester Bluturteil überhaupt nicht mehr mit den Sowjets sprechen solle. Zwar hat in Wahrheit kein Mensch etwas dergleichen gefordert, aber als Unterstellung macht es sich ganz gut.

Und nein, so rufen sie, dreimal nein, wir dürfen bei aller berechtigten Empörung die harten Gegebenheiten der Realität nicht aus den Augen verlieren, das könnten den kalten Kriegern so passen, denen ist ja überhaupt jedes Mittel recht, seien wir auf der Hut . . . Um ein kleines, und es waren die kalten Krieger, die Nagy und Maléter hingerichtet haben.

Der Mechanismus dieser Ablenkungsmanöver (dem Tiefseelenforscher als „Schuldverschiebung“ geläufig) funktioniert mit immer verdächtigerer Promptheit, und was für die Politik der Illusionen bestenfalls eine Entschuldigung sein dürfte, wird ihr immer deutlicher zur Rechtfertigung. Wenn sie Schiffbruch erleidet, ist nie der untaugliche Lotse schuld und nicht einmal das Riff, auf das er aufgelaufen ist — schuld ist der Kartograph, der das Riff eingezeichnet hat. Die Vorspiegelung friedlichen Gewässers und freundlicher Winde, von Mal zu Mal krampfhafter aufrecht erhalten, macht die Enttäuschung von Mal zu Mal unerträglicher, und da dem wirklich Schuldigen nicht beizukommen ist, muß ein anderer erhalten — nämlich der, der schon vorher gesagt hat, daß es so kommen wird, wie es nachher gekommen ist. Man nennt das auch Mangel an Flexibilität.

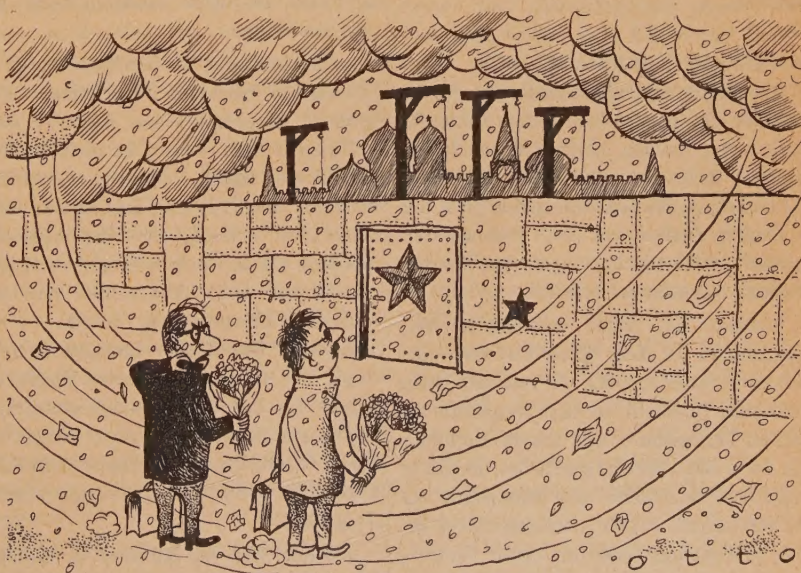
Nun, wir sind unflexibel genug, um uns darüber klar zu sein, daß auch die Empörung über den Mord an Nagy und Maléter vorübergehen wird. Das Zustandekommen der vom Sowjetboykott bedroh-

ten Genfer Atomkonferenz war ein erster Schritt dazu. Und das nächste Lächeln, das uns die Auftraggeber jenes Mordes entgegenflutschen, wird die Koexistenz-Illusionäre nur desto tiefer beeindrucken. Sie sind ja gar nicht so schlimm, die Sowjets. Eben haben sie noch gemordet, und jetzt lächeln sie schon wieder.

F. T.

SCHLECHTE PARTNER

hat England auf Cypern gefunden. Der neue Plan, den London zur Lösung des unlösbaren Problems vorgelegt hat, enthält praktisch nur nützliche Elemente, und ist trotzdem von der Türkei wie von Griechenland abgelehnt worden. Athen hat sich dabei durch besonderen Eifer ausgezeichnet und hat durch den Abzug seiner Vertreter im NATO-Hauptquartier von Smyrna seine Zugehörigkeit zur westlichen Verteidigungsgemeinschaft de facto suspendiert. Auf Cypern selbst ist der Terror wieder aufgeflammt, zum Schaden aller; im stillen vollzieht sich die Teilung der Insel und einzelner Städte in griechische und türkische Sektoren: Türken ziehen zu Türken um, Griechen zu Griechen, Märkte und Städte werden halbiert, und wo immer man einander begegnet, liefert man mit Sensen, Schaufeln, Messern und Gewehren blutige, lärmende Schlachten. Im Lager der Griechen ist neuerdings grundlegender Wandel eingetreten: die Männer der Untergrundbewegungen des Erzbischofs Makarios und des Partisanen-



„Unglaublich! Sollten die Kommunisten Kommunisten sein?“

führers Dighenis (Oberst Grivas) haben sich nach der Wahl in Athen in ein stillschweigendes Bündnis mit den Kommunisten eingelassen, und diese setzen nun alles daran, den Terror nicht einschlafen zu lassen.

Bei alledem stellt der neue Plan der Briten ein Maximum an menschenmöglicher Gerechtigkeit dar: er gibt den 400.000 Griechen wie den 100.000 Türken das Recht, die griechische oder türkische Staatsbürgerschaft anzunehmen, er gewährt beiden Volksgruppen weitgehende Autonomie auf kommunaler Ebene, er setzt dem britischen Gouverneur der Insel je einen griechischen und türkischen Berater und zwei Volksgruppen-Parlamente zur Seite, und er sieht obendrein vor jeder wichtigen Entscheidung die Konsultierung der Regierungen in Athen und Ankara vor (ganz zu schweigen von der ebenfalls eingeplanten Möglichkeit, daß sich jede Partei im Falle eines Streits an einen internationalen Gerichtshof wenden kann). Sieben Jahre lang sollte sich nach britischer Absicht am internationalen Status der Insel nichts ändern, sieben Jahre lang sollten Türken und Griechen die Möglichkeit haben, sich unter britischer Schutzherrschaft an die friedliche Nachbarschaft, wie sie Jahrhunderte lang bestanden hatte, wieder zu gewöhnen.

Indessen wächst nicht nur die strategische Bedeutung Cyperns mit der Zunahme der Spannungen im Nahen Osten. Auch die südöstliche NATO-Flanke müßte heute solider sein denn je. Solang jedoch der Cypern-Bischof Makarios den Pyramiden-Hitler Nasser zum Freund und Berater hat, ist mit Vernunft und Ruhe nicht zu rechnen.

FANFANIS ÜBERSIEDLUNG

aus der christlichdemokratischen Parteizentrale ins Ministerpräsidium sollte für Italien den Auftakt zu einer neuen Innenpolitik bedeuten. Der bald 50jährige Toskaner — dem manche schon jetzt den adelnden Artikel vor dem Namen verleihen: „il Fanfani“ — ist ohne Zweifel Italiens modernster Politiker.

Fanfani hat keine hemmende Vergangenheit, ist kein Erbe Cavours oder Mazzinis oder Croces. Er hat sich seine politische Doktrin in der Illegalität der letzten Kriegsjahre mit seinen Freunden La Pira und Dossetti erarbeitet, indem er christliche Soziallehre und Thomismus auf die italienische Praxis zuschnitt, und er hat das Nur-Akademische an dieser Doktrin in den langen Jahren seiner ministeriellen Arbeit entschlossen abgestreift. Nicht ein-

mal ein Parteierbe übernimmt er. Gewiß, die Democrazia Cristiana ist die Rechtsnachfolgerin des alten „Partito Popolare“ Don Luigi Sturzos, und es stehen in ihr neben Gronchi, Scelba und Don Sturzo viele alte „Popolari“. Aber sie ist weit mehr die Partei Fanfanis, dessen „Iniziativa Democratica“ im Parteiapparat klare Mehrheit besitzt. Fanfani hat der Partei den modernen Apparat geschaffen.

Bevor Fanfani Politiker wurde, war er Professor für Wirtschaftswissenschaft an der „Cattolica“ in Mailand. Als Staatssekretär und Minister in den diversen De-Gasperi-Kabinetten wurde er zum Praktiker: er entwarf in jenen Jahren eine Reihe von gescheiterten Plänen — vor allem zur Förderung des Wohnbaus und der Landwirtschaft —, die seinen Namen bekannt machten, lang ehe jemand daran dachte, daß der kleine, tüchtige Organisationsleiter einmal zum Nachfolger de Gasperis werden könnte. Als er 1954 die Stunde gekommen sah, den müde gewordenen „grand old man“ in der Parteiführung abzulösen, verschaffte er sich vorerst durch einen klugen taktischen Zug die bürgerliche Salonfähigkeit: er führte seine „Iniziativa Democratica“ vom linken Flügel demonstrativ in die Mitte. So kann er sich's heute desto eher leisten, sein Kabinett nach „halblings“ zu öffnen und durch die Koalition mit Sozialdemokraten und Republikanern das Terrain für eine große Zukunftscoalition vorzubereiten, der auch die Linksozialisten, befreit von Nenni und von den kommunistisch ver-

filzten Parteibürokraten, angehören könnten.

Man wird der Gestalt und dem Temperament Fanfanis am ehesten gerecht, wenn man ihn als Manager betrachtet, als einen der wenigen in der italienischen Politik. Er verabscheut keineswegs das Spiel der taktischen Intrige, auf die man in Rom nicht verzichten darf, wenn man sich halten will; aber er blieb auch als graue Eminenz zumeist im Rampenlicht der Öffentlichkeit, und die Intrige führte er dadurch ad absurdum, daß er sie, so gut es ging, öffentlich abwickelte. Grund genug für seine Gegner in- und außerhalb der Partei, ihm diktatorische Gelüste anzudichten. Einer nannte ihn den Salazar Italiens. Fanfani replizierte trocken, das sei der schlechteste Witz, der über ihn kursiere.

Es gibt bessere, und sie stammen aus der Zeit, da Fanfani (mit La Pira und Dossetti) noch als „weißer Kommunist“ galt. Man erzählte sich damals, die drei wären nach Rußland gezogen, um es vom roten zum weißen Kommunismus zu bekehren. Der Eiferer Dossetti wäre gleich bei seinem ersten Auftreten in Kiew gelyncht worden. La Pira wäre einige Zeit danach als „Diversant“ in Moskau vor Gericht gestellt worden. Und da hätte er in seinem Richter Fanfani erkannt. Die Anekdote ist nicht so bissig, wie es scheint; für den Italiener bringt sie vor allem zum Ausdruck, daß der Taktiker und Praktiker Fanfani sogar mit den Sowjetkommunisten fertig zu werden versteht. c. g.

MAN KOMMT NICHT ZUM RUBIKON

um sich am Ufer niederzulassen und dort zu fischen...

André Malraux, der berühmte Autor der „Condition humaine“, hat dieses Wort geprägt. Es gehört schon heute zu jenen politischen Aphorismen, die nicht nur eine Geschichte haben, sondern Geschichte machen. Jedenfalls aber läßt sich an ihnen Geschichte ablesen, und das besonders in einem Land, wo dem Bonmot seit jeher eine große Rolle zukommt. Wie sehr Malraux' Formulierung bereits in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist, zeigte sich in den turbulenten Tagen von Algier, als der dortige Chef-Konspirator Delbecque mit unverkennbarer Anspielung auf de Gaulle sagte: „Wir haben den Rubikon nicht überschritten, um dann fischen zu gehen.“

Wo liegt nun der Rubikon de Gaulles? Was bedeutet er? Welche Entscheidung symbolisiert er?

Keinesfalls scheint es sich um die Entscheidung zu handeln, welche Delbecque und seine Mitverschwörer, vor allem deren ziviler Flügel, im Sinn hatten: die Ausrottung des „Systems“ mit Stumpf und Stiel. Schon jene denkwürdige Nachtsitzung weiland des Parlaments der Vierten Republik hatte einen neuen de Gaulle gezeigt, verbindlich, schlagfertig, sogar humorvoll. Seither hat der Retter Galliens seine Gegner angenehm und manche seiner Anhänger, wir dürfen dessen sicher sein, unangenehm enttäuscht.

Denn daß er für die bisherige Form des parlamentarischen Regimes keinen Respekt empfindet, daß er eine Verfassungsreform für die unerläßliche Grundlage der Gesundung Frankreichs hält, wußte man seit jeher. Und diesbezüglich befindet er sich in vollem Einklang mit der überwältigenden Mehrheit seiner Landsleute — ein Umstand, der gerne übersehen wird, zu-

mal von denen, die jetzt wehmütig oder griesgrämig alle die Chancen herzhähen, die der Vierten Republik das Weiterleben ermöglicht hätten.

Man hat noch keine Anhaltspunkte dafür, wie gründlich de Gaulles Verfassungsreform werden soll. Aber sie soll zweifellos nicht so weit gehen wie seine eigenen Pläne von früher, als er noch an der Macht oder in der Opposition war. Damals hatte er eindeutig ein *régime personnel* ins Auge gefaßt, auf ihn selbst zugeschnitten und ihm allein gemäß: Jeanne d'Arc au pouvoir. Heute fehlt bereits ein wichtiger Grundpfeiler dieses Zukunftsbaus: die Personalunion von Staatschef und Regierungschef nach amerikanischem Muster. Das bedeutet einen sehr wesentlichen Abstrich vom Begriff des „persönlichen Regimes“ und eine nicht zu unterschätzende Tendenz zu einer Form von institutioneller, also doch wohl demokratischer Kontinuität. Selbst Pessimisten, für die das Experiment de Gaulle „faschistische“ Züge aufweist, müssen zugeben, daß zwischen dem Dritten Reich mit seiner Identität von Staats- und Regierungschef einerseits und dem faschistischen Italien, dessen „machtloser“ König im entscheidenden Augenblick dann doch eine große Rolle gespielt hat, ein sehr erheblicher Unterschied besteht. Der historische Vergleich gestattet gewisse Rückschlüsse auf die Mäßigung der Machtansprüche de Gaulles. Gewiß sind die Ideen des Generals stark autoritär gefärbt. Aber soviel sich bis jetzt überblicken läßt, werden die von ihm geplanten Reformen nicht über das hinausgehen, was beispielsweise die Verfassung der amerikanischen Musterdemokratie an autoritären Elementen enthält; sie werden sogar — eben in der Ämtertrennung von Staats- und Regierungschef — hinter ihr zurückbleiben.

Es fragt sich nun, ob ebenso wie in Amerika auch in Frankreich die Parteien bestehen bleiben werden. Die autoritären, mit faschistischen Zügen durchsetzten Regierungssysteme, die man bisher in Europa gekannt hat, waren sämtlich auf eine *Staatspartei* gegründet, und im gleichen Maß, in dem die Monopolstellung dieser Partei anwuchs und zur Ausschließlichkeit wurde, vollzog sich der Übergang vom autoritären zum totalitären System — ein Begriffs- und Wertunterschied, den man allzu häufig außer acht läßt. (Hannah Arendt hat ihn in der „Zwiebeltheorie“ ihres Werkes über „Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft“ brillant herausgearbeitet.)

Die Frage, ob de Gaulle eine eigene „gaullistische“ Partei zu gründen plant, ist also noch nicht entschieden. Doch hat er sich in der Vergangenheit mit den gaullistischen Parteien nie so recht identifiziert, obwohl sie alle unter ihren spezifischen und keineswegs einheitlichen Zielen immer das eine gemeinsame Ziel hatten, den General an die Macht zu bringen. Heute, da dieses Ziel erreicht ist — gewiß nicht zur Zufriedenheit aller, die es angestrebt haben und sich zum Teil sehr unterschiedliche Ergebnisse davon versprachen —, werden die alten Kämpfer von ihrem zur Macht gekommenen Idol nicht gerade umschmeichelt oder ermutigt. Alles spricht dafür, daß de Gaulle sich nicht als einen noch so benevolenten Diktator sieht, sondern eher als eine Art legitimen Monarchen. Freilich gründet er seine Legitimität auf keine Erbfolge, aber er wünscht sie auch nicht auf einen Militärputsch oder gar auf eine wohlorganisierte Minderheitsbewegung faschistischer Prägung zu gründen. Ein legitimer Monarch kann, solange er nicht auf dem Thron sitzt, monarchistische Bewegungen oder Parteien tolerieren und sogar unterstützen. Aber er kann sich nicht mit ihnen identifizieren. Ist er einmal an der Macht, wird eine monarchistische Partei zu einem gefährlichen Widersinn, und der Monarch muß sich im Effekt auf den gleichen Standpunkt stellen, den de Gaulle in der berühmten Pressekonferenz vor seiner Investitur eingenommen hat: „Ich gehöre niemandem und allen.“

Man darf somit annehmen, daß de Gaulle — nicht etwa aus demütiger Selbstbescheidung (deren ihn noch niemand bezichtigt hat), sondern gerade auf Grund seiner hohen Meinung von sich selbst und seiner historischen Mission — nichts oder nur sehr wenig für eine Präsidial-, Führer- oder Staatspartei übrig hat, die ihn unterstützen und damit auch festlegen und begrenzen würde. Die Ereignisse während des Todeskampfs der Vierten Republik dürften ihn ebenso wie die Ereignisse von Algier und Korsika in dieser Haltung noch bestärkt haben. Ohne die Berufung auf seinen Namen als des naturgegebenen Führers müssen aber alle „faschistischen“ Bewegungen, sicherlich alle außerhalb Algeriens, ein Gewirr von Gruppen und Grüppchen bleiben, die sich mit den Symptomen der Hitler- und Mussolini-Ära auch nicht von fernher vergleichen lassen.

Nicht einmal mit der Errichtung einer Einheits- und Monopolpartei nach dem institutionalisierten autoritären Muster von

Spanien und Portugal ist in Frankreich zu rechnen. Daß de Gaulle vollends keine Militärdiktatur zu errichten plant — die ja nicht nur seiner Vorstellung vom Staat, sondern mehr noch seiner Vorstellung von der Rolle der Armee und der Bedeutung des militärischen Gehorsams zuwiderläuft —, ist aus der Behandlung, die er seinen afrikanischen Prokonsuln angedeihen ließ, ziemlich klar hervorgegangen. Sie wurden von keinem Ministerpräsidenten der Vierten Republik auch nur annähernd so scharf angepackt.

Ohne Zweifel wird es jedoch zu einer Umgruppierung des französischen Parteiwesens kommen. Als bisher wichtiges Anzeichen dafür darf die von Georges Bidault geplante Partei gelten, die sich — sollte der deutsche Erfolg Schule machen? — „christlich-demokratisch“ nennt. Möglicherweise wird man in der Anlehnung an das Bonner Beispiel noch weiter gehen und die Überkonfessionalität der Neugründung dadurch unterstreichen, daß sich der Protestant Soustelle zu dem Katholiken Bidault gesellt. In jedem Fall scheint der Gründungsplan den Segen de Gaulles zu haben. Hingegen ist es um eigentlich „gaullistische“ Neugründungen still geworden. Auf der Linken beginnt sich um Mendès-France und Mitterand so etwas wie eine Opposition zu formieren. Das Schicksal der in der Stimmabgabe für und gegen de Gaulles Investitur gespaltenen Sozialisten ist noch ungewiß.

Auch das Kabinett — ein unverkennbares Provisorium — sieht nicht gerade wie ein „Präsidialkabinett“ aus. Pflimlin, der letzte Ministerpräsident der Vierten Republik, sitzt in diesem Kabinett als Vertreter der demokratischen Kontinuität, und mindestens zwei Kabinettsmitglieder sind nicht ohneweiters auswechselbar: Pinay und Mollet, der von de Gaulle aus demonstrativen Gründen nach Algerien mitgenommen wird.

Solange es sich um Neugründungen mehrerer Parteien handelt, ist — was immer ihre Programme sein mögen — der gefährliche antidemokratische Rubikon nicht überschritten. Das wäre erst dann der Fall, wenn eine einzige Partei sich anschicken sollte, das Feld zu beherrschen. Historische Parallelen sind reizvoll und lehrreich, aber man soll sie nicht zu weit führen. Daß de Gaulle dem französischen Volk als „letzter Ausweg“ aus einer verfahrenen Situation erschien, bedeutet noch keineswegs, daß dieser letzte Ausweg, wie so viele vor ihm, in die Katastrophe führen wird. Es hat auch schon letzte Auswege zur Rettung gegeben. k. d.

Zu aktuellen Fragen

Schon einmal zuvor (Heft IV/45) hatte Vizekanzler DDr. Pittermann die Freundlichkeit, uns einige aktuelle Fragen zu beantworten — wobei die Freundlichkeit nur uns und nicht etwa den Fragen gegenüber gewahrt blieb, denen Dr. Pittermann vielmehr mit jener temperamentvollen Unverblümtheit zuleibe rückte, die ihn zu einer der seit langem markantesten Erscheinungen im politischen Leben Österreichs gemacht hat. Damals, im September 1957, waren es vorwiegend innerpolitische Probleme, über die wir die Meinung des Vizekanzlers erbaten. Diesmal wurden wir durch ein außenpolitisches Ereignis, das die Welt vom Osten her erschüttert und erregt hat, zu unserer Fragestellung veranlaßt. Und die erteilten Antworten erscheinen uns schon deshalb wichtig und interessant, weil Dr. Pittermann sich demnächst mit der von Bundeskanzler Ing. Raab geführten Delegation, der auch Außenminister Ing. Figl und Staatssekretär Dr. Kreisky angehören werden, in offizieller Mission nach Moskau begibt.

Wie beurteilen Sie die weltpolitischen Auswirkungen der Hinrichtung Imre Nagys und seiner Mitarbeiter? Wird dieses Ereignis eine Verschlechterung in den Beziehungen zwischen Ost und West verursachen?

Die zweite Frage wäre besser umgekehrt zu stellen. Die Beziehungen zwischen Ost und West waren schon vorher schlecht, und der Wunsch, sie weiterhin zu verschlechtern, war die Ursache der Hinrichtungen. Es ist wahrscheinlich, daß einzelne kommunistische Politiker selbst jenes Maß von Annäherung an die nichtkommunistischen Staaten ablehnen, das in der Bejahung der sogenannten „Koexistenz“ besteht. Sie mußten daher bestrebt sein, die ohnehin bestehenden Gegensätze noch zu vertiefen. Die Hinrichtung von Imre Nagy und Pál Maléter war dazu ein geeignetes Mittel. Das ist meines Erachtens die Erklärung dafür, warum sie so lange Zeit nach der Revolution vollzogen wurde. Nagy und Maléter wären vermutlich noch am Leben, wenn die frühere, auf „Koexistenz“ abzielende kommunistische Linie sich gehalten hätte. Daß sie nun geändert worden ist, bedeutet freilich nicht, daß sie nicht nochmals geändert werden kann. Wir alle erinnern uns an die Hinrichtung anderer kommunistischer Führer, die als Verräter starben und als Ehrenmänner wieder auferstanden, nachdem sie durch ein Staatsbegräbnis rehabilitiert worden waren.

Glauben Sie, daß die Freie Welt etwas dazu beitragen kann, die Entwicklung im Osten zu beeinflussen? Und wenn ja, auf welche Weise?

Die Freie Welt soll die Entwicklung im Osten auf keinen Fall durch direkte oder indirekte Intervention beeinflussen. Man muß sich darüber klar sein, daß die überwältigende Mehrheit der in den kommunistischen Staaten lebenden Völker keinen Wert auf Befreiung durch einen Vernichtungskrieg legt. Die Chance der Freien Welt liegt in der Kon-

sequenz und Lauterkeit ihrer Politik. Sie kann die von der kommunistischen Herrschaft unterdrückten Völker vor allem dadurch beeinflussen, daß sie ihnen das Vorbild einer besseren Welt liefert. Die bessere Ordnung der Welt muß von den Demokratien praktisch vorgelebt werden. Je rascher sie sich dazu entschließen, je rascher die einzelnen Parteien in den demokratischen Staaten zu einer echten Zusammenarbeit und die einzelnen demokratischen Staaten zu einer einheitlichen Politik finden, desto rascher wird sich die demokratische Ordnung als politisch, sozial und geistig überlegen erweisen. Eine Freie Welt voll sozialer Ungerechtigkeit, politischer Entzweiung und geistiger Leere wird den ihrer Freiheit beraubten Völkern des kommunistischen Ostens nicht dadurch sympathischer, daß sie von Nichtkommunisten regiert wird. Die Freie Welt muß endlich ihre Einheit verwirklichen. Der Zeitpunkt dazu ist günstiger als je. Die kommunistischen Staaten verfolgen offenkundig keine einheitliche Linie mehr. Bei den Demokratien war man das gewohnt, bei den Kommunisten ist es neu. Jetzt wäre die Gelegenheit da, das gewohnte Verhältnis umzukehren und, im Zeichen der uneinheitlichen kommunistischen Politik, eine einheitliche demokratische zu machen.

Glauben Sie, daß der Neutralitätsstatus einer offenen Stellungnahme österreichischer Politiker zu den neuen Ereignissen im sowjetischen Einflußbereich hinderlich ist?

Diese Frage ermöglicht mir die denkbar kürzeste Antwort: *Nein!* Wir Österreicher, das ist nun wirklich schon oft genug klargestellt worden, haben unsere Neutralität immer als eine militärische aufgefaßt und nie als eine gesinnungsmäßige. Wir fassen sie allerdings auch nicht so auf, daß wir Kritik nur nach der einen Seite hin üben und sie nach der anderen Seite hin zurückhalten oder gar unterdrücken. Unsere Neutralität enthebt uns nicht der Unannehmlichkeit, nach allen Seiten hin die Wahrheit zu sagen.

Ein konsequenter Proteus

DIE POLITIK DES SOWJETDIKTATORS CHRUSCHTSCHEW

Opportunismus und Wendigkeit gehören zu den wichtigsten Bestandteilen des Leninismus. Schon der Meister selbst hat auf diesem Gebiet Erstaunliches geleistet. Von dem halbwüchsigen Knaben, der durch den Opfertod seines älteren Bruders zum glühenden Revolutionär wurde, bis zum Anreger der Überfälle auf Banken und zum Subventionsempfänger des Ludendorffschen Generalstabs im ersten Weltkrieg spannt sich ein weiter Bogen. Aber auch Stalin hat den Ruf der bolschewistischen Schule mehr als einmal gerechtfertigt; es führt ein langer Weg vom Raub eines Geldtransports der Tifliser Staatsbank bis zum Pakt mit Adolf Hitler.

Der neue Diktator der Sowjetunion übertrifft seine Meister.

AUF MALENKOWS SPUREN

Aufgewachsen in der Stalinschen Schule, deren getreuer Jünger er war, wurde er nach dem Tod des alten Georgiers ein glühender Anhänger der „kollektiven Diktatur“. Ursprünglich ein Befürworter der Kollektivierung der Landwirtschaft, der er durch die Zusammenlegung kleinerer Güter zu großen Einheiten erst die Weihe des echten Stalinismus verlieh, ist er heute auf dem besten Weg, wesentliche Elemente aus diesem System herauszubrechen und es in sein Gegenteil zu verkehren. Ähnlich steht es mit seinen Anschauungen über die Industrieorganisationen: hat er früher den Moskauer Zentralstellen geholfen, die Ukraine bedingungslos zu unterwerfen, so schrieb er im letzten Jahr die Dezentralisierung auf seine Fahne — ohne sich dadurch an einer straffen Zusammenfassung der Wirtschaft im gesamten kommunistischen Raum behindern zu lassen.

Am weitaus wenigsten zeigte er sich in seinem Verhältnis zur geistigen Bewegungsfreiheit und zur kommunistischen Rechtgläubigkeit. Er war nach Stalins Tod allerdings nicht der erste, der eine gewisse Lockerung in der Zensur und in den Vorschriften über die erlaubten Gedanken befürwortete und in Kraft setzte. Der erste war Malenkow. Aber indem Chruschtschew den von Malenkow eingeschlagenen Weg fortsetzte, gelangte er zu Konsequenzen, die man diesseits wie jenseits des Eisernen Vorhangs noch kurze Zeit vorher für unmöglich gehalten hatte.

Das Erstaunliche an dieser Entwicklung war weniger der Reformeifer Chruschtschews als sein Erfolg. Bis dahin hatte man — anscheinend im Osten ebenso wie im Westen — angenommen, daß eine vierzigjährige Erziehung im kommunistischen Geist den Menschen das Denken nach westlichen Maßstäben abgewöhnt hätte; nun mußte man überrascht feststellen, daß sich in dem Augenblick, da der Druck von oben nachließ, die charakteristischen Regungen des freien Geistes zeigten. Das geschah auf allen Gebieten der Kultur: in den Romanen gab es auf einmal wieder lebendige Menschen, die lieben und hassen konnten und nicht nur von der Erfüllung des Plansolls geleitet wurden; in der Architektur empfand man den Prunk der stalinschen Bauten als Kitsch; ja sogar in der Wissenschaft, und zwar

gerade in der, die das eigentliche Gebiet der kommunistischen Dogmen umfaßt, rührte sich das kritische Denken und scheute nicht einmal davor zurück, die Betrachtungen eines Marx und eines Lenin wissenschaftlich zu sezieren. Chruschtschew selbst hatte selbst seinen Segen zu alledem gegeben: durch seine maßlosen Angriffe auf Stalin in der Geheimrede vor dem XX. Parteitag.

ERFOLGREICHE VORSTÖSSE

Es war nur natürlich, daß diese Entwicklungen sich immer wieder mit seinem Verhältnis zu Tito und zum Titoismus verquickten. Denn Tito war der große Ketzer des Kommunismus, Tito behauptete, er sei in Wirklichkeit der legitime Sachwalter Lenins. Und da Stalin auch von Chruschtschew der Abweichung vom Leninismus beschuldigt wurde, mußten die beiden schließlich miteinander in Kontakt kommen. Andererseits hatte Chruschtschew sehr richtig erkannt, daß der Abfall Titos für Stalin eine ständige Bedrohung bedeutete. Stalin war 1948 ganz sicher gewesen, daß Tito sich unterwerfen würde. Als das nicht geschah, drohte Stalin in bombastischer Weise, den Belgrader Rebellen mit einer Bewegung seines Fingers wegzuwischen. Daß er das nicht zustande brachte, hat der alternde Diktator nie verwunden; er empfand genau, daß damit die Legende seiner Unbezwinglichkeit selbst innerhalb des kommunistischen Raums zerstört war. Welcher Ruhm mußte nun einem kommunistischen Politiker winken, der nach Stalins Tod den abtrünnigen Tito wieder in den Schoß der kommunistischen Familie zurückführte!

Mit seiner Belgrader Reise im Mai 1955 verfolgte Chruschtschew ein zweifaches Ziel: er wollte nicht nur die Versöhnung mit Tito herbeiführen, sondern dies sollte auch auf eine Art geschehen, die Stalins Plumpheit desavouierte und ihn, Chruschtschew, als den Vertreter einer Politik der leichten Hand erscheinen ließe. Zunächst schien alles nach Wunsch zu gehen. Trotz manchen inneren Widerständen kam die Annäherung an Tito zustande. Gleichzeitig gelang Chruschtschew eine weitgehende internationale Entspannung (Staatsvertrag mit Österreich, Konferenz der Großen Vier in Genf) und ein tiefer Einbruch in die ideologische Stellung der nichtkommunistischen Welt (Reise nach Indien und Burma, Verständigung mit Ägypten, Besuch Malenkows in England).

DAS EIGENGESETZ DER DIKTATUR

Chruschtschew bedachte nicht, daß er seinen Preis für diese Erfolge zahlen müssen. Mit dem Widerstand der Malenkow und Molotow wurde er noch verhältnismäßig leicht fertig; er zog Mao Tse-tung auf seine Seite, und wenn der chinesische Kommunistenführer von den hundert Blumen sprach, die im Garten des Sozialismus blühen sollten, so stimmte das mit der von Tito ausgegebenen und von Chruschtschew aufgenommenen Parole überein, daß es mehrere Wege zum Sozialismus gäbe.

Aber da zeigte sich wiederum, daß unter den neugeschaffenen Verhältnissen weite Kreise der Bevölkerung uner-

wartet stark auf die von oben ausgegebenen Parolen reagierten. Dazu kam, daß — zumindest im europäischen Satellitenraum und in der Sowjetunion selbst — die Industrialisierung starke organisierte Gruppen geschaffen hatte, die nunmehr versuchten, ihre gemeinschaftlichen Interessen durchzusetzen. Sie taten das auf eine Weise, die da und dort die Möglichkeit von Parteibildungen ahnen ließ. Damit war der empfindlichste Nerv der Diktatur getroffen. Chruschtschew, der stärker als die anderen Konkurrenten um die Nachfolge Stalins die überragende Bedeutung der Partei im kommunistischen Machtsystem erkannt hatte, begann mißtrauisch zu werden. Selbst für den Ketzer, der sich noch so sehr von manchen Erscheinungen der kommunistischen Theorie und Praxis entfernt, bleibt eines unerschütterlich: das Prinzip des Einparteiensystems, dessen Erfinder Lenin war und das später zum Kriterium aller totalen Diktaturen wurde, seien sie kommunistischer oder faschistischer Prägung.

Chruschtschew wurde von der Entwicklung des Jahres 1956 sichtlich überrascht. Eine solche Wirkung seiner Rede auf dem XX. Parteitag hatte er nicht vorausgesehen. Die Antwort der polnischen und der ungarischen Arbeiter und Intellektuellen belehrte ihn, daß eine totale Diktatur keine wirkliche Lockerung verträgt, wenn sie sich nicht in die Gefahr der eigenen Auflösung bringen will. Es war also eine durchaus logische Reaktion, daß Chruschtschew den ungarischen Aufstand rücksichtslos niederwerfen ließ, und es wäre völlig abwegig, darin eine „Rückkehr zum Stalinismus“ sehen zu wollen. Chruschtschew ist ebenso wie Stalin und Lenin stets ein kommunistischer, d. h. ein totalitärer Diktator geblieben. Er muß dieser Herrschaftsform ebenso seinen Tribut zollen wie seine Vorgänger. Das Schlagwort von der Rückkehr zum Stalinismus, das hauptsächlich von Belgrad aus in Umlauf gesetzt wird, ist nicht nur deshalb besonders gefährlich, weil es das Wesen der totalen Diktatur entstellt — als gäbe es eine stalinistische und eine sozusagen liberale Form der kommunistischen Diktatur —, sondern auch deshalb, weil es Lenin zu entlasten sucht, indem es nicht ihn, sondern Stalin als Schöpfer des terroristischen Regimes hinstellt.

DER PÄDAGOGISCHE TERROR

Auch in anderer Beziehung hat die Welt die ungarischen Vorgänge mißverstanden. Man tut dem Andenken der beiden Heroen der ungarischen Revolution, Imre Nagy und Pál Maléter, keinen Abbruch, wenn man daran erinnert, daß ihr Opfertod nur einer unter zahllosen anderen ist. Totale Diktatur beruht stets auf dem Massenterror. Hätte die Welt in den vergangenen anderthalb Jahren dem Leiden und dem Sterben der großen Massen in Ungarn mehr Aufmerksamkeit geschenkt, dann wäre dieser tragische Schlußpunkt für sie kein Erwachen aus einer Illusion gewesen. Nicht die Tatsache der Ermordung, sondern die Art ihrer Publikation ist charakteristisch für die gegenwärtige Politik Chruschtschews: von den Hinrichtungen der namenlosen Helden machte man kein Aufsehen; jetzt soll durch aufsehenerregende Brutalität den existierenden wie den potentiellen Abtrünnigen ihr drohendes Schicksal vor Augen geführt werden.

Natürlich wußten die geübten Propagandisten des Kreml, daß die Welt auf die Nachricht von der Hinrichtung der beiden ungarischen Revolutionsführer mit Em-

pörung und Entsetzen reagieren würde, und keinesfalls ist anzunehmen, daß die Moskauer Diplomatie diesen Prestigeverlust gerade jetzt, im Augenblick entscheidender Verhandlungen vor der Gipfelkonferenz, leichtfertig riskiert hat.

IN ERWARTUNG DER KRISE

Welches sind nun die Gründe, die Chruschtschew zur plötzlichen Durchführung des Verfahrens bestimmt haben mögen? Was veranlaßt ihn überhaupt zu seinem antiwestlichen Kurs, der ihn zwingt, seinen eigenen Äußerungen von früher ständig zu widersprechen?

Vier sachliche Umstände scheinen mir besonders ins Gewicht zu fallen.

An erster Stelle rangiert der Sputnik, der dem Kreml das Gefühl einer militärischen Überlegenheit gegeben hat. Wie weit sie wirklich besteht, ist für unsere Betrachtung irrelevant; entscheidend bleibt, daß Chruschtschew dieses Gefühl tatsächlich hat und daß es ihn veranlaßt, jedes echte Abrüstungsgespräch zu hintertreiben, selbst auf die Gefahr hin, daß er damit seinen Propagandavorsprung vor dem Westen einbüßt.

Den zweiten Rang dürfte die Hoffnung auf eine schwere Wirtschaftskrise der kapitalistischen Welt einnehmen. Stalin hat es erlebt, wie wirksam die beginnende Industrialisierung durch die schwere Wirtschaftskrise der Dreißigerjahre gefördert worden ist. Es war ein Zufall, daß der Beginn des ersten Fünfjahresplans und der „schwarze Freitag“ der New Yorker Börse in das gleiche Jahr 1929 fielen, aber die Sowjets hätten niemals die für ihre Industrialisierung notwendige Maschinerie samt den notwendigen Spezialisten so bereitwillig und so billig vom Westen erhalten, wenn nicht Krise und Arbeitslosigkeit jedes Bedenken der kapitalistischen Welt vor dem Wirtschaftsverkehr mit dem kommunistischen Osten beseitigt hätten. Nach 1945 wartete Stalin ebenso sehnsüchtig wie vergeblich auf die große Krise, die nach der schematischen Anwendung der Marxschen Krisenlehre unbedingt hätte kommen müssen; er starb, ohne sie erlebt zu haben. Chruschtschew wurde jetzt von seinen ökonomischen Spezialisten anscheinend in den Glauben versetzt, daß ihm dieses Geschenk in den Schoß fallen werde. Der alte Varga, der schon unter Lenin als Autorität galt und bei Stalin in Ungnade fiel, weil er es nach 1946 wagte, an dem baldigen Ausbruch der Weltwirtschaftskrise zu zweifeln, soll jetzt davon überzeugt sein, daß sich die amerikanische „Recession“ in eine schwere Krise auswachsen müsse.

Drittens ist durch die 1955 und 1956 erfolgte Lockerung des wirtschaftlichen Drucks auf die europäischen Satellitenstaaten, durch die sowjetische Wirtschaftshilfe an Ungarn und Polen und die vermehrten Kredit- und Lieferungsversprechen an orientalische Länder eine schwere Belastung des russischen Wirtschaftspotentials entstanden; die überstürzte Dezentralisierung der Industrie und die Auflösung der Maschinen-Traktoren-Stationen haben den Wirrwarr noch gesteigert, so daß eine Straffung und verstärkte Koordinierung der gesamten Wirtschaftspläne im kommunistischen Raum unausweichlich wurde.

In diesem Zusammenhang spielt der vierte Faktor, nämlich das wirtschaftliche und politische Verhältnis Sowjetrußlands zu China, eine ausschlaggebende Rolle. Nach allen Berichten sieht sich die chinesische Regierung ge-

zwungen, ein rascheres Tempo in der Industrialisierung und in der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft einzuschlagen; sie scheint damit in eine Phase eingetreten zu sein, die dem Beginn des stalinistischen Systems der Fünfjahrespläne entspricht und ähnliche ideologische und politische Folgerungen zeitigt. Dazu kommt, daß die chinesische Industrialisierung die Wirtschaftskraft des gesamten kommunistischen Wirtschaftsraums beansprucht, so daß jede Abzweigung (etwa für Jugoslawien) untragbar wird. Man ist sich in Peking ebenso wie in Moskau darüber einig, daß nur die konzentrierte und nach einheitlichen Gesichtspunkten gelenkte zentrale Wirtschaftspolitik dieses Problem zu meistern vermag. Unter dem eisigen Hauch dieses Ostwinds mußten die hundert Blumen verdorren. China wurde zum Rufer im Streit um die Vereinheitlichung der Ideologie und der Politik des Weltkommunismus unter russischer Führung.

Aber man darf auch die Großmachtsansprüche Chinas nicht übersehen. Peking ist unzweifelhaft erbozt darüber, daß Moskau mit den Vereinigten Staaten allein ins Gespräch zu kommen versucht. Das hätte zwar die Ausschaltung Großbritanniens und Frankreichs, aber zugleich auch die Ausschaltung Chinas zur Folge, und die chinesischen Kommunisten sind sich ihrer Unentbehrlichkeit heute bereits hinlänglich bewußt, um Chruschtschew unter Druck zu setzen. Er wird verschärft durch die mögliche Drohung, daß die Industrialisierung auch mit amerikanischer Hilfe durchgeführt werden könnte, wenn Moskau versagt.

Mit den Einflüssen dieser vier Faktoren, die neuerdings in wachsender Stärke wirksam werden, scheinen mir Chruschtschews Schwenkungen und Inkonsistenzen weitgehend erklärt. Und damit bei alledem auch die Ironie nicht zu kurz kommt, vollzieht sich dieses ständige Ab-

schwören von den eigenen Meinungen unter dem Schlagwort des „Kampfes gegen den Revisionismus“. Eduard Bernstein, der in den Neunzigerjahren diesen Begriff in die marxistische Diskussion geworfen hat, würde mit Verwunderung sehen, was daraus geworden ist. Noch mehr würde er sich darüber wundern, daß sein erbitterter Gegner Karl Kautsky, der von den Schöpfern des heutigen Bolschewismus als Vertreter der „Orthodoxie“ angesehen wurde, nunmehr zu einem der Väter des Revisionismus avanciert ist.

Die damalige Diskussion hatte mit der heutigen eines gemeinsam: sie wäre wahrscheinlich ein Streit unter Gelehrten geblieben, wenn sich nicht in der theoretischen Auseinandersetzung ein sehr realer politischer Kern verborgen hätte. Niemand hätte sich sonderlich darüber aufgeregt, daß Bernstein die Gültigkeit des Marxschen Wertgesetzes oder der Verelendungstheorie bezweifelte, wenn er nicht von seinem englischen Exil aus versucht hätte, der deutschen Sozialdemokratie eine Abschwächung ihrer oppositionellen Taktik und ein Zusammengehen mit dem liberalen Bürgertum zu empfehlen. Dagegen erhob sich der erbitterte Widerspruch nicht nur in der deutschen, sondern nahezu in der gesamten internationalen Arbeiterbewegung.

Auch heute ist es nicht die Theorie, sondern die reale Frage der Macht, von der die Gemüter der kommunistischen Führung bewegt werden. Diese Führung kann ihre Taktik vierundzwanzigmal im Tag ändern — und erhebt dennoch Anspruch auf Prinzipienfestigkeit, während sie den Gegner des Verrats am „Marxismus-Leninismus“ beschuldigt. Argumente sind überflüssig. Sie werden durch Drohung mit dem Terror ersetzt. Zum Beweis, daß dies keine leere Drohung ist, mußten Nagy und Maléter sterben.

DIE GUTE ALTE ZEIT IST WIEDER DA

„Arbeiter, Studenten, Jugendliche, Soldaten, Massen des Volkes standen auf, griffen zu den Waffen, kämpften . . . Es war kein Kampf gegen den Sozialismus, kein Kampf für die Rückkehr von Kapital und Reaktion — Die Massen haben gegen eine Gruppe von kommunistischen Parteiführern gekämpft, die ihre Macht mißbraucht hatten.“

„Volksstimme“ vom 1. November 1956 in ihrem Bericht über den Beginn der ungarischen Volkserhebung.

„Damals wurde versucht, den Staatsstreich zum Sturz der Volksmacht und zur Wiederherstellung der kapitalistischen Ordnung . . . in eine ‚Erhebung des Volkes‘ umzulügen.“

„Volksstimme“ vom 18. Juni 1958 in ihrer Begründung des Todesurteils gegen Nagy und Maléter

„Die in der Partei der Werktätigen vereinigten Kommunisten und Sozialisten . . . folgen . . . dem Ruf des alten kommunistischen Arbeiterführers Imre Nagy . . .“

„Volksstimme“ vom 26. Oktober 1956 (wie oben)

„Imre Nagy und seine Verschwörergruppe (sind) entsprechend ihrer früheren revisionistischen, bürgerlich-nationalistischen politischen Einstellung zum Verrat der Arbeitermacht . . . gelangt.“

„Volksstimme“ vom 18. Juni 1958 (wie oben)

„Deshalb ist der Beschluß der Regierung Imre Nagy, . . . die Einstellung des Feuers anzuordnen . . . so, daß man (ihn) gutheißen und begrüßen kann . . . Damit wurde die Gefahr der Konterrevolution abgewehrt.“

„Volksstimme“ vom 30. Oktober 1956 (wie oben)

„Imre Nagy und seine Komplizen haben mit ihrer verräterischen und zersetzenden Tätigkeit und dem schließlich erzwungenen Befehl zur Feuerpause die die Volksrepublik verteidigenden bewaffneten Kräfte lahmgelegt.“

„Volksstimme“ vom 18. Juni 1958 (wie oben)

DIE UNZUFRIEDENEN MELDEN SICH

Nicht als ob Bundesrat Dr. Broda, der sich in unserem Juniheft über das „Fazit der Erneuerung“ vernehmen ließ, durchaus zufrieden gewesen wäre. Gerade er, der an den weitreichenden Neuerungs-vorschlägen des „Bundes Sozialistischer Akademiker“ wesentlich beteiligt war, hat einige von ihnen im akzeptierten Programm recht deutlich vermisst. Aber er fand, daß die immerhin durchgedrungenen Neuerungen doch eine gute Basis künftiger Entwicklung und einen auf weite Sicht geradezu entscheidenden Fortschritt darstellen. Mag sein, daß ihm diese Weitsicht aus der Distanz einer langjährigen politischen Praxis leichter fällt. Und jedenfalls war auch er der Meinung, daß einer der nützlichsten Punkte des neuen Programms in der Diskussion darüber bestünde. Sie wird hiemit fortgesetzt, und zwar von zwei Vertretern jener jungen sozialistischen Generation, die wir im FORVM immer besonders gerne zu Wort kommen lassen: weil sie aus der grundsätzlichen Sicherheit ihrer Haltung auch schärfste Kritik zu üben vermag, ohne darum in eine billige „Opposition um jeden Preis“ zu verfallen.

GÜNTHER NENNING

Zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück

„Das Experiment, ein Parteiprogramm von der Gesamtheit der aktiven Parteimitglieder ... erarbeiten zu lassen, kann als geglückt bezeichnet werden. In 7403 Veranstaltungen haben sich ... 312.258 Teilnehmer (Parteimitglieder) mit dem Vorentwurf beschäftigt ... von der ungarischen Grenze bis zum Bodensee ... Das Programm weicht vom Vorentwurf inhaltlich und in der Diktion grundlegend ab ... 700.000 österreichische Sozialisten [haben] durch ihre 500 Delegierten das Programm zum Beschluß erhoben ... Es waren viele Tausende, die in diese Diskussion eingegriffen und damit ihre geistige Regsamkeit und politische Wachsamkeit bekundet haben.“

*Christian Broda: „Fazit der Erneuerung“
(FORVM V/54)*

Das Experiment, ein Parteiprogramm von der Gesamtheit der aktiven Parteimitglieder erarbeiten zu lassen, kann als gescheitert betrachtet werden. In 7403 Veranstaltungen haben sich 312.258 Teilnehmer (Parteimitglieder) mit dem Vorentwurf beschäftigt, aber von der ungarischen Grenze bis zum Bodensee waren es nur wenige Hundert, die diese Diskussion beherrscht und damit ihre geistige Regsamkeit und politische Wachsamkeit bekundet haben. 700.000 österreichische Sozialisten haben das Programm, das von wenigen Hundert mittels demokratisch beschlossener Anträge inhaltlich und in der Diktion grundlegend abgeändert wurde, durch ihre 500 Delegierten einstimmig zum Beschluß erhoben.

Was hätte auch anderes geschehen sollen? Die Demokratie liefert nicht automatisch richtige Ergebnisse. Damit sie funktioniert, müssen genügend aktive Demokraten (Parteimitglieder) da sein. Wenn wenige hundert Aktive, geistig und politisch Wachsame für viele hunderttausend Passive, geistig und politisch Schläfrige die Meinungsbildung übernehmen, so ist das ein durchaus legitimer Vorgang, und die so gebildete Meinung stellt eine gültige Bilanz dar.

Die sozialistische Parteiführung hat für demokratische Diskussion gesorgt. Sie hat das demokratische Ergebnis akzeptiert. Zu beidem ist sie zu beglückwünschen. Keine andere Partei in Österreich hat bisher ein solches Experiment gewagt und keine hat das Recht, den Ausgang des sozialistischen Experiments zu kritisieren. Erst einmal müßte sie selbst das Wagnis unternehmen und zeigen, daß es bei ihr besser ausfällt. Es war eben ein Versuch. Die wenigen hundert Mitwirkenden haben recht behalten, und den vielen Hunderttausend, die nicht mitgewirkt haben, ist

recht geschehen. Demokratie gibt es nur für aktive Demokraten, und die passiven müssen das Werk der aktiven akzeptieren. Freilich könnten sie in der Folge durch dieses Ergebnis zum Widerspruch herausgefordert werden. Unter den 700.000 Mitgliedern der SPÖ (zu denen auch der Autor dieses Aufsatzes gehört) sind heute bereits jene in der Mehrzahl, die auf Grund ihres Lebensalters, ihrer sozialen Herkunft und ihrer politischen Vergangenheit keine Beziehung zum Austromarxismus der Zwanzigerjahre haben. Sie wissen nicht, daß — wie Broda richtig anmerkt — „der dialektische Materialismus ... niemals partei-offizielle Lehrmeinung“ war. Sie wissen auch nicht, daß der dialektische Materialismus, sei es auch inoffiziell, stets die herrschende Lehrmeinung in dieser Partei war. Sie wissen überhaupt nichts vom Austromarxismus. Aber sie befinden sich in einer Partei und bilden bereits die Mehrheit dieser Partei, die sich soeben ein neues Programm gegeben hat, das auf dem Parteitag als „Dokument des Austromarxismus“ deklariert wurde.

Hier, wenn nicht schon früher, ist der Punkt erreicht, an dem der praktizierende Parteipolitiker, sofern er sich den Luxus leistet, Gedrucktes — also für ihn Unwichtiges — zur Kenntnis zu nehmen, folgendes einwenden muß:

Erstens, und wie schon gesagt, ist Gedrucktes heutzutage überhaupt politisch unwichtig, also auch ein neues Parteiprogramm.

Zweitens ist das neue Parteiprogramm durchaus kein austromarxistisches Dokument.

Drittens ist der Mann, der auf dem Parteitag das Gegenteil behauptete, nicht ernstzunehmen. Er repräsentiert nicht die wirkliche Haltung der SPÖ.

Viertens ist es durchaus normal, daß die Mehrzahl der Mitglieder einer Partei von deren theoretischen Grundlagen nichts weiß und sich deshalb an einer diesbezüglichen Diskussion nicht aktiv beteiligt. Meinung wird immer von einer Minderheit gemacht. Und in einer sozialistischen Partei ist die meinungsbildende Minderheit sogar erheblich größer als in den anderen Parteien.

Mit allen diesen Einwänden hätte der praktizierende Parteipolitiker recht. Er hat immer recht, weil er die Dinge — wie es sein Beruf verlangt — einfach sieht. Und diejenigen, die Gedrucktes, also für ihn Unwichtiges, schreiben, haben immer unrecht, weil sie die Dinge — wie es ihr Beruf verlangt — kompliziert sehen.

Bis sich ein verblüffender dialektischer Umschlag ergibt: die Schreiber haben solange Unwichtiges und Kompliziertes gesagt, bis es auf einmal wichtig und einfach ist. Die Politiker tun daraufhin gleichfalls etwas Wichtiges und Einfaches: sie akzeptieren die nunmehr marktfähig gewordenen neuen Gedanken. Das ist ein Vorgang, der sich in der Geschichte der politischen Ideen immer wieder abspielt. Das ist zum Beispiel auch der Vorgang, der zum neuen sozialistischen Parteiprogramm geführt hat. Die Politiker hatten auf einmal (für eine Zeitlang) unrecht: Gedrucktes war auf einmal (für eine Zeitlang) wichtig. Die Diskussion (innerhalb der meinungsbildenden Minderheit) griff wie Wildfeuer um sich. Sie fraß sich bis tief in nicht- und antisozialistische Kreise, denen bis vor kurzem niemand zugetraut hätte, daß sie solches Feuer fangen würden.

In dieser Situation entstand, beeinflußt von der Diskussion und sie beeinflussend, der Salzburger Vorentwurf. Er war kein Dokument des Austromarxismus. Aber er war ein sensationelles marxistisches Beweisstück: „*Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage* (der arbeitenden Klassen in Österreich und ihrer Partei) *wälzt sich der ganze ungeheure Überbau* (sozialistischer Theorie) *langsamer oder rascher um.*“

Die wenigen überlebenden Austromarxisten haben dann die Beweiskraft dieser klassischen Stelle aus der Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ von Karl Marx um ein Beträchtliches vermindert. Ihnen gelang das Kunststück, den revolvierenden Überbau mitten in seiner Revolution abzubremesen und ein gutes Stück zurückzuwälzen. Der Aktion der Geschichte selbst setzten sie ihre private Reaktion entgegen. Sie hielten den ideologischen Überbau an einer Stelle fest, wo er gemäß marxistischer Theorie nicht hingehört: nämlich dort, wo er im Widerspruch zu den realen Verhältnissen der arbeitenden Klassen und ihrer Partei in diesem Lande steht. Gewiß ist ihnen damit nicht mehr gelungen, als im oben zitierten Text das Wort *langsamer* gegenüber dem Wort *rascher* hervorzuheben. Und nur insoweit ist das Wiener Programm ein „Dokument des Austromarxismus“ geworden, als es gegenüber dem Salzburger Vorentwurf die kräftigen Spuren der reaktionären Verlangsamung aufweist, die von der überlebenden austromarxistischen Minderheit zustandegebracht wurde.

Diese Minderheit steht auf verlorenem Posten. Marx selbst beschneit es ihr: der Überbau wälzt sich um — rascher oder eben langsamer.

Aber der verlorene Posten wird — und das mit Recht — gehalten, solange eine legitime Ablöse nicht erfolgt ist. Der Austromarxismus war eine großartige Bewegung im Reich der politischen Ideen. Er war die einzige lebendige Weiterentwicklung des klassischen Marxismus. Er war die einzige marxistische Schule, die sich in den großen Strom europäischen Philosophierens einzuordnen versuchte — durch das kühne Unternehmen Max Adlers, Marx mit der klassischen deutschen Philosophie des Idealismus auszusöhnen. Der Austromarxismus brachte eine Reihe bedeutender Köpfe hervor, deren Denken in sehr verschiedene Richtungen ging und die gerade dadurch der österreichischen und europäischen Geistesgeschichte sehr viel Leben zuführten. Und in der politischen Praxis hat der Austromarxismus, von seiner revolutionären Theorie

realistisch abweichend, glänzende reformistische Leistungen vollbracht und hat, als echte staats Erhaltende Bewegung, den blutigen Bürgerkrieg bis zuletzt zu verhindern getrachtet.

Die überlebenden Anhänger einer Bewegung von so viel historischem Verdienst sind daher, obwohl gering an Zahl, mit Recht in der mittleren Führungsschicht der SPÖ stark vertreten — wie stark, hat eigentlich erst der Ausgang der Diskussion um das Parteiprogramm gezeigt. Sie, die zu den treuesten und selbstlosesten Mitarbeitern der Partei gehören, haben mit Recht ihren engen persönlichen Zusammenhalt und ihre beherrschende Kenntnis des Apparats mobil gemacht, als mit dem Salzburger Vorentwurf die rasche Umwälzung des ideologischen Überbaus hereinzubrechen drohte. Erst wenn die Vertreter eines neuen Sozialismus mit gleicher Artikulation ihrer Ideen und gleicher hingebender Verankerung im Apparat aufwarten können, werden sie Anspruch auf eine gleichermaßen einflußreiche Position haben. Bis dahin werden die ideologischen Schlachten der Partei nicht von der Vorhut des neuen Sozialismus gewonnen werden, sondern von der Nachhut des alten.

Der Salzburger Vorentwurf war für die überlebende austromarxistische Minderheit eine verlorene Schlacht, das Wiener Programm eine gewonnene. Aber das Wiener Programm ist ebensowenig ein marxistisches Dokument wie der Salzburger Vorentwurf. Beide haben als Grundlage nicht den Sozialismus als pseudowissenschaftliche Doktrin, sondern den Sozialismus als sittliche Idee. Der Wiener Text ist in manchem sogar noch ein Stückchen unmarxistischer als der Salzburger. Er definiert zweimal den Sozialismus ausdrücklich als „*sittliche Lebensauffassung*“ und „*sittliche Gesinnung*“. Er bekennt sich ausdrücklich zum Mehrparteienstaat. Er notiert ausdrücklich neben dem marxistischen auch den humanitären und religiösen Weg zum Sozialismus. Und er stellt sich zur Religion noch ein Stück positiver als der Salzburger Vorentwurf.

Aber der Salzburger Text sagt ziemlich deutlich: Der Marxismus irrt. Der Wiener Text schweigt darüber. Der Salzburger Text ist ein Dokument des Mutes, der Wiener Text ist ein Dokument der Angst. Hierin liegt der Sieg der überlebenden Austromarxisten. Die Absage an den Marxismus war das eigentlich revolutionäre Element des Salzburger Vorentwurfs, das Zurückweichen vor den remonstrierenden Marxisten ist das eigentlich reaktionäre Element des Wiener Programms.

Wiegt dieser Sieg der Reaktion wirklich so schwer — angesichts des vielen Schönen, Treffenden und Neuen, das im Wiener Programm Platz gefunden und behalten hat? Die sozialistischen Parteien litten immer schon an einer Diskrepanz zwischen ihrer Theorie und ihrer Praxis. Ihre Theorie war immer revolutionär, doktrinär-pseudowissenschaftlich, messianisch-utopistisch; ihre Praxis immer evolutionär, realistisch-reformatorisch, nüchtern kompromißbereit. Seit einem guten halben Jahrhundert liegt die erfolgreiche sozialistische Praxis an der Kette einer frustrierten und antiquierten Theorie. In Salzburg unternahmen die Praktiker der Parteispitze mit Hilfe eines kleinen Kreises weitblickender Theoretiker den Versuch, die historische Kette gänzlich abzustreifen. Sie konnten der Zustimmung bei den passiven, aber praktisch denkenden Massen der Parteimitgliedschaft sicher sein. Aber

in Wien wurde ihnen bescheinigt, daß die mittlere, austromarxistisch beeinflusste Funktionärschicht auf gewisse Ecken und Endchen der liebgewordenen Theorie nicht zu verzichten bereit ist. Die mittlere Schicht wehrte den Angriff, in dem sich oberste Führung und unterste Mitglieder massen einig wußten, wohlorganisiert ab.

Eine Schlacht ist geschlagen worden. Aber der wirkliche Kampf hat erst begonnen. Bis Salzburg wurde zwei Schritte vormarschiert, von Salzburg bis Wien wieder ein Schritt zurück. Und viele Schritte vorwärts müssen noch getan werden, bis der Sozialismus an die Konfrontation seiner Theorie mit der Realität herangeführt ist. Er wird dann, Aug in Aug mit der Realität, nicht mehr zwei Sprachen zugleich sprechen können, obwohl es derzeit einen Fortschritt bedeutet, daß er das kann. Er spricht im neuen Programm ohnehin nur noch selten marxistisch und schon sehr häufig nichtmarxistisch. Immerhin nennt er sich für die Marxisten noch Wissenschaft, für die Andersgläubigen schon sittliche Lebensauffassung. Immerhin nennt er für die Marxisten sein

Ziel noch klassenlose Gesellschaft, für die Andersgläubigen schon Zusammenarbeit von Gemeinwirtschaft und Privatwirtschaft (was den weiteren Bestand von Privateigentum an Produktionsmitteln und damit den weiteren Bestand von Klassen voraussetzt).

Alle revisionistischen Forderungen an den Sozialismus können erfolgreich nur von seinen Anhängern innerhalb der Partei vertreten werden. Die Befreiung des Sozialismus von seiner obsoleten Theorie kann nur das Werk der Sozialisten selbst sein. Eine andere Gangart als die schon eingeschlagene — zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück — ist kaum möglich. Das Tempo wird sich von selbst immer mehr beschleunigen. Aber es darf nie so schnell werden, daß die Partei in Verwirrung oder Spaltung gerät. Sie muß an das Wort Otto Bauers denken, daß es noch immer besser sei, gemeinsam einen falschen Weg zu gehen, als getrennt jeder seinen richtigen. Und daß die SPÖ eine starke, gesunde Partei bleibt, ist nicht nur ihr eigenes Interesse, sondern ebenso das Interesse ihrer demokratischen Partner und Gegner.

FELIX BUTSCHK

Auf halben Wegen und zur halben Tat

Nur wenige Ereignisse im innenpolitischen Leben der Zweiten Republik haben so viel echtes geistiges Interesse erregt wie der Salzburger Vorentwurf zum neuen Parteiprogramm der SPÖ. Unter der Hauptredaktion Benedikt Kautskys, eines der hervorragendsten Marx-Kenner der Gegenwart, war hier der Versuch unternommen worden, die Position des zeitgenössischen Sozialismus neu zu umreißen. Das Ergebnis war ein Dokument von solcher Dynamik, daß es selbst in altüberkommene Fronten einbrach. Man diskutierte den Vorentwurf in Kreisen und Publikationen, die, mit oder ohne „Unabhängigkeit“ im Firmenschild, unzweifelhaft konservativ sind. Die bedeutende katholische Linke, um neue sozialtheoretische Erkenntnisse bemüht, fühlte sich lebhaft angesprochen, ja herausgefordert. Bei einer großen Zahl von Bürgerlichen zeigte sich, daß sie mit den alten konservativen Schlagworten nichts mehr anzufangen wußten und bereit wären, auf der Suche nach einem neuen Weltbild den Salzburger Vorentwurf als Orientierungshilfe zu akzeptieren. Die sozialistischen Parteien des Auslands und die großen ausländischen Zeitungen, ungeachtet ihrer Parteirichtung, griffen in die Diskussion ein. Die Salzburger Formulierungen schienen sogar genügend Neues zu enthalten, um der jungen Generation wieder zu etwas lang Vermissen zu verhelfen: zu Idealen.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß der Salzburger Vorentwurf in der geistigen Erstarrung, die das politische Leben unseres Landes bedroht, geradezu revolutionierend gewirkt hat. Und da dies bei Parteiprogrammen nur sehr selten geschieht, da Österreich überdies ein sehr kleines Land ist, müssen schon ganz besondere Gründe vorliegen, wenn ein österreichisches Parteiprogramm solche Wirkung auslöst.

In den letzten Jahrzehnten hatte man im politischen Spektrum nur die Wahl zwischen konservativen Parteien, mochten sie sich ausdrücklich als solche bezeichnen oder

als liberal, als sozialistisch, als kommunistisch, als „Volksparteien“. Wohl richteten sich diese Parteien — und das gilt vor allem von den sozialistischen — in ihrer Praxis mehr oder weniger nach den Erfordernissen der Zeit; in ihren Theorien aber trugen sie ausnahmslos die staubbedeckten Rüstungen ihrer Vorfahren. Es war also hoch an der Zeit, daß endlich eine politische Gruppe daran ging, den jahrzehntealten Staub abzuschütteln, die Bedürfnisse der Gegenwart nüchtern zu registrieren und daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Die Sozialisten sind die fortschrittlichsten Konservativen. Sie haben aus den verelendeten Massen des Hochkapitalismus Menschen gemacht, sie waren die entschiedenen Vorkämpfer einer neuen Zeit, und sie schienen prädestiniert, durch ein neues Programm zu einem neuen Bild des Menschen und der Zeit zu gelangen. Daß es obendrein die österreichischen Sozialisten waren, die sich ein neues Programm geben wollten, war doppelt bedeutsam, weil bei ihnen die marxistische Tradition besonders stark ist und jeder Fortschritt sich bei ihnen noch viel augenfälliger auswirken mußte als bei anderen europäischen Sozialisten (etwa bei den niederländischen, die eine so starke Bindung an Marx nicht kennen).

Was immer man gegen Aufbau, Umfang oder auch Inhalt des Salzburger Vorentwurfs einwenden konnte — er vollzog die überfällige Anpassung an die Realität. Bisher war das Kommunistische Manifest, offen oder uneingestanden, die Basis jeder Programmatik der österreichischen Sozialdemokratie gewesen. Der Salzburger Vorentwurf verwies es auf den ihm gebührenden historischen Platz und erklärte damit, daß Marx — bei aller Anerkennung seiner historischen Größe und trotz der selbstverständlichen Übernahme seiner noch relevanten Erkenntnisse — für den demokratischen Sozialismus nicht mehr unfehlbar ist. Der Vorentwurf vollzog den Übergang vom Dogma zur Realität.

Die lebhafteste Diskussion des Vorentwurfs erwies vor allem, welches erstaunliche politische Kraftreservoir die SPÖ darstellt. Allerdings brachte diese Diskussion neben den Kräften, die ein möglichst gutes neues Programm wollten, auch jene anderen auf den Plan, die überhaupt kein neues, sondern ein altes Programm wollten. Die konservativen Marxisten waren seit jeher gewohnt, die auch ihnen sichtbare Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis mittels „double-think“ verschwinden zu lassen und kämpften um ihre solcherart konservierten Vorstellungen. Sie wollten auf das linke Pendant zur „guten alten Zeit“ nicht verzichten. Wie stark die konservativen Kräfte in der Partei tatsächlich waren, läßt sich schwer beurteilen. Von den 1073 Abänderungsanträgen zum Vorentwurf wollten 35 dessen Marx-Kritik eliminieren oder abschwächen, und es ist bezeichnend, daß einer dieser Anträge von der Sozialistischen Jugend kam (die sich vielleicht doch einmal den Kopf darüber zerbrechen sollte, warum ihre Mitgliederzahl um soviel geringer ist als die der Katholischen Jugend). Der Erfolg, den die konservativen Marxisten erzielten, war jedenfalls nicht gering.

Das endgültige Programm, das vom außerordentlichen Parteitag in Wien beschlossen wurde, stellt in Aufbau, Stil und Inhalt eine Meisterleistung dar. Auf die Frage, ob die demokratischen Sozialisten Österreichs sich von ihren historischen Vorurteilen befreit haben oder nicht, gibt das Programm keine Antwort. Gerade das aber wäre die Voraussetzung für die Übernahme einer geistigen Führerrolle durch die Sozialisten.

Die Stellungnahme des Salzburger Vorentwurfs zum Marxismus, die nun bis auf weiteres der Vergangenheit angehört, verdient es eben darum, daß von ihr mehr bekannt werde als bloß jener eine, oft zitierte Satz (der im folgenden, kursiv hervorgehoben, in seinem Zusammenhang sichtbar wird):

„Mehr als ein Jahrhundert ist vergangen, seitdem das Kommunistische Manifest feststellte, daß die Arbeiter nichts zu verlieren haben als ihre Ketten. Die Welt hat sich seither gründlich verändert.

Der Ruhm ..., die Arbeiterbewegung ... in eine demokratische Massenbewegung verwandelt zu haben, gebührt ... Marx und Engels ... Die Tatsache, daß sich die Kommunisten auf Marx berufen, beweist nicht das mindeste. Aus ihm, der ... ein ‚Absterben des Staates‘ erwartete, einen Befürworter einer ... terroristischen Diktatur zu machen, ist eine ... grobe Entstellung ... Die moderne Gesellschaft hat sich völlig anders entwickelt, als Marx es im Kommunistischen Manifest voraussagte.“

Benedikt Kautsky erläuterte dazu auf dem Salzburger Parteitag:

„Wir haben ... festgestellt, daß sich Marx und Engels geirrt haben. Das zu tun, ist kein Verdienst, ist auch keine Verkleinerung des Verdienstes von Marx und Engels ... In dem modernen Wohlfahrtsstaat ... ist mit Marxschen Theorien, mit Marxschen Begriffen nicht allzuviel anzufangen; das ist zuzugeben ...“

Von der gesamten Salzburger Marx-Kritik ist im Wiener Text nichts übriggeblieben als der erste Satz, sozusagen die Datumzeile: „Mehr als ein Jahrhundert ist vergangen, seitdem Karl Marx feststellte, daß die Proletarier nichts zu verlieren haben als ihre Ketten.“ Zu dieser Erkenntnis bedarf es keines Parteiprogrammes, dazu genügt die Lektüre eines besseren Kalenders. Nach einigen weiteren, harmlosen Sätzen, die den Schock der nun immerhin

folgenden Respektlosigkeit mildern sollen, heißt es dann: „Die Arbeiter haben heute mehr zu verlieren als ihre Ketten ...“ Das ist alles. Das kann mit einigem Wohlwollen als eine Absage an das Kommunistische Manifest gedeutet werden. Aber das Ausmaß, in dem die pro-marxistischen Konservativen erfolgreich waren, läßt sich aus der vorsichtigen Diplomatie dieser Formulierung deutlich herauslesen.

Dennoch kann keine Rede davon sein, daß das neue Programm marxistisch sei. Es enthält mehrfach die naturrechtliche Anerkennung absoluter Werte. Und wenn Josef Hindels, der Exponent jener konservativen Kräfte, auf dem Parteitag meinte, das Programm sei „durchdrungen von austro-marxistischem Geist“, so war das ebenso richtig wie das meiste, was orthodoxe Marxisten zur Gegenwart zu sagen haben. Aber darum geht es nicht. Es geht darum, daß es in Salzburg schien, als ob wenigstens eine politische Gruppe in diesem Land die Kraft und die Größe hätte, inhaltslose historische Formeln aufzugeben. Das wäre eine geistige Tat ersten Ranges gewesen, eine Tat, die den Teufelskreis der historischen Ressentiments gesprengt hätte. Die Autoren des Wiener Programms haben es nicht über sich gebracht, das Zauberwort zu sprechen. Gewiß, sie sagten manches offen und vieles durch die Blume. Aber diejenigen, die heute ihre Fragen an den Sozialismus stellen, wollen eine Antwort, in der alles offen gesagt wird und nichts durch die Blume.

Darüber dürften sich die für den Salzburger Entwurf wie für die Wiener Endfassung Verantwortlichen im klaren gewesen sein. Sie wußten, welche Folgen die zwischen Salzburg und Wien vollzogenen Textänderungen haben müßten. Auf dem Wiener Parteitag hörte man von ihnen immer wieder Wendungen wie: „Wir machen das Programm nicht für die anderen, sondern für uns.“ Aber eine solche Feststellung wird auch durch häufige Wiederholung nicht akzeptabler. Ein Parteiprogramm ist kein Gesellschaftsspiel, das nur die Mitglieder angeht. Es ist auch nicht nur der „größte gemeinsame Nenner aller in der Partei vertretenen Meinungen“. Es ist ein Dokument, dem Fernwirkung zukommen soll.

Eine klare Distanzierung vom Marxismus hätte zweifellos Fernwirkung gehabt. Der Einwand, daß man zwar über ein Programm abstimmen könne, nicht jedoch über die Gültigkeit wissenschaftlicher Theorien, ist nicht stichhältig. Erstens haben sozialistische Programme seit jeher behauptet, daß sie auf wissenschaftlichen Theorien beruhen, und über alle diese Programme wurde abgestimmt. Zweitens behauptet auch das neue Programm, daß es auf wissenschaftlichen Theorien beruhe; sein Satz Nr. 19 stellt fest, die Partei entwickle sich „gestützt auf die Erkenntnisse des wissenschaftlichen Sozialismus“. Die Formel stammt wörtlich aus dem 32 Jahre alten Linzer Programm. Und wenn man wissen will, was unter „wissenschaftlichem Sozialismus“ zu verstehen sei, lese man im Protokoll des Linzer Parteitages nach, dessen Vorsitzender Karl Seitz erklärte, die Basis des Programmes seien „die unverrückbaren Lehren von Marx und Engels“.

Die Beiträge zur Programmdiskussion mit Überschriften wie „Marx hat doch recht gehabt“ waren gering an Zahl. Sie unternahmen den rührenden Versuch, nachzuweisen, daß heute tatsächlich, gemäß den Prophezeiungen des Kommunistischen Manifestes, einer im Elend dahin-

vegetierenden Arbeiterklasse einige wenige Kapitalisten gegenüberstehen, in deren Hand sämtliche Produktionsmittel vereinigt seien, und daß zwischen den beiden auch heute noch ein Klassenkampf auf Tod und Leben herrsche. Der Glaube an diesen Klassenkampf spielt bei konservativen Marxisten dieselbe extrem irrationale, fetischhafte Rolle wie bei Konservativen und Liberalen der Glaube an die freie Konkurrenz. Gewiß finden sich im neuen Programm nur noch Spuren konservativ-marxistischen Einflusses. Aber an manchen Stellen sind sie verblüffend kräftig. So findet sich im Kapitel „Sozialismus — heute und morgen“ folgendes:

„Setzen sich im kapitalistischen Bereich allmählich Demokratie und Wohlfahrtsstaat durch, so herrscht in großen Teilen der übrigen Welt die mehr oder minder verhüllte Diktatur. In dieser gespaltenen Welt steht der demokratische Sozialismus zwischen Kapitalismus und Diktatur. Er muß seine Ziele im Kampf gegen beide erreichen: denn er kann sich weder mit dem Kommunismus noch mit dem Kapitalismus versöhnen ...“

Wo steht also der Sozialismus, wenn er zwischen Kapitalismus und Kommunismus steht? Wo liegt das Traumland, von dem aus die Sozialisten Kapitalismus und Kommunismus mit gleicher Unversöhnlichkeit bekämpfen? Leben die Sozialisten am Ende nicht doch in einer Welt mit dem Kapitalismus — in einer Welt, von der aus sie gemeinsam mit den Kapitalisten gegen den Kommunismus kämpfen und in der allein es ihnen möglich ist, den Kapitalismus von innen heraus umzugestalten? Sie erklären, sie können sich „weder mit dem Kommunismus noch mit dem Kapitalismus versöhnen“. Sie erhalten vom einen Genickschüsse und vom andern ERP-Geschenke, aber sie versöhnen sich mit keinem von beiden. Sicherlich sind die Vereinigten Staaten kein kapitalistisches Land im klassischen Sinne, und die ERP-Gelder stammten auch aus den Steuergeldern der amerikanischen Arbeiter. Aber kein westlicher Staat ist heute noch ein klassisch-kapitalistischer Staat — und das ist weitgehend ein Verdienst der Sozialisten. Nur wenn sie sich in den letzten hundert Jahren unfähig gezeigt hätten, die Gesellschaftsordnung zu verändern, wäre ihre Deklaration berechtigt, daß sie den Kapitalismus heute ebenso zu bekämpfen haben wie die blutrünstigste Gewaltherrschaft der Geschichte. Man kann imaginäre „Kapitalisten“ heute nicht mit dem gleichen Maß messen wie die höchst realen Kommunisten. Im Salzburger Text hieß es ja auch noch deutlich genug:

„[Es] hat sich in der westlichen Welt eine gemeinsame Grundlage gebildet, auf der die drei großen Geistesströmungen (Konservatismus, Liberalismus, Sozialis-

mus) ihre Gegensätze austragen ... und ebenso hat sich anstatt des unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen den beiden einstigen Klassen ein sehr komplexes System verschiedenartiger Interessen entwickelt, die sich mannigfach kombinieren können ... Es gibt für den Sozialismus ebensowenig ein Kompromiß mit dem Kapitalismus, selbst nicht in der Form des Wohlfahrtsstaates. Wohl besteht zwischen den kapitalistischen Staaten und den Diktaturen ein grundlegender Unterschied: die Form, in der die Gegensätze in beiden Staatengruppen ausgetragen wurden, ist eine völlig andere. Die sozialistische Arbeiterbewegung hat den Sozialismus zur Demokratie geführt; diese muß in den Diktaturen erst erkämpft werden.“

Anders als im Salzburger Vorentwurf werden im Wiener Programm auch in der Außenpolitik Kapitalismus und Kommunismus immer wieder unterschiedslos in einen Topf geworfen. Es heißt da: „Die SPÖ lehnt die imperialistische Politik der alten kapitalistischen Mächte ebenso ab, wie die imperialistische Expansionspolitik den Sowjetkommunismus.“ Aber welche „kapitalistische“ Macht betreibt heute imperialistische Politik auch nur annähernd im gleichen Maßstab wie die Sowjetunion? Meinen die Programmautoren vielleicht die vom Sozialisten Lacoste betriebene Unterdrückung Algeriens? Oder den Aggressionsakt, den der Sozialist Mollet gegen Ägypten unternahm? Oder gar die imperialistische Politik der Vereinigten Staaten, der es überhaupt zu verdanken ist, daß derartig wirre Gedanken in Freiheit ausgesprochen werden können?

Wenn auch nach dem neuen Programm der SPÖ Kapitalisten und Kommunisten gleich schlecht sind, wird sich doch an der verantwortungsbewußten Politik dieser Partei nichts ändern. Sie wird weiterhin den Kommunismus bekämpfen und sich mit den „Kapitalisten“ auf der gemeinsamen Ebene der parlamentarischen Demokratie auseinandersetzen, und sie wird in Notzeiten zusammen mit ihnen die gemeinsam anerkannten Werte verteidigen. Daß diese Haltung mit gewissen Stellen des neuen Programms nicht übereinstimmt, wird in der Praxis nicht sehr stören. Die Diskrepanz zwischen Theorie und Realität ist bei den meisten sozialdemokratischen Parteien alteingewurzelt. Die Chance, sie gänzlich zu beseitigen, wurde zwischen Salzburg und Wien nur teilweise wahrgenommen, etwa im Kapitel „Sozialismus und Religion“. Im übrigen scheint man in der SPÖ schon so patriotisch zu sein, daß man die Methoden des Hauses Habsburg übernimmt, wie Grillparzer sie im „Bruderzwist“ formuliert hat:

„Auf halben Wegen und zur halben Tat
mit halben Mitteln zauderhaft zu streben.“

DER WEG ZURÜCK

Titel eines Aufsatzes in Heft 1/58 der SPÖ-Zeitschrift „Die Zukunft“:

VON DER KLASSEN- ZUR MASSENPARTEI

Ankündigung desselben Aufsatzes auf der Umschlagseite desselben Heftes:

VON DER MASSEN- ZUR KLASSENPARTEI

Weiteres siehe unter Freud, Sigmund: „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“, II. Vorlesung: „Die Fehlleistungen“.

Wandlungen der deutschen Parteien

Was wir heute in der parlamentarischen Demokratie als Partei bezeichnen, ist das Produkt eines ganz bestimmten Zeitabschnitts der europäischen Geschichte: des Kampfes gegen den Absolutismus. Keine Autokratie, ob sie nun monarchische oder (wie etwa im alten Venedig) republikanische Züge trug, hat das Aufkommen politischer Strömungen geduldet, die legitime Teilhabe an der Macht im Staate verlangten. Worauf sich autokratische Gewalten stützten oder wogegen sie sich, je nach den Umständen zu wehren hatten, waren Parteien, das heißt Gefolgschaften eigener oder gegnerischer Parteigänger. Sie begegnen uns beispielsweise in den sogenannten Zirkusparteien der Grünen und der Blauen von Byzanz. Auch die Guelfen und die Ghibellinen des mittelalterlichen Italien Parteien zu nennen, widerstrebt uns. Wo sie aufeinanderstoßen, geht es jedesmal ums Ganze, um Triumph oder Sturz der einen, ungeteilten Gewalt. Die Erbitterung, mit der diese Kämpfe ausgefochten werden, ist uns Heutigen unverständlich, weil wir dahinter nichts erkennen, was wir als „weltanschauliche“ Motive zu deuten gewohnt sind.

Die Szene ändert sich völlig im Zeitalter der sogenannten bürgerlichen Revolution, in dem die Politik mit solchen Motiven geradezu durchtränkt ist. Wie erklärt sich diese Erscheinung?

DIE ZUSTIMMUNG DER REGIERTEN

In den naturrechtlichen Lehrsätzen des Rationalismus fand das sozial und wirtschaftlich aufsteigende Bürgertum die ideologische Bestätigung seines Selbstbewußtseins und aller politischen Ansprüche, die daraus folgten und die vorerst noch nicht klar artikuliert sein mochten; aber ihre Richtung war eindeutig vorgezeichnet: sie begann mit der Forderung nach größeren bürgerlichen Rechten und Freiheiten und lief schließlich auf die volle Volkssouveränität und auf ihre Verwirklichung in der parlamentarischen Demokratie hinaus. In dieser Entwicklung liegen die Ursprünge unseres heutigen Parteiwesens.

Ein skizzenhafter historischer Rückblick begänne am besten dort, wo der Durchbruch des demokratischen und liberalen Prinzips weltgeschichtliche Bedeutung erlangen sollte: in Großbritannien. Allerdings war es nicht das englische Bürgertum, sondern eine ständisch-aristokratische Fronde, die sich zuerst mit Erfolg gegen das absolute Königtum auflehnte und damit einen Trend auslöste, der kaum in ihrer Absicht und noch weniger in ihrem Interesse lag. Sie berief sich in der „Petition of Right“ von 1628 ausdrücklich auf die „ererbten Freiheiten des Landes“ und sicherte etwa 60 Jahre später mit dem erklärten Ziel, „die alten Rechte und Freiheiten der Herren und Gemeinen zu behaupten“, in der „Declaration of Rights“ die Mitherrschaft des Parlaments. Aber was jene Zeit in der Tiefe aufwühlte, war nicht die Sorge um poli-

tische und wirtschaftliche Privilegien einer dünnen Oberschicht; es war das leidenschaftliche Verlangen nach der Freiheit des Gewissens und des Glaubens, also ein wesentlich religiöses Moment. In dieser viel weiter hinreichenden Schicht hat man die eigentlich elementaren Triebkräfte der angelsächsischen Demokratie zu suchen.

Stärker noch als in Großbritannien selbst wirkten sie in seinen nordamerikanischen Kolonien. Seit den Tagen Cromwells war die religiös fundierte Idee der Volkssouveränität in den puritanischen Sekten lebendig geblieben, und es bedurfte nur eines so trivialen Anlasses wie des Aufruhrs um die Teezölle — bezeichnenderweise in der puritanischen Hochburg Boston —, um den Funken der offenen Rebellion zu entzünden. In der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten vom Jahre 1776 wird das Prinzip der Volkssouveränität zum ersten Male in die politische Praxis übersetzt, wenn von Regierungen die Rede ist, „die ihre gerechten Vollmachten von der Zustimmung der Regierten ableiten“.

Auf diesem Hintergrund erhält die große französische Revolution von 1789 ihr historisches Relief — jenes Erdbeben, das die Staatenwelt des europäischen Kontinents erschüttert und damit auch die politische Entwicklung in Deutschland entscheidend beeinflußt hat. Die französische Revolution zieht alle, auch die letzten Konsequenzen aus dem Rationalismus der Aufklärung. Von den Angelsachsen übernimmt sie die liberal-demokratischen Ideen der Freiheit und der Volkssouveränität, freilich bis ins Extrem säkularisiert. Aus eigenem entwickelt sie die Idee der radikalen (nicht bloß der staatsbürgerlichen) Gleichheit aller Menschen, wiederum rein immanent-weltlich gefaßt. Diese Zutat war es, die den stärksten Sprengstoff enthielt. Wir wissen heute, daß die Grundsätze der demokratischen *liberté* und der jakobinischen *égalité* einander ausschließen: das Prinzip der Gleichheit negiert letztlich die Individualität und damit die persönliche Freiheit. Wo es staatliches Handeln und soziale Wertungen allein bestimmt, wo also der Freiheit um der Gleichheit willen die Flügel gestutzt werden, ist der Weg von der Demokratie zur „Volkodemokratie“ nicht mehr weit.

POLITIK UND PATHOS

Die Brandmauer der Heiligen Allianz, mit der Metternich die europäischen Länder diesseits des Rheins vor dem Flugfeuer „umstürzlerischer Ideen“ schützen wollte, hielt notdürftig bis zum „tollen Jahr“ 1848. Von da an hatte der Absolutismus auch in Deutschland, dessen Kleinstaaterei ihm eine besonders muffige Atmosphäre verlieh, das Spiel endgültig verloren. In dem Maße, wie er seine Positionen zurücknehmen mußte, gewann das Parteiwesen an Gewicht und Umfang, ohne daß in dieser Entwicklung eine scharfe Zäsur feststellbar wäre.

Bereits vor 1848 wiesen die Landtage der deutschen Einzelstaaten, obwohl sie noch mehr den Charakter von Ständeversammlungen hatten, Ansätze zu Fraktionsbildungen auf, namentlich in Süddeutschland. Daß dabei die liberalen Richtungen zuerst hervortraten, nimmt nicht

Bundesminister Dr. von Merkatz (Bonn) war im FORVM schon mit mehreren gewichtigen Beiträgen vertreten, darunter „Stationen auf dem Weg zur Freiheit“ (IV/47) und „Ein konservatives Leitbild für unsere Zeit“ (III/34). Seine Analyse der heutigen parlamentarischen und Parteien-Situation in der Deutschen Bundesrepublik ist auch für den österreichischen Leser — der sich mit ganz ähnlichen Entwicklungstendenzen konfrontiert sieht — von aktuellstem Interesse.

wunder; sie segelten mit dem Winde der Zeit. Aber erst als unter dem Märzsturm von 1848 das „Eis der Reaktion“ wegschmolz — wenn auch noch nicht endgültig —, schien die große Stunde des deutschen Liberalismus gekommen zu sein. Diese Hoffnung erwies sich zunächst als verfrüht und die Schuld daran lag nicht zuletzt im liberalen Lager selbst; es spaltete sich sofort in zwei gegensätzliche Parteigruppen: die gemäßigten Liberalen und die radikalen Demokraten. Jene traten für die konstitutionelle Monarchie ein, diese für die Republik.

Hier ging es um mehr als um einen verfassungsrechtlichen Streitpunkt. Auf der Flut der bürgerlichen Revolution zeigten sich die ersten Wirbel der nächsten, der proletarischen Revolution, die das jakobinische Element viel stärker hervorkehrte (und die allerdings in Deutschland über Anläufe nicht hinauskam). Aber noch blieben auf Jahrzehnte hinaus die liberalen Kräfte tonangebend. Sie hatten ein zweites, überaus zeitgemäßes politisches Motiv für sich: die Errichtung eines deutschen Nationalstaates, wobei freilich die Anhänger der „großdeutschen“ und der „kleindeutschen“ Lösung miteinander in Streit lagen, bis diese schließlich die Oberhand behielten. Die Konservativen sahen sich demgegenüber in die Defensive gedrängt; wo sie sich zu Gruppen zusammenschlossen, wie in Preußen, geschah es vor allem zur Abwehr der liberaldemokratischen Strömungen. Daß diese Position als unzulänglich empfunden wurde, bezeugt das Gründungsprogramm der konservativen „Kreuzzeitung“ vom Mai 1848, in dem von der unabweislichen Pflicht die Rede ist, „neben dem Kampf gegen die Revolution und ihre verderblichen Grundsätze und Konsequenzen zugleich eine positive Stellung zu der neuen Ordnung der Dinge einzunehmen“.

Indessen gewinnt man den Eindruck, daß es jener Zeit — vielleicht auch weil sie betont individualistisch und differenziert war — sehr schwer fiel, ihre politischen Vorstellungen und Wünsche zu stabilisieren. Selbst in der Frankfurter Nationalversammlung kam es nur allmählich zu festeren Fraktionsbildungen, und das Gesamtbild blieb für heutige Begriffe immer noch recht verschwommen. Was sich da zusammentat, würden wir eher als „Klub“ oder „Zirkel“ bezeichnen. Fast meinen wir die Luft des Biedermeier zu spüren, wenn wir die Namen dieser Vereinigungen lesen: Deutscher Hof, Augsburger Hof, Donnersberg, Café Milani, Casino . . . So hießen die Lokale, in denen man sich versammelte und frühstückte.

Innerhalb und außerhalb der beiden Hauptgruppen — der liberal-fortschrittlichen und der konservativen — zeigen sich schon vor 1848 Anfänge einer konfessionell bestimmten Richtung, vor allem in Süddeutschland und im Rheinland. Es sind die Vorläufer der späteren Zentrums- und DDP-Partei. Dagegen finden sich Fraktions- oder gar Parteibildungen ausgesprochen sozialistischer Prägung bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht. Was an sozialistischen Ideen umging, wurde von der zeitgenössischen Karikatur unter den halbbürgerlichen Schlapphuten der radikalen Demokraten und Republikaner gesteckt; die Ballonmütze als Attribut des klassenbewußten Proletariats tauchte erst später auf.

Das alles ergibt eine überaus bunte Palette von parlamentarischen Fraktionen und politischen Vereinen, von

handfesten Programmen, kühnen Entwürfen und schwärmerischen Vorsätzen. An einem fester gefügten organisatorischen Unterbau, an einem „Apparat“ mangelte es den Parteien noch weitgehend; dafür hatten sie einen Überfluß an guten, ja geistvollen Köpfen. Ihr politischer Stil mag uns Heutigen reichlich pathetisch anmuten; aber es war ein Pathos, das von Idealismus getragen wurde, von der Überzeugung, daß es möglich und sogar geboten sei, *die Wirklichkeit an Idealen und an geistigen Prinzipien zu messen*. Noch wirkte die Lehre Kants nach, daß das sittliche „Reich der Zwecke“ als eine „praktische Idee“ aufzufassen sei, „um das, was nicht da ist, aber durch unser Tun und Lassen wirklich werden kann, und zwar eben dieser Idee gemäß, zustande zu bringen“. Wenn die praktischen Ergebnisse damaliger Politik dürrig waren, so nicht deshalb, weil man zu wenig, sondern weil man *zuviel* neue Ideen hervorbrachte und darüber das Augenmaß verlor.

„INTERESSEN“ STATT WELTANSCHAUUNG

Nach der Jahrhundertmitte wird dieser geistige Elan zusehends schwächer. Die Politik scheint sich zu versachlichen und die Parteien ändern ihre Physiognomie. Ein Bericht der beim Bundesinnenministerium gebildeten Parteienrechtskommission charakterisiert diese Entwicklung als den Übergang von „Weltanschauungsparteien“, in denen Honoratioren — Professoren, beamtete Juristen, Advokaten, Literaten — den Ton angeben, und die auf einem schmalen Unterbau von Wahlvereinen und -ausschüssen in Parlamentsfraktionen organisiert sind, zu Parteien mit Interesseneinfluß. An die Stelle der mit idealistischen Parolen geführten Nationalstaatspolitik treten Probleme der nationalen Wirtschafts- und Sozialpolitik. Es geht nicht mehr um die Frage „großdeutsch“ oder „kleindeutsch“, sondern um Schutzzoll oder Freihandel und bald auch um das Recht des Staates, auf dem Felde der sozialen Ordnung aktiv zu werden. Es waren die Probleme eines Landes, das sich sehr schnell industrialisierte und in die Weltwirtschaft eingliederte, und das, nebenbei gesagt, in den „Gründerjahren“ nach 1871 bereits so etwas wie ein „Wirtschaftswunder“ erlebte — doppelt fragwürdig, weil die rasch anwachsende Arbeiterbevölkerung davon ausgeschlossen blieb.

Zu vermerken ist noch ein weiteres Moment, das geeignet war, dem Parteiwesen eine breitere Grundlage zu schaffen: die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts zuerst für den Reichstag des Norddeutschen Bundes von 1867 und danach für den des Deutschen Reiches. Es war der als Reaktionär verrufene Bismarck, der das Wahlgesetz gegen den Widerstand von Freund und Feind durchbrachte. Ein „rohes und frivoles Experiment“ nannte es Treitschke und gab damit (worauf G. A. Rein hinweist) das Urteil des liberalen Bürgertums wieder. Selbst Friedrich Engels sah im allgemeinen Wahlrecht keine Waffe, sondern einen Fallstrick für das Proletariat, so lange das Landproletariat nicht in die (sozialistische) Bewegung hineingerissen werde. Demgegenüber betonte Bismarck in einem Erlaß vom April 1866: „In einem Land mit monarchischen Traditionen und loyaler Gesinnung wird das allgemeine Stimmrecht, indem es die Einflüsse der liberalen Bourgeoisie-Klassen beseitigt, auch zu monarchischen Wahlen führen.“

Die spätere Entwicklung hat diese Erwartungen nicht gerechtfertigt; wohl auch deshalb nicht, weil die Konservativen die Aufgabe verfehlten, die ihnen Bismarcks politischer Freund Hermann Wagener bereits 1863 zugewiesen hatte: die Arbeiterfrage in die Hand zu nehmen. So konnte sich trotz allen möglichen Behinderungen die sozialistische Bewegung ausdehnen, in der die auf die Internationale eingeschworene marxistische Richtung über das nationale, staatssozialistische Konzept Lassalles ob siegte. Nach der Vereinigung beider Gruppen auf der Basis des Kompromißprogrammes von Gotha (1875) wurde die Sozialdemokratie zu einem immer gewichtigeren Faktor in den Parlamenten. Daran vermochte auch das Sozialistengesetz auf die Dauer nichts zu ändern, nach dessen Aufhebung sich die Sozialdemokratie allmählich in eine soziale Reformpartei umwandelte. Ihre Stärke lag nicht zuletzt im Organisatorischen; sie ging in der Entwicklung zur Mitgliederpartei voran, der nur das Zentrum mit seinem weitgespannten Vereins- und Verbandswesen Gleichwertiges an die Seite zu stellen hatte.

Solch innerer Geschlossenheit ermangelten die Liberalen wie die Konservativen. Der Liberalismus, der mit den Nationalliberalen die eigentliche Partei der Reichsgründung gestellt hatte, war in sich gespalten — Nationalliberale, Fortschrittspartei, Freisinn und andere „Sezessionen“: das wechselt unaufhörlich, geht zusammen und trennt sich wieder. Man hätte allein aus diesen Fraktionen ein komplettes Parlament bilden können, mit einer Mitte, einem rechten und einem linken Flügel. Auch im konservativen Lager herrschte ein ständiger Richtungsstreit zwischen Altkonservativen, Freikonservativen, Deutschkonservativen (um nur einige Gruppen zu nennen). R. Thoma hat sicherlich nicht ganz unrecht mit seiner Bemerkung, daß es nicht an den Verfassungsartikeln, sondern an dem mangelnden Machtwillen des Bürgertums lag, wenn der Reichstag nicht zu größerer Macht gekommen sei. Und Bismarck selbst grollte über den deutschen Partikularismus, der sich in dynastischen Ländern, in Reichsdörfern wie in Reichsstädten, in Häusern, in Farben, in Fraktionen verkörpere.

KRISE DER PARTEIEN, NICHT DES PARLAMENTS

Nun war die „Reichsleitung“ nach den Buchstaben der Verfassung zwar nicht auf das Vertrauen des Reichstages angewiesen, denn unter dem damaligen konstitutionell-monarchischen Regierungssystem war der Reichskanzler dem Parlament nicht verantwortlich; aber da der Erlaß von Gesetzen, insbesondere der Haushaltsgesetze, der Zustimmung des Reichstages bedurfte, mußte der Reichskanzler, wollte er die Stetigkeit der Regierungspolitik nicht gefährden, sich praktisch auf eine Parlamentsmehrheit stützen können. Diese Methode, mit wechselnden Mehrheiten zu regieren, war schwierig genug. Und nach der Entlassung Bismarcks steuerte die Entwicklung von selbst auf das parlamentarische System zu. Sie erfuhr bereits durch den ersten Weltkrieg eine Beschleunigung und setzte sich mit der Revolution von 1918 endgültig durch.

Damit beginnt auch in der Geschichte der deutschen Parteien eine neue Epoche. Aber der Übergang vom bürokratischen Obrigkeitsstaat zum parlamentarischen Volksstaat, wie man ihn genannt hat, stand unter keinem

günstigen Stern. Die Vielfalt politischer, sozialer, konfessioneller und wirtschaftlicher Gegensätze, durch die Nöte der Nachkriegsjahre verschärft, lähmte den Reichstag in der Erfüllung seiner wichtigsten Aufgabe, stabile Regierungsmehrheiten zu bilden. Sie förderte obendrein die fatale deutsche Neigung zum Partikularismus. An den Rändern der verfassungstreuen Parteien der Mitte — zu denen jetzt auch die Mehrheitssozialdemokratie zählte — schoß der Radikalismus ins Kraut, und die politische Mitte selbst wurde durch das Aufkommen einer Vielzahl von kleinen Splitterparteien geschwächt, die zum Teil nichts weiter als Vertreter von Gruppeninteressen waren und sein wollten. Als Folge ergab sich einerseits die Selbstentmachtung des Parlaments und andererseits eine Verstärkung der Stellung des Reichspräsidenten. Diese „Präsidialdemokratie“ führte praktisch zu einer Rückwendung zum Konstitutionalismus, modifiziert durch die in der Verfassung festgelegte Institution des Plebiszits, dieser „Prämie auf Demagogie“, die schließlich der Nationalsozialismus einkassierte. Die Quittung wurde von der Geschichte selbst ausgestellt, mit dem totalen Zusammenbruch von Volk und Reich.

Zum zweitenmal erstand nun unter dem Patronat der Siegermächte eine parlamentarische Demokratie, jetzt allerdings nur in den drei westlichen Besatzungszonen. Das war zweifellos eine psychologische Hypothek, die noch dadurch verstärkt wurde, daß die Besatzungsmächte auf die Gründung der ersten Parteien, der sogenannten „Lizenz-Parteien“, Einfluß nahmen.

Diese Anfangsperiode ist gekennzeichnet durch die verhältnismäßig schnelle Wiedergeburt der Sozialdemokratie und durch das Entstehen einer großen, überkonfessionellen christlichen Volkspartei mit einem starken rechten Flügel. Eine machtvolle, betont konservative Partei konnte sich nicht herausbilden, zumal die alten Kerngebiete des Konservatismus östlich der Elbe von den Sowjets okkupiert und schon vorher die konservativen Kader vom nationalsozialistischen Regime gründlich zerschlagen worden waren — was die Besatzungsbehörden anfänglich nicht hinderte, die Begriffe „konservativ“ und „nazistisch“ schlankweg zu identifizieren. Die Liberalen kamen über eine Mittelpartei nicht hinaus, die überdies von diesem Rang bald abzusteigen begann. Was sonst noch an politischen Gruppen auftauchte, hielt sich in engen Grenzen und ist zum größten Teil von der parlamentarischen Bühne wieder abgetreten: entweder an innerer Auszehrung gestorben oder an der Hürde der Sperrklauseln gescheitert oder, wie im Falle der KPD und der SRP (Sozialistische Reichspartei), wegen verfassungswidrigen Verhaltens verboten.

Das alles sind Symptome einer Existenzkrise, in welche die kleinen Parteien geraten sind. Daraus eine Tendenz zum Zwei-Parteien-System ableiten zu wollen, hieße die Dinge allzusehr vereinfachen. Was sich im Parteiengefüge der Bundesrepublik herauskristallisiert, ist ein *Zwei-Block-System*, mit der freiheitlichen Sozialdemokratie auf der einen und den „bürgerlichen“ Parteien, die gegenwärtig die Regierungskoalition bilden, auf der andern Seite. Für eine „dritte Kraft“, die von den liberalen Elementen des bürgerlichen Lagers verkörpert werden sollte, scheint dazwischen kein Raum zu sein. Wohl aber gibt es, aufs Ganze der deutschen Verhältnisse gesehen, einen *dritten Block*: den totalitären Sozialismus in der sowjetischen

Besatzungszone, dargestellt von der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) und ihren pseudobürgerlichen Satellitenparteien. Niemand kann bestreiten, daß eine nicht geringe Affinität zwischen diesem Block und den radikalen Kreisen marxistischer und nationalistischer Observanz in der Bundesrepublik besteht, die nach dem oben erwähnten Verbot der KPD und der SRP vor allem auf die oppositionellen Parteien im Bund Einfluß zu nehmen suchen.

DER NEUE POLITISCHE STIL

Trotz diesem Konzentrationsprozeß ist eine genaue Topographie der heutigen Parteien noch nicht möglich; nur soviel steht fest, daß diese Parteien sich in das klassische Schema des vorigen Jahrhunderts nicht mehr recht einordnen lassen. Man darf daher Begriffe wie konservativ, liberal, sozialistisch nur mit dem Vorbehalt gebrauchen, daß sie nicht mehr den gleichen Inhalt decken wie zu der Zeit, die sie geprägt hatte. Denn damals war die Frage nach der Staats- und Regierungsform eine Hauptfrage der Parteiprogramme. Ob Monarchie (und welche Art von Monarchie) oder Republik: darüber wurde leidenschaftlich gestritten. Heute ist dieser Streit von der Gesellschaft längst entschieden worden.

Das größte Gewicht aber kommt einem soziologischen Moment zu. Es ist die Umschmelzung der nach Stand, Klasse, Konfession, Bildung, Besitz und Selbstgefühl vielfach geschichteten Gesellschaft des 19. Jahrhunderts in die uniforme Massengesellschaft unserer Zeit. Sie mußte notwendig auch die Struktur der Parteien verändern. Soweit diese auf dem Boden der freiheitlichen Demokratie stehen, haben sie alle liberale und sogar konservative Elemente in sich aufgenommen, und keine Partei wäre noch existenzfähig, die nicht mit mehr als einem Tropfen sozialen Öls gesalbt wäre. So sieht etwa der Konservative die Aufgabe heutiger Politik völlig unorthodox darin, mit der Demokratie die liberalen Freiheiten zu behaupten und zu festigen, ohne einer utopischen Fortschrittsseligkeit zu verfallen; das soziale Gewissen zu schärfen, ohne die individuelle Selbstverantwortung zu lähmen; die über-rationalen Daseinswerte zu verteidigen, ohne überlebte Formen zu konservieren.

Mit der gesellschaftlichen Struktur hat sich auch der politische Stil gewandelt, nämlich die Art und Weise, politische Ziele zu formulieren und zu verfechten. Noch können wir nicht übersehen, nach welchen Figuren die amorphe Gesellschaft dieser Zeit sich ordnen wird; denn, um es mit Goethes Worten auszudrücken: „Innerhalb einer Epoche gibt es keinen Standpunkt, eine Epoche zu betrachten.“ Indessen ist soviel sicher, daß den Parteien auf ihrem ureigensten Felde ein neuer Mitspieler, vielleicht sogar ein Gegenspieler erwächst: das immer weiter um sich greifende *Verbandswesen*. Es ist der Ausdruck einer neuen, allerdings sehr vordergründigen Gliederung der Gesellschaft nach sozialen und vor allem wirtschaftlichen Interessen. Daraus könnte sich geradezu ein politischer Stilbruch ergeben. Die Verbände streben immer deutlicher nach politischer Macht, durchdringen die Parteien, präsentieren Parlamentskandidaten, suchen Ämterpatronage in der Exekutive auszuüben und sogar Einfluß auf die Regierungsbildung zu gewinnen.

Die Reaktion der Parteien ist zwiespältig. Man proklamiert den Widerstand gegen außerparlamentarische

Beeinflussungen, dämmt sie zuweilen auch wirklich mit einigem Erfolg ein — und kann sich ihnen auf die Dauer doch nicht gänzlich entziehen. Schon deshalb nicht, weil die Grenze zwischen der Vertretung legitimer Interessen und dem Anspruch auf weniger legitime Privilegien oft fließend ist. Es erscheint fraglich, ob den Parteien in dieser Situation viel damit gedient ist, daß sie selber durch das Grundgesetz privilegiert worden sind, wo es heißt: „Die Parteien wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit.“ Sie haben damit den Rang von verfassungsrechtlichen Institutionen erhalten, ohne sicher zu sein, daß dieser Wechsel von der gesellschaftlichen Entwicklung akzeptiert wird.

DIE TECHNIK DER MACHT

Übrigens haben die Schöpfer des Grundgesetzes die Absicht, eine möglichst stilreine parlamentarische Demokratie zu konstituieren, noch dadurch bekräftigt, daß alle plebiszitären Einrichtungen ausgeschaltet wurden; mit einer einzigen Ausnahme, welche die Neugliederung des Bundesgebietes betrifft. Diese Entscheidung des Verfassungsgesetzgebers zugunsten der repräsentativen Demokratie erfolgte unter dem Eindruck der schlechten Erfahrungen, die mit dem Plebiszit der Weimarer Verfassung gemacht worden waren („Prämie auf Demagogie“). Zwar erklärt Art. 20 Abs. 2 des Grundgesetzes: „Alle Gewalt geht vom Volke aus“; er sagt aber nicht, daß alle Staatsgewalt vom Volke *ausgeübt* wird. Im Verfassungssystem des Bundes übt das Volk die Staatsgewalt normalerweise nur in Wahlen aus. Es steht daher in klarem Widerspruch zu den Prinzipien der Verfassung, wenn die Opposition das Plebiszit durch die Hintertür wieder hereinlassen will, indem sie eine „Volksbefragung“ über die atomare Rüstung in Gang zu bringen sucht. Wenn die wahlberechtigte Bevölkerung aufgefordert wird, in einem den Wahlen nachgebildeten Verfahren ihre politische Meinung zur atomaren Bewaffnung der Bundeswehr kundzutun, so ist dies ein Aufruf zur Willensbildung in einer Frage, die nach der grundgesetzlichen Ordnung der plebiszitären Willensbildung in Bund und Ländern entzogen ist.

Hier hat man zugleich ein Musterbeispiel für den politischen Stilwandel, von dem oben die Rede war. Es ist aber kein guter Stil, wenn taktische und praktische Gesichtspunkte jede große politische Linie verstümmeln. Den nackten Vorteil als Zweck zu setzen: das billigt die Öffentlichkeit allenfalls den Verbänden zu. Parlament und Parteien sieht sie nicht gern in Hemdärmeln.

Damit stellt sich das Problem, ob Politik nur aus dem Verstand, ohne „weltanschauliches“ Substrat, überhaupt noch ihren Namen verdiene — ein Problem, das von den modernen „Technikern der Macht“, wie sie sich selber gern nennen hören, gar nicht mehr gesehen wird. Aber verrät diese Blindheit nicht selbst eine Art von Weltanschauung: die des Nihilismus, der nach der prägnanten Definition von Karl Schlechta überall dort ist, wo kein Sinn mehr ist? Mögen die Ideen, um die unsere Väter sich stritten, uns heute nicht mehr viel sagen — es bleibt doch die eine große Idee, die heutiger Politik ihren Sinn gibt: die Selbstbehauptung des Menschen gegenüber jenen Gewalten, die ihn zum bloßen Objekt erniedrigen und die den Staat zu einer riesenhaften Kombination von Arbeitshaus, Besserungsanstalt und Fürsorgeheim machen wollen.

Damals im Völkerkerker . . .

DIE NATIONALITÄTENPOLITIK IM ALTEN ÖSTERREICH

Der Versuch, im Lichte der Ereignisse und Erfahrungen der letzten vier Jahrzehnte die Nationalitätenpolitik des alten Österreich einer Neubewertung zu unterziehen, führt beinahe zwangsläufig zu der Feststellung, daß wir Österreicher keinen Anlaß haben, einer Diskussion über dieses Thema schuldbewußt aus dem Wege zu gehen. In der einschlägigen Literatur der letzten 15 bis 20 Jahre, in der die Geschichte der alten Monarchie zwischen 1848 und 1918 behandelt wird — was bemerkenswerterweise beinahe ein Monopol anglo-amerikanischer Geschichtsschreibung geworden ist¹⁾ —, haben die in der Zwischenkriegszeit so beliebten Schlagworte vom „Völkerkerker“ und der „nationalen Unterdrückung“ im Habsburgerreiche einer sachlicheren, fairen und daher positiven Beurteilung der Bemühungen um den nationalen Ausgleich in dieser Periode Platz gemacht.

REVIDIERTE URTEILE

Die Nationalitätenpolitik der österreichischen Reichshälfte, die allein Gegenstand der vorliegenden Betrachtung sein soll, war gewiß in vielem reformbedürftig und verbesserungsfähig. Man muß aber bedenken, daß sie sich unter den schwierigsten Verhältnissen in der Ära des neu zu erprobenden und daher notwendigerweise experimentellen Konstitutionalismus und des Siegeszuges der Nationalstaatsidee zu bewähren hatte. Man wird zugeben müssen, daß es unter diesen Umständen keine geringe Leistung war, die hier im Interesse des politischen Friedens im Donauraum sowie der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung dieser Region vollbracht wurde. Viele Kritiker des francisco-josephinischen Österreich mußten ihr Urteil bereits angesichts des völligen Versagens der Minderheitenpolitik in den meisten der von ihnen als Musterbeispiele für die Verwirklichung rechtsstaatlicher und demokratischer Ideen hingestellten Nachfolgestaaten revidieren. Selbst wenn man die gegenwärtigen Verhältnisse in diesen Staaten unberücksichtigt läßt, genügt ein Blick nach Algerien, Cypern, Malta und vor allem nach Südtirol, um zu ermessen, welche gigantischen Aufgaben die alt-österreichische Nationalitätenpolitik zu lösen vermochte.

Trotz den erwähnten zentrifugalen Entwicklungstendenzen lebten im alten Österreich neun verschiedene Nationalitäten, die gleicher politischer Rechte teilhaftig waren, sich kulturell und wirtschaftlich ungehindert entwickelten und ein seither kaum übertroffenes Maß an Rechtssicherheit und Schutz gegen administrative Willkür genossen. Keine dieser Nationalitäten (mit der möglichen Ausnahme der Italiener) dachte bis zur Katastrophenwendung des Weltkriegs ernstlich daran, den Staatsverband zu verlassen; hingegen strebten die nationalen Minderheiten all der Staaten, die das Erbe Österreich-Ungarns antraten, sofort aus diesen hinaus. Im übrigen waren sie rechtlich und faktisch fast ausnahmslos schlechter gestellt als die Nationalitäten der

zisleithanischen Reichshälfte.²⁾ Die Regierungen der meisten Nachfolgestaaten widmeten ihren nationalen Minderheiten überhaupt nur deshalb eine gewisse Aufmerksamkeit, weil sie sich hiezu in den Friedensverträgen hatten verpflichten müssen. Im alten Österreich aber bestimmte nicht der Druck von außen, sondern das eigene Verantwortungsbewußtsein die Nationalitätenpolitik sämtlicher Regierungen von 1848 bis 1918. In keinem anderen Lande befaßten sich in dieser Zeit so viele bedeutende Autoren mit den Grundlagen und Problemen eines Völkerreiches. Ludwig von Löhrer, Graf Stadion, Viktor von Andrian-Werburg, Joseph von Eötvös, Ottokar Ostrozinski, František Palacký, Adolf Fischhof, Karl Renner (R. Springer), Aurel Popovici, Otto Bauer, Ignaz Seipel, Heinrich Lammasch, Joseph Redlich seien erwähnt.³⁾ Daß ihre Arbeiten ohne nennenswerte realpolitische Auswirkungen blieben, mag an einem von vielen Kritikern Alt-Österreichs geflissentlich übersehenen Umstand liegen, auf den Joseph von Eötvös schon 1850 hingewiesen hat: daß nämlich in jener Zeit die Gleichberechtigung aller Nationalitäten mit dem parlamentarischen Majoritätsprinzip des Konstitutionalismus unvereinbar schien. „Will man“, schrieb Eötvös, „ein einiges Österreich, so muß eines von beiden aufgegeben werden: entweder der Begriff nationaler Gleichberechtigung . . . oder der eines konstitutionellen Staates.“⁴⁾

MIT PREUSSISCHER HILFE

Der Ausgleich mit Ungarn im Jahre 1867 bedeutete keine Lösung der Nationalitätenfrage. Die zielbewußte magyarische Oligarchie hatte ihn, im Gefolge des verlorenen Krieges gegen Preußen und Italien, mit dem Argument erzwungen, daß er die einzige Möglichkeit für den Fortbestand des Reiches sei; in Wirklichkeit war er der Anfang vom Ende. Die äußerst fähigen ungarischen Politiker konnten damals auf unbedingte Unterstützung durch die liberalen Zentralisten der westlichen Reichshälfte rechnen, die 118 von den 183 Sitzen im Abgeordnetenhaus innehatten; auch die Hilfe Preußens war ihnen gewiß. „Es bestand eine alte Schicksalsgemeinschaft zwischen Preußen und Ungarn gegen Wien und Österreich“, schreibt W. Schüssler. „Der deutsche Dualismus erzeugte den österreichisch-ungarischen . . . Der Vorherrschaft Ungarns in der österreichischen Gesamtmonarchie entsprach diejenige des preußischen Staates im Deutschen Reich.“⁵⁾

Der Grundgedanke der dualistischen Verfassung war, „daß, wie in Ungarn die Magyaren, so in der westlichen Reichshälfte die Deutschen als Träger des . . . Reichs-

¹⁾ Eine rühmliche Ausnahme bildet die ausgezeichnete Zusammenstellung von H. Hantsch: „Die Nationalitätenfrage im alten Österreich“ (Wiener Historische Studien, Bd. I, 1953).

²⁾ Vgl. hiezu E. Hoor: „Die Durchführung der völkerrechtlichen Minderheitenschutzverpflichtungen in den europäischen Staaten“ in „Niemeyers Zeitschrift für internationales Recht“, Bd. 48, 1934, S. 177—312.

³⁾ Über Inhalt und Bedeutung dieser Reformpläne und ihrer Autoren vgl. Robert A. Kann: „The Multinational Empire; Nationalism and National Reform in the Habsburg Monarchy 1848—1918“ (New York, 1950).

⁴⁾ „Über die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Österreich“ (1850, S. 47 und 56).

⁵⁾ „Deutsche Einheit und gesamtdeutsche Geschichtsbetrachtung“ (1937, S. 169). Vgl. auch H. G. Telle: „Das österreichische Problem im Frankfurter Parlament 1848“ (1933, S. 83).

gedankens galten und dementsprechend die Vorrangstellung ... einzunehmen berufen erschienen“.⁶⁾ Diese Tendenz erregte natürlich wachsenden Widerstand bei den übrigen Nationalitäten, vor allem bei den insgesamt 21 Millionen Slawen der Monarchie. Die Ursache der Nationalitätenkämpfe in den folgenden Jahrzehnten war jedoch weniger die privilegierte Stellung der Magyaren und Deutschen⁷⁾ an sich, als die verständnislose, nationalistische und intransigente Haltung der führenden deutschen und magyarischen Parteien und Politiker, die besonders bei den Tschechen eine erbitterte Reaktion auslöste. Grillparzer hat 1849 in seiner Polemik gegen den tschechischen Historiker und Staatsmann Palacký (dessen Einstellung durchaus pro-österreichisch und eher gemäßigt war) auf diese Tatsache hingewiesen: „Denn woher stammt dieses Geschrei von Nationalität . . . anders als von den deutschen Lehrkanzeln, auf denen gelehrte Toren den Geist einer ruhig verständigen Nation bis zum Wahnsinn und Verbrechen gesteigert haben? Dort ist die Wiege eurer Slavomanie, und wenn der Böhme am lautesten gegen den Deutschen eifert, ist er nichts als ein Deutscher ins Böhmisches übersetzt.“ Gerade diese „gelehrten Toren“ stellten vielfach die Führerschaft der liberalen Partei (Verfassungspartei, Vereinigte Linke). Sie waren, mit einer kurzen Unterbrechung, von 1860 bis 1879 an der Herrschaft, hervorragend als Fachleute und Wissenschaftler, aber als Politiker von doktrinärer Naivität und von erstaunlichem Mangel an Voraussicht. Ihre Anfälligkeit für deutsch-nationales Gedankengut erklärt sich durch die innige ideologische Zusammengehörigkeit von Liberalismus und Nationalismus (insbesondere großdeutscher Prägung), die auf das Revolutionsjahr 1848 zurückgeht. Weit ärger trieben es freilich die Deutschnationalen und die Alldutschen, die nach 1873 eine nicht unbedeutende Rolle im politischen Leben Zisleithaniens und vor allem im Nationalitätenkampf spielten. *Theodor von Sossnosky* hat von ihnen mit Recht gesagt, der unpatriotische illoyale Charakter sei für sie typisch gewesen und sei „bei ihren extremen Anhängern bis zum wildesten Haß gegen Österreich und sein Kaiserhaus ausgeartet“.⁸⁾ Andere deutsche Parteien, anfänglich auch die Christlich-Sozialen und die Sozialdemokraten, wollten hinter den Liberalen und den Deutschnationalen nicht zurückstehen. Sie alle suchten eine Hegemonie aufrechtzuerhalten, die bis 1848 lediglich kulturellen oder administrativen Zielen gedient hatte, nun aber als Kampfansage von 10 Millionen Deutschen gegen 18 Millionen Nichtdeutsche der österreichischen Reichshälfte aufgefaßt werden mußte. Gerade für die Politik der österreichischen Liberalen war jener „pseudohumanitäre Kulturdünkel“ charakteristisch, „der für die Deutschen

aus ihrer im Durchschnitt besseren Lebenshaltung und höheren geistigen Bildung ein legitimes Recht auf politische Vorherrschaft . . . ableiten wollte“.⁹⁾ Die Slawen waren deutschen Einflüssen im Sinne Goethes, Herders und Humboldts durchaus zugänglich gewesen. Gegen den Geist Hegels, Jahns und Treitschkes setzten sie sich ebenso zur Wehr wie gegen den Terror, der von den Alldutschen gepredigt und praktiziert wurde. Man wird ihnen dies um so weniger verargen können, als sie zum Unterschied von ihren Alldutschen Gegnern dem österreichischen Staatsgedanken durchaus loyal gegenüberstanden. Sie betrachteten Charakter und Mission der Monarchie mit Recht als übernational: „... Daß die Slawen, unbeschadet ihrer nationalen Gefühle, treu zu Österreich und zur Dynastie hielten, daß sie vom schwarz-rot-goldenen Banner nichts wissen wollten und sich um das schwarz-gelbe scharten, verschärfte noch den [deutsch-slawischen] Gegensatz“, hat von Sossnosky treffend hervorgehoben.¹⁰⁾

DER MISSGLÜCKTE AUSGLEICH

Der Ausgleich vom Jahre 1867, der die Deutschen und Ungarn zu den beiden Staatsnationen proklamierte, beruhte auf einer schwerwiegenden Verkennung der realen Kräfteverhältnisse in der Monarchie. Das war bereits vielen Zeitgenossen klar und bestätigte sich in den folgenden Jahrzehnten beinahe täglich. Die politische Vorrangstellung, die sich die Ungarn im Reiche zu sichern gewußt hatten, verschaffte ihnen entscheidenden Einfluß nicht nur auf die Außenpolitik der Monarchie, sondern auch auf die Verfassungsentwicklung in der österreichischen Reichshälfte.¹¹⁾ Sie hatten die Möglichkeit, gegen jede Verfassungsreform ihr Veto einzulegen, die im Interesse der Erhaltung des Reiches eine umfassendere nationale Autonomie anstrebte — und sie machten von dieser Möglichkeit ausgiebig Gebrauch.

Die Fiktion vom magyarischen Nationalstaat war ein Dogma, das Konzessionen an Föderalismus und nationale Autonomie ausschloß. Die fundamentale Verschiedenheit in der Einstellung zum Nationalitätenproblem wird aus einer Gegenüberstellung der einschlägigen österreichischen und ungarischen Verfassungsbestimmungen klar, bei denen bemerkenswerterweise diesseits wie jenseits der Leitha liberale Zentralisten Pate standen. Der Artikel 19 des österreichischen „Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger“ vom 21. Dezember 1867 bestimmt: „Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt, und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache. Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt.“ Dagegen beginnt der ungarische Gesetzesartikel XLIV/1868, der den paradoxen Titel „Über die Gleichberechtigung der Nationalitäten“ führt, mit der vielsagenden Präambel: „Nachdem sämtliche Staatsbürger Ungarns . . . eine Nation bilden, die unteilbare, einheit-

⁶⁾ *Joseph Redlich*: „Das österr. Staats- und Reichsproblem“ (Bd. II, 1926, S. 677).

⁷⁾ Wo im vorliegenden Artikel von den deutschsprachigen Österreichern als von den „Deutschen“ bzw. den „deutschen“ Parteien oder „deutschen“ Politikern gesprochen wird, sind hierfür lediglich terminologische Gründe maßgeblich, da vor 1918 Staatsbürger tschechischer, polnischer oder italienischer Nationalität, die in der österreichischen Reichshälfte lebten, ebenfalls Österreicher waren. Es erscheint daher gerechtfertigt, von den Österreichern deutscher Muttersprache als von der „deutschen“ Nationalität zu sprechen. Dies darf jedoch keinesfalls als ein Bekenntnis des Verfassers zum „deutschen“ Volkstum der Österreicher oder als ein solches der Zugehörigkeit zur deutschen Nation aufgefaßt werden. Vgl. hierzu: *E. Hoor*, „Die österreichische Nation — eine Realität“ in „Österreich in Geschichte und Literatur“, Heft 4, 1957.

⁸⁾ „Die Politik im Habsburgerreiche“, Bd. I, S. 164 (2. Aufl., 1912). Sossnosky ist einer der wenigen österreichischen Historiker, der keinen Anstand nahm zu erklären, daß er sich „zu keiner der einander befehdenden Nationen zähle, sondern nur als Österreicher fühle“.

⁹⁾ *R. Wolk*: „Der österreichische Staatsgedanke und seine Wandlungen im Zeitalter Franz Josephs“ (in „Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung“, Erg. Bd. XI, 1929, S. 846).

¹⁰⁾ Sossnosky, a. a. O., I. Bd., S. 163.

¹¹⁾ Diese führte bezeichnenderweise nach 1867 nicht mehr den Namen Österreich, sondern man begnügte sich, um staatsrechtliche Komplikationen zu vermeiden, mit der anonymen Bezeichnung „Die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“; wogegen die ungarischen Verfassungsgesetze sehr eindeutig von den „Ländern der ungarischen Krone und den übrigen unter der Regierung Seiner Majestät stehenden Ländern“ sprachen.

liche ungarische Nation, deren Mitglied jeder Bürger des Vaterlandes ist, gleichviel welcher Nationalität er angehört ...“¹²⁾

Ein gewiß unverdächtiger Zeuge, *Graf Stephan Széchenyi*, von ungarischen Historikern als der bedeutendste ungarische Staatsmann bezeichnet, erklärte am 27. November 1842 vor der ungarischen Akademie: „Ich kenne kaum einen wirklichen Magyaren, der nicht ... gleich einem Verrückten, dessen fixe Idee berührt wird, sich den Regeln der Billigkeit und Gerechtigkeit entzöge, wenn die Angelegenheit unserer Sprache und Nationalität aufs Tapet kommt. Bei solchen Gelegenheiten läßt sich der kaltblütigste Magyar vom nationalen Vorurteil hinreißen.“¹³⁾ Tatsächlich waren die nicht-magyarischen Nationalitäten, die in den Ländern der ungarischen Krone mehr als 40% der Bevölkerung ausmachten (ohne Kroatien-Slawonien, das seit 1868 weitgehend autonom war), in politischer und kultureller Beziehung beinahe völlig entrechtet. Sie konnten nur dann — und zwar sogleich und ohne jede Einschränkung — in den Genuß aller staatsbürgerlichen Rechte treten, wenn sie sich individuell als Magyaren deklarierten. Die Zahl jener, die das taten, war jedoch gering. Die folgende Statistik¹⁴⁾ mag die Magyarisierungspolitik der ungarischen Liberalen illustrieren:

Volksschulen	1869	1905/06
mit ungarischer Unterrichtssprache	5819	11.742
mit anderer Unterrichtssprache	6350	3.140
mit mehr als einer Unterrichtssprache	1632	1.665

Im Abgeordnetenhaus des ungarischen Parlaments hatten rund 10 Millionen Magyaren 405 Abgeordnete, fast 8 Millionen Nicht-Magyaren jedoch nur 8 Abgeordnete (5 Rumänen und 3 Slowaken). Die ungarischen Wahlgesetze hielten fast Dreiviertel aller potentiellen Wähler von den Urnen fern, vor allem in der Absicht, die bestehende soziale Diskriminierung zu verewigen. Das völlig antiquierte Wahlsystem, an dem die ungarische Oligarchie starr festhielt, bewirkte aber auch eine nationale Diskriminierung, da die Nicht-Magyaren in ihrer überwiegenden Mehrheit den besitzlosen Klassen angehörten. 96% der Beamten, 93% der Hochschullehrer und 90% der Richter waren Magyaren. Gewiß haben einzelne bedeutende ungarische Staatsmänner im 19. Jahrhundert die Nationalitätenpolitik ihres Landes verurteilt, so Joseph von Eötvös, Stephan Széchenyi und Franz Déak. Sie haben auf die Gefahren hingewiesen, welche die radikale Magyarisierung schon im Hinblick auf die Nachbarstaaten Serbien und Rumänien mit sich bringen würde. Aber sie waren machtlos gegenüber der herrschenden Gruppe, die zu keiner Konzession bereit war.

Trotz der nationalitätenfeindlichen Politik in der ungarischen Reichshälfte, trotz der Verständnislosigkeit der deutsch-liberalen und mehr noch der radikal deutschnationalen Kreise Österreichs wurde die Monarchie von der überwiegenden Mehrheit ihrer Völkerschaften bejaht. Außer auf die Kohäsionskraft der geschichtlichen Tradition

und des monarchischen Prinzips war das auf den Umstand zurückzuführen, daß die Krone, die Beamten der Zentralverwaltung, die obersten Gerichte und die Armee bis zuletzt der übernationalen Mission treublieben. Daneben spielten wirtschaftliche Momente eine große Rolle, und schließlich war auch die Überzeugung weit verbreitet, daß man gegen äußere Gefahren zusammenhalten müsse, die von den einen im Panslawismus, von den andern im Pangermanismus und von vielen in beiden gesehen wurden. Vielleicht am klarsten hat *František Palacký* in seinem Brief vom 11. April 1848 an die Frankfurter Nationalversammlung den Fortbestand der Habsburgermonarchie postuliert.¹⁵⁾ Er wies in diesem Brief die Pläne der Frankfurter Großdeutschen mit der Begründung zurück, daß die Integrität des österreichischen Gesamtstaates „eine hohe und wichtige Angelegenheit nicht meines Volkes allein, sondern ganz Europas, ja der Humanität und Zivilisation selbst ist und sein muß ... Sie wissen, daß der Süd-Osten Europas, die Grenzen des russischen Reiches entlang, von mehreren in Abstammung, Sprache, Geschichte und Gesittung merklich verschiedenen Völkern bewohnt wird, Slawen, Walachen, Magyaren und Deutschen ... von denen keines für sich allein mächtig genug ist, dem übermächtigen Nachbar im Osten in alle Zukunft erfolgreichen Widerstand zu leisten. Das können sie nur dann, wenn ein festes Band sie alle miteinander vereinigt. Die Donau ist die wahre Lebensader dieses notwendigen Völkervereines, dessen Zentralgewalt sich daher von diesem Strome nicht weiter entfernen darf, wenn sie überhaupt wirksam sein und bleiben will. Wahrlich, existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst, sich beeilen, ihn zu schaffen.“

DER MISSVERSTANDENE „DEUTSCHE FÜRST“

Auch ohne besondere Phantasie kann man sich vorstellen, welche Gefühle diese Worte Palackýs heute bei seinen Landsleuten auslösen würden, wenn sie ihnen zugänglich wären. Schon 1927 hatte *T. G. Masaryk* geschrieben, daß man auch unter den neuen Verhältnissen die Gedankengänge Palackýs wieder aufgreifen und ernsthaft über die „österreichische Idee“ nachdenken sollte.¹⁶⁾

Die Haltung der Krone, der Zentralbehörden und der Obersten Gerichte gegenüber den Nationalitäten wird gelegentlich auch heute noch in der ausländischen Literatur einer oft recht bitteren Kritik unterzogen.¹⁷⁾ Selbst wenn man sehr strenge Maßstäbe anlegt, ist diese Kritik unhaltbar. Mit Recht hat *Friedrich Hertz*¹⁸⁾ festgestellt, daß „die Krone die Verständigung mit allen unzufriedenen Nationen als ein Staatsinteresse ersten Ranges ansah“ und daß „gerade das Interesse der Krone an der Erhaltung der Machtstellung des Reiches sie den Forderungen nationaler Gleichberechtigung und Selbständigkeit geneigt machen [mußte], obwohl sie nicht so weit gehen konnte, einem Zerfall in hadernde Kleinstaaten ... zuzustimmen ... In Österreich trug ... die Regierung nach Überwindung des doktrinären Zentralismus stets einen übernationalen

¹²⁾ „Die ungarischen Verfassungsgesetze“, Hsg. Steinbach, S. 59 ff. (4. Aufl. 1906).

¹³⁾ Zitiert bei Sosnosky a. a. O., II. Bd., S. 14.

¹⁴⁾ Statistische Angaben für die Länder der ungarischen Krone ohne Kroatien-Slawonien, nach Sosnosky bzw. Kann, a. a. O.

¹⁵⁾ „Die österreichische Staatsidee“, 1866, S. 83.

¹⁶⁾ „La résurrection d'un état“, S. 389.

¹⁷⁾ Vgl. das bereits in mehreren Auflagen erschienene Buch des englischen Historikers *A. J. P. Taylor*: „The Habsburg Monarchy“ (New Edition 1955).

¹⁸⁾ „Nationalgeist und Politik“, Bd. I, S. 358 (1937).

Charakter. Aus allen Schwankungen der Krone und ihrer Berater leuchtet doch das Streben heraus, den nationalen Wünschen aller Völker soweit entgegenzukommen, als dies mit dem Bestande des Staates noch vereinbar war ... Kein Staat der Welt hat solche Bemühungen aufgewendet, um brauchbare Kompromisse auszuarbeiten. So weit die Macht der Regierung reichte, hat auch jede Nation eine Freiheit der nationalen Entwicklung und eine Sicherheit ihrer Rechtsstellung erlangt, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen wohl schwerlich je da waren.“

Man hat gegen den einzigen Träger der Krone während der gesamten bewegten Periode nationaler Auseinandersetzungen seit 1848 die gegensätzlichsten Vorwürfe erhoben: er ziehe die Deutschen vor, er ziehe die Slawen vor, er spiele die beiden gegeneinander aus. In Wahrheit hat Kaiser Franz Joseph sein Herrscheramt völlig unparteiisch und vorurteilslos ausgeübt. Die 1867 von ihm beschworene Verfassung hat ihn freilich dazu verpflichtet, vielfach auch gegen seine eigene Überzeugung Beschlüsse zu sanktionieren, die mit der Gleichberechtigung der Nationalitäten nur schwer vereinbar waren. Aber es ließen sich unzählige Beweise dafür anführen, daß der Kaiser stets über den Nationen stand und keiner von ihnen den Vorrang zubilligen wollte.

Von der deutschnationalen Geschichtsschreibung wird immer wieder sein Ausspruch zitiert, er sei „ein deutscher Fürst“, und von der slawischen Geschichtsschreibung werden ihm immer wieder Germanisierungstendenzen unterschoben. Solche Interpretationen lassen sich aber durch andere, durchaus typische Äußerungen und Verfügungen unschwer widerlegen. Ein früher in dieser Zeitschrift (III/31–32) erschienener Aufsatz erwähnt den Brief des Kaisers an den Ministerpräsidenten Auersperg vom 27. März 1872, in dem Franz Joseph energische Maßnahmen gegen deutsch-nationale Demonstranten in Linz forderte und erklärte, das Absingen der „Wacht am Rhein“ könne er „nicht anders betrachten, als wenn in Prag die russische Hymne gesungen würde“. In der Ministerratssitzung vom 5. März 1888 sprach sich der Kaiser für die Auflösung des Deutschen Schulvereines aus; es könne in Österreich so lange keine Beruhigung eintreten als dieser Verein weiterbestehe.¹⁹⁾ *Molisch* berichtet, die Verwendung von reichs-deutschen Fahnen und Abzeichen in Österreich habe stets „das lebhafteste Mißfallen des Kaisers erregt, [da] er in den österreichischen Deutschen nur das Österreichertum verkörpert sehen wollte“.²⁰⁾ Und einer der besten englischen Kenner der Probleme des Donauraumes, *C. A. Macartney*,²¹⁾ urteilt sehr treffend: „The Habsburgs did not identify the spirit of their regime with the German national spirit nor seek to make of their dominions a state ... fulfilling the ideals of German nationalism — a thing as abhorrent to them as Polish, Czech or Slovene nationalism ...“ („Die Habsburger identifizierten ihre Regierung nicht mit dem deutschen Nationalgefühl, noch auch versuchten sie, aus ihren Ländern einen Staat zu errichten, der die Ideale des deutschen Nationalismus ... erfüllt hätte; sie verabscheuten den deutschen Nationalismus ebenso sehr wie den polnischen, tschechischen oder slowenischen ...“)

Soweit ihnen das Parlament die Möglichkeit ließ, taten die österreichischen Regierungen alles, um die Gleichberechtigung der Nationalitäten zu gewährleisten. Es ist klar, daß dies angesichts der zahlreichen nationalgemischten Siedlungsgebiete nur innerhalb gewisser Grenzen möglich war. Die heutige Generation kann kaum erfassen, vor welche Aufgaben die österreichischen Regierungen sich in den letzten fünf Jahrzehnten der Monarchie gestellt sahen. Sie mußten, wie Ministerpräsident *von Beck* einmal sagte, den Interessen und Bedürfnissen von neun Nationalitäten, siebzehn Kronländern, zwanzig parlamentarischen Körperschaften, siebenundzwanzig politischen Parteien, zwei komplizierten Weltanschauungen, den Beziehungen zu Ungarn und den kulturellen Verschiedenheiten innerhalb von acht Breiten- und siebzehn Längengraden Rechnung tragen. Selbst ein so rigoroser Kritiker wie *Oscar Jászi*,²²⁾ der die alte Monarchie eine „anachronistische Unmöglichkeit“ nannte, mußte feststellen, daß in der österreichischen Reichshälfte „gigantische Anstrengungen“ gemacht wurden, um eine gerechte Lösung des Nationalitätenproblems zu finden, und daß „niemals in der Geschichte der Grundsatz der nationalen Gleichberechtigung so zahlreicher verschiedener Nationen so weitgehend verwirklicht worden sei wie im alten Österreich“.

Auch die Praxis der Verwaltungsbehörden zeigte das Bestreben, die Grundsätze der nationalen Gleichberechtigung überall anzuwenden. Das gilt auch von der Rechtsprechung der beiden Obersten Gerichte, des Verwaltungsgerichtshofes und des Reichsgerichtes (als Vorgänger des heutigen Verfassungsgerichtshofes).

Nach Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes im Jahre 1907 ergaben sich in der österreichischen Reichshälfte die folgenden Beziehungen²³⁾ zwischen den einzelnen Bevölkerungsteilen auf Grund von Umgangssprache, Verteilung der Sitze im Abgeordnetenhaus des Reichsrates und Anteil an der direkten Steuerlast:

	Umgangssprache (1900) %	Abgeordneten- sitze %	Steuerlast %
Deutsche	35.78	45.11	63.4
Tschechen	23.24	20.94	19.2
Polen	16.59	15.70	7.0
Ruthenen	13.21	6.40	10.4
Slowenen und Serbo-			
Kroaten	7.42	7.18	
Italiener und Ladiner	2.83	3.69	
Rumänen	0.90	0.98	

Es zeigt sich also eine bemerkenswerte Gleichläufigkeit in der Verteilung der Sprachen und der Parlamentssitze. Auffällig ist die relative Benachteiligung der Ruthenen, die sich auch auf anderen Gebieten auswirkte. Sie war eine Folge des Verhaltens der polnischen Majorität im Kronland Galizien. Der Kampf, der sich dort zwischen den beiden slawischen Bevölkerungsteilen abspielte, ging auf nationale und religiöse Gegensätze zurück und wurde an Intensität kaum von einer anderen nationalen Auseinandersetzung im alten Österreich übertroffen.²⁴⁾

¹⁹⁾ *G. A. v. Metnitz*: „Die deutsche Nationalbewegung 1871–1933“, S. 35 (1933).

²⁰⁾ „Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Österreich von ihren Anfängen bis zum Zerfall der Monarchie“, S. 99f. (1926).

²¹⁾ „Problems of the Danube Basin“, S. 45 (1942).

²²⁾ „The Dissolution of the Habsburg Monarchy“, S. 296 (1929).

²³⁾ *E. Bernatzik*: „Die österreichischen Verfassungsgesetze mit Erläuterungen“, S. 887 (2. Aufl., 1911).

²⁴⁾ Vgl. *R. Wenedikter*: „Die Karpathenländer“ (1934, in „Das Nationalitätenrecht des alten Österreich“, Hsg. v. K. G. Hugelmann, S. 685ff.).

Die nichtdeutschen Nationalitäten waren nicht nur bei den Landes- und sonstigen Selbstverwaltungsbehörden entsprechend ihrem Anteil an der Bevölkerung vertreten; auch bei den Wiener Zentralbehörden gab es viele nicht-deutsche Beamte, selbst in den hohen und höchsten Dienstpostengruppen. Am 1. Jänner 1914 zählte man unter den insgesamt 6293 Beamten der k. k. Ministerien, der k. u. k. gemeinsamen Ministerien und des Verwaltungsgerichtshofs 653 tschechische, 308 polnische, 276 ungarische, 158 süd-slawische, 73 italienische, 28 rumänische und 25 ruthenische Beamte.²⁵⁾ Polen oder Tschechen waren wiederholt österreichische Ministerpräsidenten und Ressortminister oder bekleideten den Posten des gemeinsamen Außen- oder Finanzministers. (Goluchowski, Belcredi, Potocki, Badeni, Pražák, Dunajewski u. a. m.) Überdies gehörten der österreichischen Regierung seit 1870 ein polnischer und seit 1900 gewöhnlich auch ein tschechischer Abgeordneter als Landsmannminister an.

Im Schulwesen hatten alle Nationalitäten Gelegenheit, eine entsprechende Ausbildung in ihrer Muttersprache zu erlangen. Im Schuljahr 1913/14 gab es in der österreichischen Reichshälfte:²⁶⁾

Volksschulen: 7794 deutsche, 5314 tschechische, 3284 polnische, 2730 ruthenische, 858 slowenische, 559 serbo-kroatische, 657 italienische, 185 rumänische und 444 gemischtsprachige.

Bürgerschulen: 707 deutsche, 517 tschechische, 114 polnische, 1 slowenische, 6 serbo-kroatische und 21 italienische.

Mittelschulen: 243 deutsche, 127 tschechische, 117 polnische, 12 ruthenische, 8 serbo-kroatische, 8 slowenische oder slowenisch-deutsche, 16 italienische und 19 gemischtsprachige.

Hochschulen: 13 deutsche, 6 tschechische, 5 polnische, 1 italienische Handelshochschule, mehrere ruthenische Lehrkanzeln an der Universität Lemberg.

Im Wintersemester 1910/11 studierten an den österreichischen Hochschulen 17.600 Deutsche, 5900 Tschechen, 8700 Polen, 1270 Serbo-Kroaten, 1500 Ruthenen, 706 Slowenen und 880 Italiener.²⁷⁾

Außerdem gab es für alle Nationalitäten eine große Anzahl von Handelsakademien, Handels-, Fach-, Gewerbe- und Fortbildungsschulen der verschiedensten Art.

Es fehlt hier der Raum, um auf die komplizierte Materie des Sprachenrechtes im alten Österreich einzugehen.²⁸⁾ Es gab die sogenannte *äußere Amtssprache*: in allen Kronländern konnten sich die Parteien in ihrer Muttersprache an die Verwaltungsbehörden und Gerichte wenden und in der Regel auch eine Erledigung in der gleichen Sprache verlangen. Die Ministerien in Wien und der Oberste Rechnungshof nahmen gleichfalls Eingaben in allen landesüblichen Sprachen entgegen; deutschsprachigen Erledigungen wurden Übersetzungen in der Sprache der Eingabe angefügt. Lediglich die *innere Amtssprache* der obersten Verwaltungsbehörden und Gerichte im Verkehr untereinander war deutsch, außer in Galizien (polnisch), Dalmatien (serbo-kroatisch und italienisch) und in den italienischen Teilen Tirols (italienisch).

²⁵⁾ K. G. Hugelmann: „Das Nationalitätenrecht nach der Verfassung von 1867“, a. a. O., S. 280.

²⁶⁾ Stat. Angaben nach „Statistik der Unterrichtsanstalten in Österreich für das Jahr 1913/14“ (Öst. Statist. Handbuch) und nach anderen Quellen.

²⁷⁾ Angaben nach Hantsch, a. a. O., S. 33.

²⁸⁾ Vgl. insbes. A. Fischel: „Materialien zur Sprachenfrage in Österreich“ (1902); ders.: „Das österr. Sprachenrecht“ (1910); sowie das unter ²⁴⁾ zitierte Werk von Hugelmann (1934).

Von den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts bis zum Ende des Reiches wurde nicht nur die Nationalitätenpolitik, sondern die gesamte Innenpolitik der westlichen Reichshälfte schlechthin von den Bemühungen um einen Ausgleich mit den Tschechen beherrscht.²⁹⁾ Es handelte sich dabei immer um die historische Forderung nach Anerkennung des „Böhmischen Staatsrechtes“, d. h. um die Vereinigung der Kronländer Böhmen, Mähren und Schlesien zu einem Staat, ferner um die Krönung des Kaisers mit der Wenzelskrone, die absolute Gleichberechtigung der tschechischen Sprache und ihre Zulassung als „innere Amtssprache“ in den Ländern der böhmischen Krone. Als Ministerpräsident Badeni mit seinen Sprachenverordnungen vom April 1897 einem Teil dieser Forderungen nachkommen wollte, erhob sich bei den deutschen Parteien ein Sturm, der in der Geschichte Österreichs kaum ein Gegenstück aufzuweisen hatte. Die hemmungslose Demagogie der Alldeutschen unter Führung Georg von Schönerers und Karl Hermann Wolfs führte zu wüsten Tumulten in den parlamentarischen Körperschaften und auf den Straßen zahlreicher Städte; in Wien und Prag mußte Militär eingesetzt werden. Die anderen deutschen Parteien ließen sich von der immer höher anschwellenden nationalistischen Welle mitreißen. Man wird zweifellos dem Urteil von Hertz beipflichten müssen, daß damals „die deutsche Obstruktion durch ihre schrankenlose Gewalttätigkeit den Zerfall Österreichs in verhängnisvoller Weise vorbereitet hat“³⁰⁾ wenn es auch fraglich erscheint, ob man so weit gehen kann wie Joseph Redlich: „Von diesem Augenblick an war das Reich der Habsburger dem Untergang geweiht.“³¹⁾ Es ist kaum verwunderlich, daß nun auch von tschechischer Seite, vor allem unter dem Einfluß der Jungtschechischen Partei, der Kampf immer schärfer geführt wurde. In den Landtagen von Böhmen und Mähren bedienten sich die Deutschen und die Tschechen abwechselnd der Obstruktion und des Exodus, und die Straßenexzesse beider Gruppen setzten sich jahrelang fort.

Badenis Sprachenverordnungen waren freilich kein wirklich konstruktiver Versuch zur Lösung des Nationalitätenproblems. Das gilt auch von dem damals viel erörterten österreichisch-ungarisch-tschechischen oder österreichisch-ungarisch-süd-slawischen „*Trialismus*“, wie ihn der Kreis um den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand befürwortete. Die Lösung konnte nur in einer fortschreitenden Föderalisierung des Reiches bestehen und in der Gewährung einer weitreichenden nationalen Autonomie, die einerseits den historischen Rechten der Kronländer und andererseits dem Personalitätsprinzip durch die Schaffung nationaler Kataster Rechnung getragen hätte. Eine solche radikale und erfolgversprechende Lösung befürworteten vor allem Karl Renner und Aurel Popovici. Aber sie hätten wohl niemals die Zustimmung der Deutschnationalen oder gar der magyarischen Oligarchie gefunden. Auch in vielen anderen Kreisen der Monarchie betrachtete man lange Zeit hindurch die Befriedigung der kulturellen und politischen Aspirationen der anderen Nationalitäten als Gewährung von Privilegien durch das „Herrenvolk“. Die Mehrzahl der deutschen Parteien Zisleithaniens fand sich

²⁹⁾ Vgl. die bereits erwähnten Werke von Hantsch, Hertz, Kann und Palacký.

³⁰⁾ A. a. O., S. 400.

³¹⁾ „Kaiser Franz Joseph von Österreich“, S. 393 (1929).

erst reichlich spät zu einer grundlegenden psychologischen Wandlung bereit.

Die grundsätzliche Bejahung des Gesamtstaates durch die überwiegende Mehrheit der *slawischen* Bevölkerung muß jedoch immer wieder hervorgehoben werden, besonders gegenüber der in den Zwischenkriegsjahren so populären Legende vom säkulären Kampf der nichtdeutschen Nationalitäten und insbesondere der Slawen gegen das „Joch der Habsburger“. Die Slawen stellten nur die eine Bedingung, daß Österreich seiner übernationalen Mission treu bleibe. Sie forderten, wie Palacký es 1865 formuliert hatte,³²⁾ daß „die Regierung in Österreich weder deutsch noch magyarisch, weder slawisch noch romanisch, sondern in höherem und allgemeinem Sinne österreichisch, das heißt, allen ihren Angehörigen eine gleich gerechte sein muß“.

LOYALITÄT UND IRREDENTA

Zu einer föderativen Umgestaltung des bestehenden Staates bekannten sich die einflußreichsten Führer der österreichischen Slawen. Sie war auch der Leitgedanke des von Masaryk³³⁾ entwickelten Programmes der tschechischen Realisten vom März 1900. Noch 1913 sprach der spätere Präsident der Tschechoslowakischen Republik im österreichischen Parlament von den „Träumen über den Zerfall Österreichs“, die unrealistisch seien, weil Österreich bestehen bleiben werde, und versprach seine Mitarbeit an einer Neuordnung des Reiches. Besonders aufschlußreich sind die Gedanken Karel Kramářs, der als Wortführer des tschechischen Nationalismus galt und 1915 unter dem Einfluß der österreichischen Deutschnationalen und der deutschen Obersten Heeresleitung wegen Hochverrates zum Tode verurteilt und später von Kaiser Karl begnadigt wurde.³⁴⁾ Im Jahre 1906 schrieb Kramář: „Es ist die allgemeine Überzeugung, daß unter den gegebenen Verhältnissen der europäischen und der Weltpolitik die Erhaltung Österreichs, allerdings eines andern, innerlich besseren Österreich, das Lebensinteresse unseres Volkes ist ... Niemand wird das jedermann klare und sichtbare Faktum in Abrede stellen, daß unser Volk in Österreich relativ noch unter den besten Bedingungen für seine kulturelle, politische und wirtschaftliche Entwicklung leben kann ... Die Lage unseres Volkes im Herzen Europas und die Gestaltung der internationalen Machtverhältnisse nötigt uns mehr denn je, in einem starken, innerlich gesunden Österreich die besten Garantien der Zukunft unseres Volkes zu suchen.“³⁵⁾

Noch im Jahre 1917 richtete der *Česky Svaz*, in dem die meisten tschechischen Reichsratsabgeordneten vereinigt waren, ein Schreiben an den Ministerpräsidenten von Clam-Martiniz, in dem es hieß: „Wir wollen dem Kaiser versichern, daß wir immer zu ihm und seinen Nachfolgern stehen werden, daß wir unsere Forderungen stets zugunsten der Habsburgerdynastie und des Reiches halten werden, daß wir dem König und dem Staate treu dienen und daß unsere Beschwerden niemals den Glauben daran erschüttert haben, daß wir nach einer für uns siegreichen

Beendigung des Weltkrieges die Rechte des tschechischen Volkes im Rahmen des Reiches und unter den Habsburgern erhalten werden.“³⁶⁾ Die gleiche loyale Haltung bewiesen bei zahlreichen Anlässen die Polen und Ruthenen. Nur in den Reihen der Alldeutschen, der Italiener und der Serben gab es eine Irredenta, die sich gegen die Einheit und den Bestand der Monarchie richtete.

DIE HALTUNG DER SOZIALDEMOKRATIE

Daß auch die österreichische Sozialdemokratie die Verwirklichung ihrer Ziele im Rahmen der Monarchie erstrebte, beweisen die konstruktiven Vorschläge von Karl Renner und Otto Bauer.³⁷⁾ Sie plädierten für eine Lösung des Nationalitätenproblems durch Gewährung nationaler Autonomie unter Erhaltung des Gesamtstaates und der Monarchie. Otto Bauer nannte die Auffassung, daß nach dem Tode Kaiser Franz Josephs die Monarchie zerfallen könnte, eine „törichte Meinung unwissender Menschen, die von der wirklichen Macht, die diese Monarchie immer noch verkörpert, kein Bild haben“.³⁸⁾ Karl Renner warf noch 1918 der deutsch-österreichischen Irredenta „nationale, kulturelle und wirtschaftliche Fahnenflucht“ vor.³⁹⁾ Sehr richtig bemerkt *Wolkan*: „Vielleicht nie zuvor hatte sich das legendäre Mirakel des Hauses Österreich ... so überraschend offenbart, als in dem großösterreichischen Staatsbekenntnis der Sozialdemokratie.“⁴⁰⁾ Daß diese Haltung im November 1918 in das radikale Gegenteil umschlug, wurde in dieser Zeitschrift bereits in einem andern Zusammenhang erwähnt (III/31—32).

Einen gewaltigen Schritt vorwärts hatten die als „*mährischer Ausgleich*“ bezeichneten Gesetze vom 27. November 1905 bedeutet. Ihnen folgten 1910 der Ausgleich zwischen Deutschen, Ruthenen, Rumänen und Polen in der Bukowina und 1914 der Ausgleich zwischen den Polen und Ruthenen in Galizien. Hertz definiert den mährischen Ausgleich sehr prägnant als eine „umfassende und einverständliche Regelung aller Fragen, um die die beiden Nationen gerungen hatten, im Sinne der nationalen Autonomie und Gleichberechtigung“.⁴¹⁾ Der mährische Landtag wurde durch diese Gesetze in je eine Kurie tschechischer und deutscher Nationalität geteilt. Zwischen ihnen bildete eine gemeinsame Kurie des Großgrundbesitzes das Zünglein an der Waage. Jede Kurie wählte ihre Vertreter in die oberste Landesverwaltung. Die Wahrnehmung der Interessen jeder Nationalität oblag ausschließlich ihren eigenen Abgeordneten. Keine Nationalität konnte von der andern in wichtigen Fragen überstimmt oder in der Landesverwaltung zurückgesetzt werden. Bei den Wahlen stimmte jede Nationalität getrennt, auf Grund nationaler Kataster. Für die Eintragung in den Kataster war grundsätzlich das Bekenntnis des einzelnen Wahlberechtigten entscheidend, ein Prinzip, das allerdings durch ein Fest-

³²⁾ Zitiert bei Max Hildebert Boehm: „Krise und Ausklang“ (in „Das Nationalitätenrecht des alten Österreich“, S. 758).

³³⁾ Vgl. Karl Renner (R. Springer): „Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat“ (1902); ders.: „Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen“ (1918); ders.: „Grundlagen und Entwicklungsziele der österreich. Monarchie“ (1906); ders.: „Österreichs Erneuerung“ (1916); sowie Otto Bauer: „Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie“ (1907). Ein sehr gutes Resümee findet sich bei Hantsch, a. a. O., S. 69 ff.

³⁴⁾ Zit. bei Hantsch, a. a. O., S. 75.

³⁵⁾ A. a. O., S. 857.

³⁶⁾ A. a. O., S. 853.

³⁷⁾ A. a. O., S. 411.

³²⁾ A. a. O., S. 27.

³³⁾ Hertz, a. a. O., S. 406.

³⁴⁾ Über den Kramář-Prozeß und seine Hintergründe vgl. A. Graf Polzer-Hoditz: „Kaiser Karl“, S. 153 ff. (1929).

³⁵⁾ „Anmerkungen zur böhmischen Politik“, S. 93 ff. (übers. v. J. Penizek, 1906).

stellungs- und Reklamationsverfahren etwas eingeschränkt wurde. Auch die Gleichberechtigung der beiden Landessprachen in der autonomen Verwaltung und das Schulwesen wurden eingehend geregelt. Analoge Bestimmungen enthielten die Ausgleichsgesetze für Galizien und die Bukowina.

Zur praktischen Bewährung der Ausgleichsgesetze ist es infolge des Kriegeausbruches nicht mehr gekommen. Aber es besteht kaum ein Zweifel, daß der hier eingeschlagene Weg der richtige war. Durch ihre Initiative zur Durchsetzung des allgemeinen Wahlrechtes in der ungarischen Reichshälfte ebnete die Krone auch dort den Nationalitäten einen Weg zur schrittweisen Verwirklichung ihrer kulturellen und politischen Aspirationen. Auch im Kriege, der diese Entwicklung unterbrach, fiel die Gemeinschaft der Völker des Donaustaates keineswegs auseinander, wie man vielfach erwartet hatte. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war noch in den Jahren 1916 und 1917 durchaus lebendig.

Die Auflösung des Reiches war die Folge von diplomatischen Aktionen und Entscheidungen der alliierten und assoziierten Mächte im Frühjahr und Sommer 1918. Diese Aktionen wurden in nicht geringem Maße durch die für Österreich ruinöse Politik des Außenministers Graf Czernin veranlaßt. Völlig unter dem Einfluß der Berliner Regierung und der deutschen Obersten Heeresleitung, blockierte er die Reichsreformpläne Kaiser Karls und seiner Ratgeber, der Professoren Redlich, Lammasch und F. W. Förster, und provozierte durch sein völlig undiplomatisches und im höchsten Grade illoyales Verhalten in der Angelegenheit der „Sixtus-Briefe“ bei der Entente jenen Stimmungsumschwung, der die Anerkennung des tschechoslowakischen Nationalrates und der rumänischen und südslawischen Forderungen nach Bildung unabhängiger Nationalstaaten nach sich zog.

Die faktische Auflösung des jahrhundertealten Habsburgerreiches ist dem Waffenstillstand vom 3. November 1918 nur wenige Wochen vorausgegangen.

FRIEDRICH HEER

Das Salz der Freien Welt

ZUR PROBLEMATIK DER ABGESPRUNGENEN KOMMUNISTEN

Zu der Frage „Wie halten wir es mit abgesprungenen Kommunisten?“ läßt sich ernsthaft nur Stellung nehmen, wenn man sie in ihrem größeren Zusammenhang sieht: als eine Lebensfrage der Freien Welt.

Das Wachstum jeder Kultur ist eng verbunden mit dem schwierigen und schwieligen Prozeß der Aufnahme von Menschen, die aus anderen, entgegengesetzten Sphären kommen. Ohne Saulus kein Paulus. Ohne die aus der nichtchristlichen Welt abgesprungenen Rhetoren, Literaten, Philosophen der hellenistischen Antike keine christliche, westliche Kultur. Der afrikanische Dozent und Literat Aurelius Augustinus, neun Jahre lang Anhänger, ja Mitglied der rabiatischen Sekte der Manichäer, zeitlebens eingefärbt durch einige ihrer hart dualistischen und sehr kämpferischen Überzeugungen, am Ende seines Lebens im Kampf mit Pelagius noch einmal gefährlich rückfallend in das düster-radikale Denken seiner Jugendzeit, ist das großartigste Beispiel für die weltgeschichtliche Wirkmacht von „Abgesprungenen“.

DIE SELBSTENTFREMUNG

Ich habe einmal in dieser Zeitschrift*) darauf hingewiesen, daß der vom Bürgertum abgesprungene Marx einen seiner wichtigsten Begriffe via Hegel von Augustinus übernommen hat: die Selbstentfremdung. Das ist kein Zufall. Denn die *alienatio sui* — Entfremdung vom wahren Personkern, Überfremdung des Selbst — ist seit eh und je ein Lebensproblem des Abspringenden, des „Wanderers zwischen zwei Welten“.

Die offenen und geschlossenen Gesellschaften der Neuzeit, in Europa und Nordamerika, haben ihre Staaten

und Kirchen, ihre Hochschulen und Gymnasien, ihre Heere und Verwaltungskörper in oft entscheidendem Maße mit Abgesprungenen geschaffen. Französische Hugenotten haben das ganze Gebiet Nordwesteuropas, von den Niederlanden bis Preußen, mit ihrer wirtschaftlichen, politischen und mentalen Dynamik erfüllt und teilweise neugestaltet. Flüchtlinge aus der geschlossenen Gesellschaft des gegenreformatorischen Katholizismus in Spanien und Italien haben in der Schweiz, in Polen und Siebenbürgen, in Deutschland und England eine rege und fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Die europäischen und nordamerikanischen Freiheitsgedanken, die Fundierung von Toleranz und Menschenrecht in der Gesetzgebung des 18. und 19. Jahrhunderts sind undenkbar ohne die direkte und indirekte Einwirkung dieser Abgesprungenen und ihrer Suche nach Freiheit. John Locke ist der Schüler von Arminianern und Sozinianern. Die Sozinianer, später meist Antitrinitarier genannt, haben auf ihrem Fluchtweg von Spanien und Italien nach Polen, Siebenbürgen, Ungarn, Holland und England ganz Europa unterwandert und durchsäuert. Sie haben, weiter fliehend, die Fundamente der inneren und äußeren Gesellschaftsordnung der Vereinigten Staaten von Nordamerika gelegt. Die Universität Harvard ist ursprünglich eine theologische Lehranstalt der Unitarier, wie sich die Antitrinitarier positiv nennen. Es gibt keinen Staat, keine Kirche, keine Gesellschaft in der Freien Welt, die im Laufe ihrer Entwicklung nicht mehrfach von Abgesprungenen befruchtet und mitbestimmt worden wäre. Durch die Aufnahme von Menschen aus anderen Hemisphären in den Blutkreislauf der eigenen Welt entfaltet sich das geistige Leben. Eine Gesellschaft, die sich weigert, sehr fremde Menschen aufzunehmen,

*) „Das kommunistische Manifest als religiöses Dokument“ (FORVM I/4).

oder die unfähig ist, sie zu „verdauen“, stirbt ab oder begeht Selbstmord.

Es gehört zum natürlichen, geschichtlichen Wachstumsprozeß der Freien Welt, daß sie sich heute und morgen diesem Prozeß gegenüberstellt: der Aufnahme von Menschen, die aus der totalitär geschlossenen Gesellschaft der kommunistischen Diktaturen abspringen. Nach der Flüchtlingsfrage, die von den Vertriebenen des Zweiten Weltkrieges gestellt wurde, liegt hier eine zweite Aufgabe und Chance für die Freie Welt, und sie ist viel schwieriger zu lösen als das ältere Flüchtlingsproblem. Als dieses Problem akut wurde, ging es weitgehend darum, mit technischen Mitteln technische Lösungen zu erarbeiten: Flüchtlingslager, CARE-Pakete, Umsiedlungen, Eingliederung in die Gastländer, ärztliche Fürsorge, Sprachschulung — eine Fülle von Aufgaben, die es in wenigen Jahren zu bewältigen galt und die von den arbeitswilligen, organisationsbegabten Menschen des Westens im ganzen großartig bewältigt wurden, weil sie der Arbeitsweise und Mentalität unserer technisch-industriellen Wohlfahrtswelt genau angemessen waren.

DER WIRKLICH HÖHERE LEBENSSTANDARD

Die Aufgaben, die jetzt an uns herantreten, sind größer. Sie fordern den Einstieg in eine tiefere Dimension, den langen Atem und guten Mut von Generationen. Sie fallen weithin zusammen mit den Aufgaben wahrer Selbsterhaltung.

Ob die Abgesprungenen in der Freien Welt eine Heimat finden, hängt unter anderem davon ab, ob wir einen *wirklich* höheren Lebensstandard zu schaffen vermögen, der dem normierten Lebensstandard im Osten überlegen bleibt, auch wenn die Luxuslousinen, welche die Sowjetunion auf der Weltausstellung in Brüssel zeigt, zusammen mit ihren Kühlschränken, Fernsehapparaten, Filmen, Schallplatten und Büchern morgen schon Südamerika, Afrika und Asien überfluten. *Wirklich* höherer Lebensstandard ist: ein wirklich freieres, froheres, farbigeres, innerlich reicheres Leben; ein Leben, das sich nicht zufrieden gibt mit einem halben Dutzend von Modellen *upper class, middle class, lower class* und einigen Zwischenstufen, dergestalt, daß jeder Klasse eine bestimmte Art von Automobil und Eigenheim zugehört, eine bestimmte Familiengröße, bestimmte Denkmodelle, Erziehungsmodelle, Freizeitmodelle, samt einer Konfektion von Wünschen und Nichtwünschen, Tabus und Reizungen. Möglicherweise wird die technisch-industrielle Welt in absehbarer Zeit nur mehr einige wenige Modelle von Menschen produzieren. Heute schon befällt den kindhaft, das heißt den plastisch und elastisch Gebliebenen, der sich in „Gesellschaft“ begibt, mitunter ein kaltes Grausen, wenn er wahrnimmt, mit wie wenigen Modellen er da zusammenkommt . . .

Es wäre durchaus denkbar, daß man in der Freien Welt eine eigene Modellgruppe für Abgesprungene bildet, sie einhaust und isoliert, einem mehr oder weniger abgeschlossenen Eigenleben überliefert, so wie es im London des 16. Jahrhunderts eine *ecclesia peregrinorum*, eine Fremdenkirche für Flüchtlinge aus den geschlossenen Gesellschaften und Kirchen des Kontinents gab, mit Untersektionen etwa für Spanier, Franzosen, Deutsche, Italiener; oder wie es heute Sonderwelten in Amerika

für allerlei andersfarbige Immigranten gibt. Die Freie Welt würde dergestalt um eine Sekte reicher sein, beide aber, die unfreie Welt und die freie, um eine große Hoffnung ärmer.

Simone Weill, ursprünglich militante Kommunistin und später eine der bedeutendsten Persönlichkeiten unter den religiösen Denkern Frankreichs, hat den Begriff des *enracinement* geprägt. Vom Gelingen solcher *Einwurzelung* der Abgesprungenen in der Freien Welt wird die Bereitschaft zum inneren Abspringen der Menschen in der unfreien Welt mitbestimmt. Freie und unfreie Welt sind in diesem Sinne die kommunizierenden Gefäße eines dialektischen Zusammenhanges.

Für viele Menschen, die nicht in den brandigen Randzonen der Diktaturen leben (Ostmitteleuropa, Tschechoslowakei), sondern in den Tiefen der russischen Hemisphäre, mag es durchaus unklar sein, *warum* sie freiere politische Formen erkämpfen sollten. Soweit sie etwa Ärzte, Agronomen, Ingenieure oder Manager sind, haben sie um so viel mehr, als ihre bäuerlichen Väter und Großväter, Hintersassen auf adeligen Gütern, auch nur zu träumen wagten, daß sie mit den wenigen Modellen des Lebens, in die sie jetzt eingezwungen sind, durchaus zufrieden sein könnten. Diese mittlere russische Intelligenz würde, wenn sie im Westen einen westlichen Haushalt besucht, zwar sehen, daß die Leuten da allerlei schöne Dinge haben, die sie selbst noch nicht haben. Aber sie würden keine *grundsätzliche* Überlegenheit unserer Welt über die ihre bemerken. Die Situation ist erregend für den, der sie zu sehen wagt: Herr X aus Moskau betrachtet, wie Herr Y in Cincinnati lebt. Er erkennt, daß sein Lebensstandardmodell zwar graduell verschieden ist, aber keineswegs fundamental. Um es für Menschen unserer Zone zu verdeutlichen: breite Schichten von Arbeitern und Kleinbürgern waren mit der Wohlstandsatmosphäre, die unser Landsmann Adolf Hitler für sie geschaffen hatte, sehr zufrieden. Weder ihre Großväter noch ihre Väter hatten es so gut gehabt. Mit „Kraft durch Freude“ zu den Lofoten und nach Madeira. Es war eine Zufriedenheit ohne Freiheit. Es war auch eine Satttheit ohne Hunger.

SPANNUNGSMENSCHEN SIND UNBEQUEM

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Gewiß nicht. Aber es sind nur *Spannungsmenschen*, die von Haus aus merken, daß die „große Ordnung“ nicht in Ordnung ist, daß jede geschlossene Gesellschaft, jede Diktatur, in sich den Tod, den Krieg, das Verderben trägt — nicht aus bösem Willen, sondern immanent, ihrer Eigengesetzlichkeit gemäß, wie der Stein, der fällt. Die Ursache ist klar: jede Diktatur muß, um sich zu halten, möglichst „einfach“ regieren. Sie darf tausende Prozesse des Lebens, das schon *sui generis* Abweichung und Sonderfall ist, gar nicht zulassen. Das gilt in gleicher Weise für den katholischen Integralismus (Spanien!) wie für kommunistische und faschistische Diktaturen. Es sind da eben nur einige wenige Marschrouten vorgesehen, und für ganze Gruppen von Menschen, Lebensweisen, Ideologien gibt es keinen Platz. Eine Zeitlang duldet man sie vielleicht, aber sie bilden lästige Anhängsel, die möglichst bald aus dem geschlossenen Ein-Parteien oder Ein-Kirchen-Staat auszuschneiden sind.

Die geschlossene Gesellschaft und die Diktatur häuft, weithin unbewußt und ungewollt, eine Fülle von Konflikt-

stoffen, weil sie darauf angewiesen ist, alle Prozesse des Lebens möglichst „einfach“ zu erledigen. Es gibt für sie nur *eine* Außenpolitik, *eine* Presse, *eine* Schule, *ein* Leitbild des Denkens und Handelns. Wohl kann das alles von Tag zu Tag modifiziert werden, der „Antibolschewik“ Hitler kann über Nacht einen Pakt mit Stalin schließen. Und umgekehrt. Aber für den Tag — und der eine Tag ist der Tag des Lebens — gibt es immer nur *eine* Linie.

Daß die tödliche Einfachheit der „Großen Ordnung“ in der Regel nur von Spannungsmenschen wahrgenommen wird, rührt daher, daß diese Menschen ein differenzierteres Antennensystem besitzen als die Masse ihrer Zeitgenossen. Nur wer starke innere Konflikte bewältigen muß, nur wer in sich selbst Spannungen hat, nimmt die Spannungen in seiner Umwelt wahr. Das ist der weitgeschichtliche Sinn des „Pfahls im Fleische“ des Paulus, Augustinus und Pascal, das ist der Sinn des Buckels des Sören Kierkegaard. Wer sich selbst nicht als Problem erfährt, erlebt nicht die Problematik der „Ordnungen“ der Welt.

Man wird also vor allem Spannungsmenschen als Abgesprungene zu erwarten haben, unangenehme Zeitgenossen innerhalb der kommunistischen Diktaturen, die auch als Abgesprungene in der Freien Welt unangenehme Zeitgenossen sein werden. *Sie allein sind interessant.* Uninteressant sind die müde gewordenen „alten Kämpfer“, die sich nach einem anstrengenden, im Dienst der Weltrevolution verbrachten Leben in eine Schweizer Pension zurückziehen, ihre Memoiren schreiben, der Freien Welt gute Ratschläge geben und im übrigen ihren Lebensabend genießen wollen (was ihnen unbenommen bleibe).

Der Spannungsmensch, der abspringt und in den Westen geht, stellt die Freie Welt ebenso sehr in Frage wie die geschlossene Gesellschaft, die er verlassen hat. Er bildet in seiner neuen Heimat ein Element der Unruhe, ja, richtig verstanden, ein Element der „Zersetzung“. Es ließe sich denken, daß ein kluger Diktator alle fünf Jahre die Gefängnisse leert und die Spannungsmenschen in großen Schüben über die Grenzen schickt: als Danaergeschenk für seine Gegner. Aber eine Freie Welt, die sich selbst richtig versteht, wird die Abgesprungenen dennoch als kostbares Geschenk in Empfang nehmen: als das Salz, das ihr fehlt, als das Ferment, das neue Prozesse entbindet.

GABE UND GIFT

Eine der eindrucksvollsten und geschichtlich wirkmächtigsten Erscheinungsformen des Abgesprungenen ist seit der späten Antike der Mann, der seine Vergangenheit verdrängt und ihr wütender Ankläger wird. Spätantike Rhetoren und Literaten wie Firmicus Maternus, die das Heidentum in der eigenen Brust vernichten wollen, indem sie unentwegt zur Zerstörung der Tempel und zum gesetzlichen Verbot der heidnischen Kulte auffordern, inkarnieren diesen Modellfall. Die Aufspürung von religiösen Nonkonformisten arbeitet seit dem 13. Jahrhundert mit Männern, die selbst aus der „Bewegung“, aus der Sektenkirche kommen. Berühmteste und blutigste Inquisitoren waren zuvor Mitglieder einer Sekte. Diese Männer fordern den permanenten Kreuzzug, nach außen und nach innen, um die Nation und die Kirche zu „säubern“ von den „unreinen Hunden“, Ketzern, Nonkonformisten und Diversanten. Die endgültige Vernichtung des heroischen

und großgearteten Hugenottentums in der Spätzeit Ludwigs XIV., die zwangsweise Bekehrung, die Verschleppung der Kinder, Hinrichtung der Männer, Einkerkierung der Frauen wurde durch Abgesprungene aus dem hugenottischen Lager mächtig vorwärtsgetrieben. Die Hauptthetzerin am Hofe Ludwigs XIV., seine berühmte Geliebte, stammte aus einem der erlauchtsten Hugenottengeschlechter. Und der Mann, der für die königlich-katholische Religion jene gefährliche Devise erfand, die bis heute für alle Diktaturen und monolithischen Gesellschaften gilt — „Ein König, ein Gesetz, ein Glaube“ — war von Haus aus hugenottischer Prädikant . . . Abgesprungene als Kreuzzugsideologen sind in diesem Sinne Vertreter einer tausendjährigen Tradition europäischer Konvertiten. Psychologisch ist das wohl verständlich: ein Mensch, der den großen Kampf in der eigenen Brust noch nicht ausgekämpft hat, strebt darnach, die Schlacht nach außen zu verlegen.

Es ist eine ebenso schöne wie schwere Aufgabe für Menschen in der Freien Welt, Konvertiten dieser Art mit kritischer Liebe aufzunehmen, sie in stetem freundlichem Widerstand dem langwierigen Prozeß der Heilung, das heißt der Selbsterhellung zuzuführen, nicht aber sich durch sie vergiften zu lassen. Gerade auch Konvertiten dieser Art können die Freie Welt manches lehren und ihr manches geben — wenn ihre Gabe (Gabe ist „Gift“, Mitgift) vorsichtig in kleinen Dosen, als Salz der Selbsterhellung verwendet wird. Als Spannungsmensch, als Mensch mit zwei Vätern und zwei Müttern kann der Abgesprungene in seiner neuen, freigewählten Heimat ein unersetzliches Element der Reform werden. Wach und überwach, hell und gereizt und besorgt sieht er auf seine neue Heimat: er möchte sie möglichst stark, frei und widerstandsfähig sehen.

Das aber ist, wie es mir scheint, die geschichtlich größte Funktion der Abgesprungenen für die Freie Welt: in ihr mitzuwirken, daß viele neue Modelle des Lebens in ihr entstehen — jener wirklich höhere Lebensstandard, der morgen und übermorgen faszinierend auf immer mehr Menschen in den geschlossenen Gesellschaften des Ostens wirken soll. Eben deshalb liegt es im wohlverstandenen Interesse der Freien Welt, von den Abgesprungenen nicht zuviel „Bekehrung“ zu verlangen. Sie könnten ihre Funktion als Salz und Ferment ja gar nicht erfüllen, wenn man sie unverzüglich zu möglichst gehorsamen, linientreuen Gefolgsleuten unserer Parteien, Konfessionen und anderer Interessenverbände machen wollte. Der Abgesprungene wird für die Freie Welt nur dann etwas leisten können, wenn sie ihm die Möglichkeit gibt, das große Nein, das er in der unfreien Welt nur negativ ausdrücken konnte, nunmehr positiv auszudrücken: nicht mehr als Schweiger, Duldender, Gefangener, sondern in kritischer Mitarbeit am Wachstum der Freiheit.

In der Praxis sieht diese überaus heikle und schwierige Angelegenheit heute noch so aus: dem Abgesprungenen stehen nur einige Klubs und Kleinkirchen zur Verfügung, einige literarische Zirkel und, wenn er Agitator und Schallplattensprecher wird, gelegentlich das Podium eines Partisanenkongresses dieser und jener Fraktion. Das aber ist zu wenig, als daß er leben, als daß er die Freiheit voll erleben könnte, die kostbare Freiheit, sich mitzuteilen, sich in vielen kritischen Nein und einem großen Ja kommu-

nikativ zu erschließen. Diese Freiheit erstrebt als Gnade und Glück doch nur der, der sie lange verloren, ja der sie selbst verneint hat. Er ist der wahre Liebhaber der Freiheit. In einem langwierigen inneren Prozeß, der bis an sein Lebensende währt, entdeckt er sie in sich selbst als eine neue Welt, ergriffen wie der Seher, dem sich neue Wirklichkeiten offenbaren.

Für dieses Freiheitserlebnis des Abgesprungenen muß in der Freien Welt selbst erst Raum geschaffen werden. Sonst besteht die Gefahr, daß der Abgesprungene, im beschwerlichen Umgang mit unseren Typen-Menschen müde geworden, zurückflieht in die Unfreiheit — entweder äußerlich: indem er als Revertit in die alte Heimat zurückkehrt; oder, weit häufiger, innerlich: indem er sich in der Freien Welt einem geschlossenen Clan anschließt, in dem es sich bequem und friedsam leben läßt, sobald man seine

Denkmodelle und Lebensformen akzeptiert. Dergestalt betrügt sich aber die Freie Welt um eine ihrer größten Chancen, zu wachsen und in die unfreie Welt hineinzuwirken. Dort nämlich beobachtet man sehr genau, was aus den Abgesprungenen wird: an ihren Früchten wird man sie erkennen. Wenn sie im Westen verderben, erblinden, verblöden, wenn sie kleiner und denkärmer werden, dann wird dies als Spruch des Weltgerichts verstanden, marxistisch gedacht: als logische Folge des Vertrates am Prozeß des Fortschritts.

Bringt aber die Freie Welt genug Kraft, Klugheit und Liebesmacht auf, um Salz und Versuchung, Brot und Gift der Abgesprungenen richtig entgegenzunehmen, so leistet sie zunächst sich selbst einen unschätzbaren Dienst — und leistet ihn dann auch der unfreien Welt: auf daß aus den beiden einmal Eine Welt werde, die frei ist.

SALVADOR DE MADARIAGA

WENN DER KREML LÄCHELT...

Don Salvador de Madariaga, spanischer Diplomat im Exil, Historiker, Philosoph und grand old man des Liberalismus, war vor kurzem bei uns zu Gast und hat im Rahmen der vom Kulturstadtrat der Stadt Wien veranstalteten „Europagespräche“ seine eminente politische Klarsicht aufs neue demonstriert. Gleichzeitig ist im *Verlag A. Francke (Bern)* unter dem Titel „*Rettet die Freiheit!*“ eine Sammlung seiner politischen Aufsätze erschienen, der wir die nachstehenden Formulierungen entnehmen.

Wenn der Kreml lächelt, so lächelt auch der Rest der Welt. Er braucht nur während eines halben Tages weniger aggressiv als gewöhnlich zu sein, und schon beginnt die Welt die Morgenröte einer neuen Ära am Horizont aufziehen zu sehen. — Es gibt dazu eine Geschichte von einem jüdischen Bauern in Polen, der zusammen mit seiner Frau und einer Menge von Kindern so erbärmlich zusammengepfercht in seiner viel zu kleinen Hütte hauste, daß er in seiner letzten Verzweiflung zum Rabbiner ging, um dessen Rat zu erbitten. Der Rabbiner riet ihm, auch noch die Hühner ins Haus zu nehmen, dann das Schwein und schließlich die Kuh. Der arme Bauer fühlte sich daraufhin so eingeengt, daß er beschloß, sich das Leben zu nehmen. Aber vorher ging er nochmals zum Rabbiner, der ihm riet, die Tiere wieder in den Hof zu lassen. Als der Bauer dies getan hatte, schien ihm plötzlich die Anwesenheit seiner noch allein zurückbleibenden Familie so erträglich, daß er aufhörte, sich über sein Schicksal zu beklagen.

*

Man kann sich heute vielleicht wieder einmal der Geschichte von Molotow erinnern, der einmal in Stalins Gegenwart

ein Telefongespräch führte. Stalin hörte Molotow sagen: „Nein . . . nein . . . nein . . . ja . . . nein . . .“ Als Molotow den Hörer aufgelegt hatte, fragte ihn Stalin: „Was in aller Welt war die vierte Frage, auf die du mit ‚Ja‘ geantwortet hast?“ — „Ob ich vorher nein gesagt habe.“ — Man kann die Ergebnisse der Konferenzen zwischen Ost und West zwar auf eine vollständigere und kompliziertere Weise zusammenfassen, aber man kann den Geist der Sowjetdiplomatie nicht besser schildern.

*

„Willst du, daß Frauen dir folgen, so gehe ihnen voran.“ Das schrieb der spanische Satiriker Quevedo im 17. Jahrhundert. Da Nationen weiblichen Geschlechts sind, täten die Politiker des 20. Jahrhunderts gut daran, die alte Maxime zu beherzigen. Die chaotischen Zustände, die gegenwärtig in der westlichen Welt herrschen, sind zu nicht geringem Teil dem Umstand zuzuschreiben, daß die sogenannten Führer des Westens, statt ihre Truppen anzuführen, sich damit zufrieden geben, sich von ihren Truppen in die Richtung drängen zu lassen, in welche diese gerade zu marschieren wünschen.

Der Westen steht unter dem Druck einer schlecht informierten, ja geradezu mißleiteten Öffentlichkeit, die, der Anstrengungen, der Prinzipien, der Argumente und der Flüchtlinge überdrüssig, es darauf abgesehen hat, ihre Automobile, Eisschränke, ihr Glas Bier und andere Annehmlichkeiten des Lebens in Frieden zu genießen. Es sind dies jene Massen, die ehrlich davon überzeugt sind, friedliebend zu sein, bloß weil sie endlich in Frieden gelassen werden möchten.

*

„Wir sind jedermanns Freund und niemandes Feind.“ Das hört sich großartig an, aber ist genau besehen alles andere als großartig. Um jedermanns Freund und niemandes Feind sein zu können, muß eine der beiden folgenden Konstellationen vorausgesetzt werden: entweder muß jedermann in Frieden leben oder aber die „wir“, von denen die Rede ist, müssen vollständig indifferent sein gegenüber Recht und Unrecht, Frieden und Krieg, gegenüber guten und bösen Absichten. Tatsache ist aber, daß die „jedermann“ nicht auf einer Seite stehen, sondern zwei, wenn nicht mehr, unversöhnliche Lager bilden. Wir können nicht gleichzeitig Freund der Völker Rußlands, Polens usw. sein und gleichzeitig auch Freund des Sowjetapparates, der diese Völker unterdrückt und ausbeutet.

*

Der ganzen Diskussion über die Abrüstung liegt ein prinzipieller Denkfehler zugrunde. Man stelle sich die Frage: Sind Rüstungen die Ursache von Kriegen oder sind umgekehrt Kriege die Ursache dafür, daß gerüstet wird? Wir wollen ein-

räumen, daß es eine Zeit gab, in der Rüstungen Kriege hervorriefen. Dies war möglich unter der Voraussetzung, daß Verhältnisse zwischen zwei Staaten bestanden haben, die es leichtfertigen, kampflüsternden Militärs möglich machten, einen Krieg vom Zaune zu brechen. Unter solchen Verhältnissen bedeutete das Vorhandensein von Rüstungen einen der Gründe, aber nicht den Grund des Konflikts. Darüber hinaus waren solche Fälle nur möglich in einer Zeit, da die öffentliche Meinung weniger kriegsmüde war als heute. Moderne Kriegsmittel aber, wie zum Beispiel die Wasserstoffbombe, sind nicht nur alles andere als eine Ursache, sondern vielleicht ein wichtiges, ja ein unüberwindliches Hindernis für den Ausbruch eines Krieges.

*

Mit der „Abrüstung“ wird eine Reduktion der Rüstungen angestrebt, bevor die verschiedenen Staaten sich über die Grundlagen ihres Zusammenlebens geeinigt haben. Solange diese Grundlage das bleibt, was sie heute ist, nämlich *Macht*, solange werden Rüstungen so unentbehrlich sein, wie Löffel und Gabel es sind, solange die Menschen essen müssen.

*

Die Engländer sind so freiheitlich gesinnt, daß sie eine eigene Kirche gründeten, um nicht dem Papst gehorchen zu müssen. Heute aber ist diese Kirche in einer Weise stolz auf ihren Freiheitssinn, daß sie unter ihren Geistlichen eine beträchtliche Zahl von Kommunisten duldet — dem entspräche etwa eine medizinische Fakultät, die der Natur einen solchen Respekt entgegenbringen würde, daß sie bereit wäre, einer Cholera-Epidemie unter ihren Studenten tatenlos zuzusehen.

*

Ein altes spanisches Sprichwort lautet, der Fisch sterbe durch sein Maul. Niemand vermag in der Tat daran zu zweifeln, daß ein Lachs, wenn er nur etwas mehr Vorsicht walten ließe, bevor er nach einer Fliege springt, den fatalen Angelhaken, der auf ihn lauert, vermeiden könnte. In diesem Licht betrachtet, erscheint die Welt des Westens wie ein ganzer Schwarm von Lachsen, von denen alle ihr Maul schon gierig aufsperrten nach dem Angelhaken, den Moskau für sie bereit hält. Es ist ein

beängstigender und demütigender Ausblick zugleich. Deutsche Sozialdemokraten, englische Labourführer, Londoner Kapitalisten, Baumwollmakler aus Liverpool, Textilfabrikanten aus Lancashire und endlich Zeitungsleute aus der ganzen Welt scheinen alle darauf erpicht zu sein, den von den hinterhältigen Fischern in Moskau eigens für sie aufs sorgfältigste ausgewählten Bissen gierig zu verschlingen.

*

„Die beiden Macs“ sind unbeabsichtigt die zwei wertvollsten Alliierten des Kommunismus in den Vereinigten Staaten. Denn sobald eine antikommunistische Maßnahme vorgeschlagen wird, auch wenn sie objektiv noch so gerechtfertigt sein mag, wird die Masse der gutmeinenden, gemäßigten Leute vom richtigen Weg, den sie normalerweise beschreiten würden, durch die Warnrufe „McCarran!“ und „McCarthy!“ abgeschreckt, Warnrufe, die natürlich von den Lockvögeln des kommunistischen Lagers stammen — und nichts geschieht.

*

Europa ist verstümmelt, und die Hälfte der Alten Welt lebt in Sklaverei, weil in Jalta und Potsdam zwei westliche „Übermenschen“ sich der Illusion hingaben, imstande zu sein, das europäische Schicksal zu gestalten, und zwar im einträchtigen Zusammenwirken mit einem dritten Übermenschen, der darauf ausging, es zu zerstören.

*

Weil Chamberlain I. nicht willens war, Polen eine Garantie zu geben, die es vor dem Wahnwitz eines Aggressors bewahrt haben würde, war Chamberlain II. dann gezwungen, Polen eine Garantie zu geben, die angesichts der geographischen Gegebenheiten ihrerseits an Wahnwitz grenzte — und doch nicht den Zweiten Weltkrieg zu verhindern vermochte. Alles, was wir heute wünschen können, ist, daß der Welt ein Chamberlain III. erspart bleiben möge.

*

„Laßt uns mit den Russen reden!“ Aber dieser Slogan ist selbstverständlich so falschmünzerisch, wie jeder kommunistische oder von den Kommunisten inspirierte Slogan es nur immer sein kann. Wir sind gar nicht in der Lage, mit den

Russen Gespräche abzuhalten — auch wenn wir es wollten, und wir würden es wollen, wenn es nur möglich wäre. Wir können höchstens mit den kommunistischen Machthabern sprechen — und das ist etwas ganz anderes.

*

Ein Land, das sich das Risiko nicht leisten kann, bis an den „Rand des Krieges“ zu gelangen, muß früher oder später untergehen. Es muß eine Linie geben, hinter die ein Land — koste es, was es wolle — nicht zurückgehen kann, denn sonst würden immer weitere Linien überschritten und nichts bliebe mehr übrig, was die Nation ihr eigen nennen könnte.

*

Ungarn ist von den Stiefeln Stalins niedergetreten worden. Diese Stiefel, die hartnäckig auf ihrem Sockel stehen blieben, als das Volk von Budapest die Riesenstatue von ihrem Podest herunterholte, begannen von neuem zu gehen — auch ohne den Körper des Tyrannen. Damals wurde für die Welt offenbar, daß die Sowjetunion, nachdem sie den stalinistischen Stalinismus mit einem antistalinistischen Antistalinismus vertauscht hatte, sich schließlich auf eine mittlere Position festgelegt hatte: antistalinistischen Stalinismus. Stalins Körper verschwand, sein Geist blieb.

*

Die Schwäche der Vereinten Nationen beruht, wenn man es kurz und drastisch ausdrücken will, auf der Tatsache, daß ein Vegetarierverschein nicht erfolgreich wirken kann, wenn eines der einflußreichsten Mitglieder des Vorstandes ein Fleischer ist.

*

Wenn wir von der Meinung ausgehen, daß die Erde nicht die Form einer Orange, sondern diejenige einer Birne habe (was, beiläufig gesagt, die Ansicht von Christoph Columbus war), werden wir uns immer wieder wundern, warum der Mond da und nicht dort steht, warum die Jahreszeiten alle verkehrt sind und warum die Sonne nicht untergeht, wenn sie sollte. In unserem Fall besteht die Hypothese der Birnenform in dem Glauben, daß die Sowjetführer tatsächlich eine „friedliche Koexistenz“ anstreben.

GEORGE MIKES
EINE ZORNIGE JUNGE NATION

BRIEF VON DEN PHILIPPINEN

Man braucht nur wenige Flugstunden von Tokio nach Manila — aber in diesen wenigen Stunden kommt man in eine völlig andere Welt.

Japan ist ein buddhistisch-schintoistisches Land, die Philippinen sind ein christliches. Japan ist eine asiatische Nation, die sich gerne verwestlichen möchte; die Philippinen, in vieler Hinsicht schon allzu verwestlicht, suchen jetzt wieder ihren asiatischen Anstrich zurückzugewinnen. Japan ist japanisch; auf den Philippinen wird alles Japanische so vehement gehaßt wie nirgends sonst in Asien, geschweige denn in Europa. Mit Ausnahme der wenigen Nachkriegsjahre, in denen es unter amerikanischer Kontrolle stand, war Japan immer unabhängig; die Philippinen hingegen waren eine amerikanische Kolonie (auch wenn die Amerikaner, deren antikolonialistische Traditionen weltbekannt sind, ihre Kolonien nicht als Kolonien bezeichnen). Japan ist ein überbevölkertes Kaiserreich; die Philippinen sind eine unterbevölkerte Republik, auf deren mehr als 7000 Inseln siebzig Sprachen gesprochen werden.

*

Für den Europäer ist es nicht leicht, zumal den letzten, geographisch-linguistischen Punkt in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen. In Europa kümmert man sich ja überhaupt nicht sehr um diesen Winkel Südost-Asiens. Die Namen Batan und Corregidor, und ein paar von den größeren der 7000 Inseln wie Luzon (mit der Landeshauptstadt Manila) oder Mindanao, sind während des letzten Krieges zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Aber im allgemeinen liegen die Philippinen immer noch abseits. Das wissen natürlich auch die Filipinos. Und schon aus diesem Grund sind sie eine zornige junge Nation.

Der philippinische Archipel erstreckt sich der Länge nach über 1852 km, der Breite nach über 1100 km, aber sein tatsächliches Territorium ist kleiner als das Englands. Von den genau 7083 Inseln haben nur 466 einen Flächeninhalt von mehr als einer Quadratmeile und nur 2440 können sich überhaupt mit einem Namen ausweisen. Ein solches Land zu verwalten, gehört ganz gewiß nicht zu den Wunschtäumen eines Bürokraten. Trotzdem präsentieren sich die Philippinen, besonders wenn man sie mit ihren indonesischen

Nachbarn vergleicht, als ein wahres Muster von einheitlicher Verwaltung und bürokratischer Tüchtigkeit.

*

Der erste schmerzliche Eindruck, der sich dem Besucher dieses sonst recht angenehmen Landes aufdrängt, sind die enormen Preise. Die Philippinen dürften eines der teuersten Länder der Welt sein, wahrscheinlich das zweitteuerste nach dem unbestrittenen Rekordhalter Venezuela. Eine mittelmäßige Mahlzeit kostet etwa sechs Dollar, und da man so etwas sofort bemerkt, entschließt man sich gleich am ersten Tag, die geplante Dauer des Aufenthalts erheblich zu kürzen. Hierauf unternimmt man den ersten Spaziergang durch die schöne Stadt Manila. Sie sieht nett und gepflegt aus und könnte, so scheint's auf den ersten Blick, ohne wesentliche Veränderungen in den amerikanischen Mittelwesten transportiert werden. Man muß schon etwas länger spazieren gehen und etwas genauer hinschauen, um die verschiedenen Einflüsse festzustellen und zu unterscheiden: außer dem amerikanischen noch den englischen, den spanischen und den japanischen.

Der englische Einfluß ist gering; er stützt sich im wesentlichen auf die von Sir Francis Drake im Jahre 1577 durchgeführte Invasion, an die man sich in gebildeten philippinischen Kreisen mit einer gewissen Wehmut erinnert. Erheblich größer ist der spanische Einfluß. Er ist schlechthin allgegenwärtig. Schon der Name des Inselreichs leitet sich von Spaniens Höchst Katholischer Majestät her, von König Philipp II. Zahllose Ortschaften und zahllose Straßen heißen spanisch. Die meisten Menschen haben spanische Namen und, was mehr besagt, spanische Gesichter. Sie sind mit geringen Ausnahmen Katholiken, und zwar sehr fromme Katholiken. Ihre Lebenshaltung und ihre Manieren haben etwas unverkennbar Spanisches an sich, was sich vor allem darin äußert, daß ihnen jede Pünktlichkeit fremd ist. „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Niedrigen“, heißt ein auf den Philippinen offenbar hoch in Ehren gehaltener Grundsatz. Auch die Begeisterung, mit der diese liebenswürdigen und gastfreundlichen Menschen sich der Fiesta hingeben, steht hinter dem originalspanischen Standard um nichts zurück.

Bekanntlich genügt zur Abhaltung einer Fiesta bereits der geringste Anlaß, und da die katholische Kirche für alles unter der Sonne einen Schutzheiligen hat, besteht an Anlässen kein Mangel. Ebenso bekanntlich braucht es zur Abhaltung einer Fiesta reichlichen Essens und Trinkens, und dazu wiederum braucht man Geld. Der Filipino wird, wie sein spanischer Vetter, keine Sekunde lang zögern, den letzten Hausrat zu verkaufen oder eine ganze Woche zu hungern, um den Anforderungen einer Fiesta gerecht zu werden. Hier allerdings endet der spanische Einfluß. Mit Spanien selbst, dessen Herrschaftsperiode durch rücksichtslose Unterdrückung gekennzeichnet war, verbindet den Filipino keine besonders angenehme Erinnerung.

*

Das gilt in noch verstärktem Maß für die wesentlich nähere Erinnerung an Japan. Die japanische Okkupation stand im Zeichen grausamer Verwüstung und Vergewaltigung. In Siam oder auf Malaya war sie eine vorübergehende Phase; auf den Philippinen hat sie tiefe psychologisch-historische Spuren hinterlassen. Die seltsame Doppelgeleisigkeit dieser Spuren ist schwer zu definieren. Die Besetzung der Philippinen durch Japan hat einerseits Haß und Bitterkeit erzeugt — und hat andererseits Freiheit und Unabhängigkeit herbeigeführt. Die Japaner waren grausame Herren, aber sie waren immerhin Asiaten. Indem sie der amerikanischen Herrenrasse eine entwürdigende Niederlage beibrachten, haben sie die Filipinos zugleich befeuert und desillusioniert: zum erstenmal zeigte sich, daß die Amerikaner von Asiaten besiegt werden können; und als dann die Asiaten wieder von den Amerikanern besiegt worden waren, gab es zum erstenmal wirkliche Freiheit für die Filipinos.

„Wir sind Asiaten“, beschlossen die Filipinos nach einigem Zögern, „und wir akzeptieren unser gemeinsames Schicksal mit Japan. Aber Japans Führerschaft akzeptieren wir nicht.“ (Es ist neuerdings bei vielen Völkerschaften der Welt üblich geworden, in großen Phrasen über „gemeinsames Schicksal“ zu sprechen; aber man fragt sich vergebens, was das in der Praxis zu bedeuten hat, und warum beispielsweise die Philippinen das Schicksal Japans teilen sollten, oder umgekehrt.)

*

Der amerikanische Einfluß ist auf den Philippinen am stärksten fühlbar. Er manifestiert sich bereits in den zahlreichen

Kegelbahnen, über deren Eingang gewöhnlich eine Tafel mit der Aufschrift „BITTE DIE FEUERWAFFEN ABZUGEBEN. DIE DIREKTION“ angebracht ist, und er manifestiert sich in der Staatsverfassung, die durchaus dem amerikanischen Muster folgt. Die Programme der politischen Parteien unterscheiden sich voneinander nur sehr wenig; es geht meistens um Kämpfe zwischen einzelnen Persönlichkeiten. Eine ernstzunehmende sozialistische Partei gibt es nicht. Die kommunistische Partei ist verboten. Höchstes Lob verdienen die von den Amerikanern ins Leben gerufenen Wohltätigkeits- und Kulturinstitutionen und vor allem das Erziehungswesen. Unter der amerikanischen Regentschaft hat das Analphabetentum gewaltig abgenommen; nach philippinischen Angaben können heute 85% der Bevölkerung lesen und schreiben. Das mag ein wenig übertrieben sein, aber niemand bezweifelt, daß sehr vieles in diesem Land sehr viel besser geworden ist, seit die Amerikaner um die Jahrhundertwende die Dinge in die Hand nahmen.

Das amerikanische Übel besteht — zumindest in den Augen der jungen Nationalisten und Intellektuellen — vor allem darin, daß die Amerikaner trotz ihrem längst erfolgten Abgang immer noch da sind. „Unsere Unabhängigkeit ist eine Schimäre“, sagte mir ein junger Schriftsteller in Manila. „Vielleicht ist das gar nicht die Schuld der Amerikaner. Vielleicht ist es das Schicksal jeder kleinen Nation. Die Amerikaner sind, nachdem sie abgezogen waren, nicht nur auf ihren militärischen Stützpunkten verblieben, sondern überall. Unsere ganze Wirtschaft hängt von ihnen ab, obwohl wir ein unabhängiger Staat sind. Wen kann es da noch wundern, daß sie zum Gegenstand unseres Zorns geworden sind?“

Tatsächlich sind die Amerikaner Meister in der Kunst, mit beiden Händen un-

gläublich generöse Gaben zu verteilen und gleichzeitig den Beteiligten mit beiden Füßen auf die Hühneraugen zu steigen. Auch die amerikanische Propaganda fällt in dieses von keinerlei Taktgefühl beeinträchtigte Tätigkeitsgebiet und ist den jungen philippinischen Intellektuellen dementsprechend zuwider:

„Sie wollen uns den *American Way of Life* genauso verkaufen wie ihre Kühlschränke und Versicherungspolizzen. Mit den gleichen Mitteln und mit den gleichen Reklametricks. Sie merken nicht, daß sie damit alles auf das Kühlschranniveau herabdrücken. Und sie sehen nicht, daß es noch gute hundert Jahre dauern wird, ehe wir Filipinos uns den amerikanischen Lebensstil überhaupt leisten können.“

Das sind die Ansichten einer denkfähigen und infolgedessen geringen Minderheit. Die große Masse der anderen scheint sich in der Nachahmung der leicht importierbaren Wesenszüge des *American Way of Life* recht glücklich zu fühlen. Sie tragen grelle Krawatten und kurzgeschnittene Haare, lassen sich von der Jukebox etwas vorspielen und vertilgen dazu Unmengen von Icecream-Soda. Manche sind schon ganz bedeutend amerikanischer geworden als die Amerikaner selbst. „Es gibt hier eine Gesellschaftsschicht“, formulierte einer meiner philippinischen Freunde, „die direkt von den Kokospalmen in den Cadillac gefallen ist.“

*

Auch auf die Sprache und damit auf das Denken des Landes wirkt sich der amerikanische Einfluß aus. Die zwanzig Millionen Filipinos sind mit ihren siebenzig Muttersprachen schlechter dran, als sie es mit einer einzigen wären. Sogar die Hauptsprachen der Inseln, ja schon die bloßen Bezeichnungen dieser Sprachen, sind außerhalb ihres eigentlichen Geltungs-

bereiches kaum bekannt. Sugbuanan, Iloko, Bikol und Samarnon zählen keineswegs zu den wichtigen Kraftquellen der menschlichen Zivilisation, so wenig wie Tagalog, die am weitesten verbreitete und kultivierteste aller Eingeborensprachen, die seinerzeit durch die Bemühungen der antispansischen Revolutionsbewegung zur Würde einer Nationalsprache erhoben wurde. Es gibt ein berühmtes, in der Tagalog-Sprache geschriebenes Epos, „*Florante at Laura*“ von Francisco Balagtas (eine kaum verhohlene Attacke gegen die spanische Herrschaft), und es erscheinen in dieser Sprache zwar einige Zeitungen und Zeitschriften, aber keine Bücher.

Die wirkliche, wenn auch nicht offizielle Landessprache auf den Philippinen ist englisch. Manche Nationalisten bemühen sich, es zu verlernen, haben aber keinen rechten Erfolg damit. Englisch gehört zu jenen Sprachen, die man leicht lernt und schwer vergißt. Und selbst die größten Chauvinisten unter der philippinischen Jugend wollen sich nicht gänzlich von den Wegen der Welt abschneiden, um sich in die Geheimnisse der Tagalog- oder Iloko-Sprache zurückzuziehen. Das Sprachproblem ist unter den wunden Punkten des philippinischen Lebens der wundeste.

Meinen letzten Abend in Manila verbrachte ich in Gesellschaft einiger zorniger junger Männer dieser zornigen jungen Nation. Einer von ihnen gab sichtlich den Gedanken aller anderen Ausdruck, als er sagte:

„Natürlich ist es ein Vorteil, englisch zu schreiben — aber zum Schluß kehrt er sich gegen uns. Wie kommt es denn, daß man einen japanischen oder indischen Schriftsteller ernstnimmt, einen philippinischen aber nicht? Ganz einfach: weil wir so leicht zugänglich sind. Und wir sind so leicht zugänglich, weil wir englisch schreiben. Wir sind nicht exotisch genug.“

P. S.

AUSSER SPESEN NICHTS GEWESEN

Unter dem Titel „Wahlsieg der Rechten in Belgien“ berichtet der „*Neue Kurier*“ vom 3. Juni 1958 über den Ausgang der belgischen Wahlen u. a. das folgende:

„Die Christlichsozialen haben ihre Gewinne hauptsächlich auf Kosten der Liberalen erhalten, während die Kommunisten einen Teil ihrer Verluste auf Kosten der Kommunisten wieder ausgleichen konnten.“

Damit dürfte die Kostenfrage ihre denkbar beste Lösung gefunden haben. Die österreichischen Kommunisten machen das schon seit Jahren so und haben sich auf diese Weise eine schöne Stabilität gewahrt.

FORVM DES LESERS

ZWEIERLEI NACHHALL*)

„Es ist eine klassische Taktik, das Podium zu besteigen, ‚das entfesselte Böse‘ zu denunzieren und darauf ‚das Richtige‘ zu propagieren. Was Sie für das Richtige halten, ist in Ihren Worten: ‚Die geistige Bewältigung des Nazismus verlangt einen Standpunkt, der auf der Ebene der Politik nicht zu gewinnen ist‘ und ... der katholische Priester, dem die Macht gegeben ist, zu binden und zu lösen ... angedeutet. Nach Ihnen ist die Patentmedizin, einen zukünftigen Aufstand des Tiers im Menschen zu verhindern, ein humanitär-katholisch-religiöser Mischmasch, wie er für Österreich typisch war und nach Ihrem Zeugnis offensichtlich noch ist ... Sie können darauf hinweisen, daß die Apokalypse, die zweimal in einem Halbjahrhundert den Erdball umraste, nicht aus dem Geistesgut des friedvollen Österreich aufbrach. Die Mörder, die noch unter uns sind, kommen als Sommergäste mit ihren DM aus Deutschland, sagen Sie es ruhig ... War es wirklich so, daß das liebenswerte, mißbrauchte Völkchen an der Wien in moralischem Stupor hilflos vor der Machtergreifung der Dämonen stand?

... Ein Hausbesitzer hat nun einmal andere Interessen als seine Mieter, ein kommunistischer Kommissar andere Ziele als ein katholischer Bischof, aber alle diese divergierenden Gruppen sind von der Richtigkeit ihrer jeweiligen Folgerungen und der daraus resultierenden Handlungen überzeugt. In dieser Hinsicht darf ich Katholizismus und Kommunismus in einem Atem nennen; beide schließen: bin ich im Recht, ist mein Gegner im Unrecht. Je fanatischer die Überzeugung von der eigenen Unfehlbarkeit, umso tyrannischer wird mit dem Gegner verfahren. Was folgt, da es nun einmal Kommunisten und Katholiken gibt? Das Kompromiß oder die Kraftprobe ...

Ich gestehe, daß ich mir nicht zu viel von Ihrer Antwort verspreche. Sie haben Ihren Standpunkt, in dem die Farben Schwarz und Weiß eine große Rolle spielen ... Von meiner Sonntagsmalerei her kann ich Ihnen abschließend meine Erfahrung übermitteln, daß Weiß plus Schwarz ein nettes Grau ergibt. Damit den Globus angestrichen, kämen wir einer absoluten Wahrheit am nächsten.“

CORNEILLE DELOR (Chicago)

Ich stehe nicht an, Sie meinen idealen Leser zu nennen. Alle anderen Briefe, die ich erhielt, haben meinem Artikel wärmstens zugestimmt und mich deshalb an seiner Notwendigkeit fast irre gemacht. Erst Sie haben ihn voll gerechtfertigt und damit meinen Dank verdient. Denn nichts dürfte einem Polemiker weniger willkommen sein als ungeteilter öffentlicher Beifall.

Als mein idealer Leser zeigen Sie sich unfähig, die Problemstellung meines Auf-

satzes überhaupt zu verstehen, die eine ethische und keine politische ist. Sie sind sogar unwillig, meinen Aufsatz richtig zu lesen, sonst hätten Sie bemerkt, daß ich die Priester, denen die Macht gegeben ist, „zu binden und zu lösen“, in Anführungszeichen gesetzt habe, womit man fremde Meinungen auszudrücken pflegt; ich bin nämlich evangelisch. Sie unterschoben mir die Behauptung, die deutschen Sommergäste seien die „Mörder unter uns“ und entladen Ihre Gefühle gegen Österreich (das hier nicht zur Diskussion steht), um Ihre Gefühle für Rußland zu camouflieren (das hier sehr zur Diskussion steht). Und um die Idealität Ihrer Zuschrift zu vollenden, machen Sie schließlich diese Anregung: Zwischen meinem Vorschlag, aus humanitären Gründen keine Menschen umzubringen, und der kommunistischen Praxis, die bisher viele Millionen Menschen liquidiert hat, sei ein Kompromiß zu schließen; es seien — sozusagen aus humanitär-kommunistischen Gründen — nur halb so viele Millionen zu massakrieren, womit denn die Welt in jenem „netten Grau“ angestrichen wäre, für das Sie so viel übrig haben.

Sie haben recht, sich von meiner Antwort nicht zu viel zu versprechen. Ich antworte nämlich im Sinne einer Replik gar nicht. Warum nicht: das würden Sie verstehen, wenn Sie meinen Aufsatz richtig lesen wollten — in dem ich es mir ausdrücklich verbeten habe, mich in Fragen der Humanität zur Diskussion auf die politische Ebene zu locken.

ROLAND NITSCHKE (Wien)

... Besonders beglückwünschen möchte ich Sie zu Roland Nitsches Aufsatz ‚Hitler hat nichts mit Politik zu tun‘. Endlich wird einmal ausgesprochen, daß man das Ereignis nur verkleinert, wenn man es politisch sieht und abtut. Eine ausgezeichnete und unendlich wichtige Arbeit. Sie sollte in die Schullesebücher der höheren Klassen aufgenommen werden — im gesamten deutschsprachigen ‚Raum‘ (wie die Nazis das zu nennen pflegten) ...“

OSSIP KALENTER (Zürich)

UNTERSCHRIFTEN-PANIK

„Meine Zustimmung zu Ihrem Artikel ‚Fast das ganze geistige Deutschland ...‘! Bei einer Diskussion in Hamburg, anläßlich des PEN-Kongresses der Bundesrepublik, polemisierte ich ähnlich gegen die unterschrittwütigen deutschen Schriftsteller. Ich protestierte insbesondere gegen das schlechte Deutsch des Aufrufs in der ‚Kultur‘ und gegen den sonderbaren Leichtsinn, mit dem deutsche Schriftsteller Aufrufe unterschreiben, die sie kaum geprüft haben ... Daß etwa tausend Intellektuelle einen Aufruf unterschreiben, der mit dem Satz endet: ‚Wir schließen uns damit allen gleichgerichteten Aktionen an‘ — womit sie sich an Aktionen oder Aufrufe binden, deren Reichweite sie gar nicht kennen, und sich sozusagen selber einen Freibrief für xbeliebige Aktionen und Texte geben —, erschien in der Tat ungeheuerlich, wenn man nicht wüßte, daß in aller Welt Intellektuelle ebenso durch Gleichgültigkeit wie durch Über-eifer sündigen ...“

HERMANN KESTEN (Rom)

SYNCHRONISATION

„Zu Hans Winges Aufsatz ‚Die gestohlenen Stimmen‘ eine kleine Ergänzung, die zugleich einen Nachtrag zu meinem Reisebericht aus Bangkok*) darstellt. In Siam hat man nämlich eine möglicherweise bahnbrechende Erfindung gemacht. Da die Herstellung von Negativen sehr teuer ist, gibt es von jedem Film nur eine Kopie. Und da siamesische Filme in Siam sehr beliebt sind, wird diese eine Kopie solange gespielt, bis sie buchstäblich zerfällt. Bei jeder Vorstellung sind nun ein Schauspieler und eine Schauspielerin zugegen. Sie sprechen während des Ablaufs der Handlung die männlichen und weiblichen Rollentexte durch einen Lautverstärker und operieren dabei mit einer unglaublichen Vielfalt von Stimmen. Tierlaute werden zwischen ihnen 50:50 aufgeteilt. Sie synchronisieren auch fremdsprachige Filme an Ort und Stelle. Die Premiere des Filmes ‚Die Reise um die Welt in achtzig Tagen‘ war eine wahre Galavorstellung: zur Synchronisation wurden je zwei männliche und weibliche Darsteller aufgewendet.“

GEORGE MIKES (London)

*) „Frei kriechende Siamesen“, FORVM V/50.

WIE ANDRES WIRKT DIES ZEICHEN AUF MICH EIN

„Unter den zahlreichen Friedenstauben, die der Osten Deutschlands täglich durch die Post nach dem Westen entsendet, befindet sich auch ein Brief des kommunistischen Dramatikers Bert Brecht, der es nicht unter seiner doch sonst so gravitätischen Vernünftigkeit findet, Eulen nach Athen zu tragen, sondern die westdeutschen Schriftsteller mit herzbewegenden Worten ermahnt, doch nicht zum Krieg zu rüsten, weil wir sonst Krieg hätten ... Diese Form der Massensprache aber hat es an sich, überzeugend und natürlich, auch so edel, hilfreich und gut zu klingen, daß jedermann ihr begeistert zustimmt. Und ich nehme fast an, daß sich ... kaum jemand in Westdeutschland befindet, der diesem Aufruf Bert Brechts nicht zustimmt — allerdings ‚mit einer Einschränkung‘: daß unser Friedenswille nicht mißbraucht wird; daß er nicht gedeutet wird als Müdigkeit, zynische Wurstigkeit; daß er nicht vom Osten geradezu eingebaut wird in seinen Aufmarschplan gegen den Westen ...“

STEFAN ANDRES, Schriftsteller und führender bundesdeutscher Atomprotestierer, in einer freilich schon vor sieben Jahren gehaltenen Rede (zitiert aus „Kontakte“, Berlin, 1/6, November 1951).

*) Zu Roland Nitsches Aufsatz „Hitler hat nichts mit Politik zu tun“ (V/51).

Unser redlicher Knecht O. B. tut stets sein Bestes, man muß ihn nur verstehen. Wenn er zum Beispiel (im „Neuen Österreich“ vom 18. Juni 1958) eine Kritik über ein Theaterstück schreibt, das ihm offenbar nicht gefallen hat, und wenn man da einen Satz liest wie:

„Nun gibt es fast nichts Leichteres, als Marlitt-Parodien (und überhaupt Parodien) zu schreiben — jedes zweite, dritte Tinterl trifft das heute perfekt“,

so muß man eben wissen, daß er den Robert Neumann meint und ihn nur aus Vornehmheit nicht beim Namen nennt. Man fühlt sich allerdings — da also jedes zweite, dritte Tinterl Parodien schreiben kann — zu der Frage versucht, wer denn wohl das erste Tinterl ist, das *keine* Parodien schreiben kann? Doch fällt das suchende Auge da schon auf einen andern Satz, auf einen Ratschlag, den der O. B. für den Autor des besprochenen Stücks parat hat:

„Zu schreiben wäre gewesen eine Satire auf unsere Zeit ...“

Nun ja. Zu lernen wäre gewesen deutsch. Aber man soll den O. B. nicht überfordern. Es genügt vollkommen, daß er glaubt, keine Parodien schreiben zu können.

VERBANNT VERGANGENHEIT

Der Dichter Theodor Kramer, dem 1938 das bittere Los der Emigration trotz einer schweren Kriegsverletzung nicht erspart blieb, wurde posthum mit dem Literaturpreis der Stadt Wien für 1958 ausgezeichnet. „Die Presse“ vom 1. Mai berichtet darüber wie folgt:

„Theodor Kramer wurde am 1. Jänner 1897 in Niederhollabrunn geboren. Er mußte 1938 Österreich verlassen ... 1957 kehrte er schwerkrank nach Wien zurück, wo er am 3. April 1958 starb. Für seinen Gedichtband „Die Gaunerzinker“ ... An weiteren Sammlungen erschienen: „Wir lagen in Wolhynien im Morast“, „Verband aus Österreich“ ...“

Welcher Verband? Der blutige, den man ihm damals in Wolhynien angelegt hat? Oder der andre, mehr braune, dessentwegen er 1938 Österreich verlassen mußte?

DIE STEFAN-ZWEIG-GESELLSCHAFT

hat unter der Leitung ihres Gründers *Erich Fitzbauer* mit der Herausgabe eines Mitteilungsblattes begonnen, dessen erste Nummer im April erschienen ist. Die Gesellschaft hält für ihre Mitglieder neben allen einschlägigen Informationen auch einen Büchersuchdienst bereit und ist ihrerseits an allen Materialien interessiert, die zur Ausgestaltung ihres Archivs beitragen könnten. Auskünfte erteilt das Sekretariat, Wien VIII. Piaristengasse 46, Telefon 45 78 35.

In der Magdeburger „Volksstimme“ — sie ist ebenso wie die hiesige ein offizielles Parteiorgan — erschien am 10. Mai 1958 folgende Zuschrift mit folgendem Redaktionsvermerk:

„WEHRT EUCH!“

Werft Adenauer und Strauß
aus Deutschland raus!
Wir wollen keinen Brand
in unserem Land.
Seid nicht still und stumm
und nicht so dumm!

Nehmt selbst das Ruder,
Schwester und Bruder!
Laßt die Grenzen fallen,
damit uns allen
Glück sei beschieden:
Arbeit im Frieden!

Diese Zeilen schickt uns der Jungpionier Georg Weisleder von der Leibnizschule in Magdeburg. Er ist 10 Jahre alt und hat sich Gedanken gemacht, wie auch er für eine atomwaffenfreie Zone eintreten kann. Er schrieb uns dazu, daß er das Gedicht auch nach Westdeutschland schicken will.“

Versuch's doch mal bei der „Kultur“, Schorschi! München 19, Romanstraße 7.

Österreichische Kulturinstitute 1957/58

BERICHTE AUS LONDON, PARIS UND ROM

Zum Abschluß der Saison 1957/58 wandten wir uns an die Leiter der drei großen österreichischen Kulturinstitute im Ausland — London, Paris, Rom (in alphabetischer Reihenfolge) — und baten um zusammenfassende Auskunft über das abgelaufene Tätigkeitsjahr. Unserer Bitte wurde mit dankenswerter Promptheit entsprochen. Daß auf so knappem Raum keine Veranstaltungsdetails berücksichtigt werden konnten, ist klar. Dafür haben die nachfolgenden Berichte, weil sie von kompetentester Stelle kommen, den Vorteil, die besonderen Umstände erkennen zu lassen, unter denen jedes einzelne dieser Institute seine wertvolle Arbeit leistet.

London

Mit dem Abschluß der heurigen Saison blickt das Österreichische Kulturinstitut in London auf zweieinhalb Jahre erfolgreicher Tätigkeit zurück. Die einzelnen Veranstaltungen des Kulturinstitutes sind indessen nicht als Selbstzweck zu betrachten. Sie sind ein — wenn auch höchst bedeutender — Teil eines umfassenden Konzeptes, das sich bemüht, die kulturellen Kontakte zwischen Großbritannien und Österreich zu intensivieren und den heutigen Gegebenheiten anzupassen. In diesem Bemühen darf sich das Kulturinstitut nicht damit begnügen, London allein in sein Blickfeld zu ziehen. Es muß westwärts bis Aberystwyth und nordwärts bis Glasgow, Edinburgh und Aberdeen ausgreifen — was durchaus praktisch zu verstehen ist, da wirklich entwicklungsfähige Kontakte immer nur an Ort und Stelle geschaffen werden können.

Das Vereinigte Königreich besitzt 35 Universitäten und Universitäts-Colleges, deren akademisches Leben sich wesentlich vom kontinental-europäischen unterscheidet und wieder von Ort zu Ort verschieden ist. Selbst an Universitäten, wo die Studenten außerhalb des College wohnen (wie z. B. in London), besteht eine „stabilitas loci“, die das Tagesprogramm der Studenten so regelt und bindet, daß sie außerhalb der Universitätseinteilung kaum zu erfassen sind. Das muß bei der Planung aller Veranstaltungen, in deren Kreis Studenten einbezogen werden sollen, unbedingt berücksichtigt werden. Und das ist auch der Grund, warum das Londoner Kulturinstitut nicht, wie andere derartige Institutionen, Sprachkurse für Studenten veranstaltet, sondern österreichische Lektoren an den einzelnen Universitäten zu placieren trachtet und österreichische Professoren oder andere Vortragende zu

Gastvorträgen entsendet. Gegenwärtig befindet sich je ein Lektor an der Universität Cambridge und am Universitäts-College in Cardiff. Im Herbst dieses Jahres werden drei weitere Lektoren ihre Tätigkeit in Glasgow, Aberdeen und Keele beginnen, und für das übernächste Jahr sind Lektorenstellen in London (King's College), Aberystwyth und Oxford in Aussicht genommen. Die Gastvorträge wieder werden nach Möglichkeit mit den an allen Universitäten bestehenden „German Societies“ koordiniert, die auch mit Filmen, Schallplatten und Literatur versorgt werden.

Im Rahmen einer vom Bundesministerium für Unterricht durchgeführten Stipendienaktion, welche jährlich 9 Vollstipendien und 17 Sommerstipendien an britische Studenten zur Verteilung bringt, hat das Kulturinstitut die Aufgabe, zusammen mit maßgebenden britischen Fachleuten durch Interviews eine engere Auswahl unter den zahlreichen Bewerbern zu treffen. Dank dem persönlichen Kontakt des Institutes mit Professoren und Studenten hat sich das Niveau der Kandidaten beträchtlich gehoben. Auch das Interesse an der neueren österreichischen Literatur innerhalb der germanistischen Studien konnte wesentlich gesteigert werden, vor allem durch eine vom Unterrichtsministerium großzügig finanzierte Bücherspendenaktion, die es ermöglicht hat, zunächst 15 Universitäts- und Institutsbibliotheken mit Werken nach eigener Wahl zu beschenken. Diese Aktion, die demnächst fortgesetzt wird, verschafft dem Kulturinstitut ein ausgezeichnetes Renommee bei den betreffenden Universitäten und hat überdies einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen, das die Universitäten aus eigenen Mitteln nicht befriedigen könnten.

Die im vergangenen Jahr vom Kulturinstitut veranstalteten musikalischen und Vortragsabende hielten sich zahlenmäßig

ungefähr im Gleichgewicht; bei einer reinen Veranstaltungszeit von etwa 8 Monaten waren es insgesamt 32 Abende. Eine Steigerung dieser Zahl erscheint angesichts der besonders in London bestehenden Sättigung mit kulturellen Veranstaltungen weder wünschenswert noch organisatorisch durchführbar. Schon in seinem jetzigen Umfang hat das Programm genügt, um aus dem Kulturinstitut einen allgemein geläufigen Begriff zu machen.

Fachliche Vorträge, die nicht nur gut besucht, sondern auch für die führenden Fachleute am Ort interessant sein sollen, müssen höchstes Niveau halten und womöglich neue Forschungsergebnisse auf den betreffenden Gebieten behandeln. Eine weitere Voraussetzung des Erfolges ist, daß die Vorträge — Dichtung und Literatur natürlich ausgenommen — in englischer Sprache gehalten werden. Dem Kulturinstitut ist es gelungen, diese Voraussetzungen weitgehend zu erfüllen und ein aus engeren und weiteren Fachkollegen zusammengesetztes Publikum heranzuziehen, das den Veranstaltungen bereits eine eigene Atmosphäre geschaffen hat und damit entscheidend zum Ansehen des Instituts beiträgt.

Mit seinen musikalischen Abenden konnte das Kulturinstitut nicht nur auf dem traditionellen klassisch-romantischen Gebiet große Erfolge erzielen, sondern auch mit einem eigenen Zyklus, der dem zeitgenössischen Schaffen gewidmet war. Die Aufnahme seitens der hiesigen Musikwelt war über Erwarten gut und fand auch pressenmäßig einen sehr erfreulichen Niederschlag. Der Besuch blieb hinter dem der anderen musikalischen Veranstaltungen keineswegs zurück. Auch hier wurde in erster Linie ein fachlich interessiertes Publikum geladen (Komponisten, Dirigenten, Solisten, Musikkritiker).

An jede Veranstaltung schloß sich ein Empfang an, der dem Publikum Gelegenheit zu persönlichem Kontakt mit den Vortragenden und Künstlern bot.

Dr. HEINRICH RITSCHL

Paris

Das wichtigste Ereignis der Saison war der Besuch von *Erzbischof König* und sein Vortrag im „Institut Catholique“, der katholischen Universität, mit der das „Centre Culturel Autrichien“ seit 1954 in regen und herzlichen Beziehungen steht. Schon 1955 sprach dort, durch Vermittlung des Kulturzentrums, erstmalig ein Österreicher, *Mgr. Ungar*, dessen Vortrag den Professoren und Seminaristen in bester Erinnerung geblieben ist. Der Vortrag von *Erzbischof König* in hochoffiziellem Rahmen — es nahmen der Kardinal, der Nuntius und drei Bischöfe daran teil — bildete nicht nur den Höhepunkt der Veranstaltungen, sondern auch den Ausgangspunkt für einen intensiveren Kontakt zwischen der französischen und österreichischen Kirche sowie zwischen den theologischen Fakultäten Frankreichs und Österreichs. Das große Prestige, das Österreich als katholisches Land im katholischen Frankreich genießt, der innere Reichtum und das hohe geistige Niveau des französischen Katholizismus sind gute Voraussetzungen für einen fruchtbaren

Austausch, der durch den Besuch des Erzbischofs wertvolle Anregungen erfahren hat.

Ein Vortrag von *Dr. W. Lorenz* über T. G. Masaryk leitete eine Vortragsreihe ein, die in den nächsten Jahren fortgesetzt werden soll und die Österreichs Beziehungen zu den Nachbarstaaten in Vergangenheit und Gegenwart behandeln wird.

Den Germanisten brachte das Kulturzentrum Vorträge von *Dr. H. A. Fiechtner* über Hofmannsthal, von *Prof. E. Schönwiese* über die österreichische Lyrik der Gegenwart, von *Heimto von Doderer* über Grundlagen und Funktion des Romans in unserer Zeit und von *Friedrich Schreyvogel* über das Burgtheater als Spiegel Österreichs.

Das kunsthistorische Programm war heuer bescheidener als in den vergangenen Jahren: ein Vortrag des Direktors des Museums von Tours, *Boris Lossky*, über französische Kunstschatze in deutschen Ländern.

Den Musikfreunden bot das Centre einen Schubert-Liederabend mit *Norman Foster*, den *Prof. Heinrich Schmidt* begleitete; einen Klavierabend des jungen Linzers *Hans Petermandl*, der besonders in seiner Interpretation Paul Hindemiths gefiel; und den *Wiener Kammerchor*, der Werke des in Paris noch ganz unbekannten J. N. David brachte. Das Schülerquintett eines Professors am französischen Konservatorium, das auf Anregung des Kulturzentrums Werke moderner österreichischer Komponisten einstudiert hat, wird noch vor Schluß der Saison zu hören sein.

Die deutschen Sprachkurse des Kulturzentrums haben großen Aufschwung genommen; zur Zeit werden fünf Klassen geführt, und die Unterrichtstätigkeit soll noch weiter systematisiert werden. Ebenso erfreuen sich die *französisch-österreichischen Studentenabende* wachsenden Zuspruchs, besonders in den literarischen, musikalischen und geographischen Gruppen.

Dr. FRITZ COCROEN

Rom

Das Österreichische Kulturinstitut in Rom hat auch in der Saison 1957/58 systematisch versucht, alle Sektoren des kulturellen Lebens dem italienischen Interesse näherzubringen. Systematik spielt ja an jedem Institut, das kultureller und geistiger Arbeit gewidmet ist, eine sehr wichtige Rolle. Auch ein Theater muß darauf achten, sein geistiges Gesicht zu wahren und mehr zu sein als ein prunkvoller Bau. Sonst verliert es seine Atmosphäre und wird zu einem Messegelände für in- und ausländische Waren.

Darum war das Österreichische Kulturinstitut bemüht, außer der systematischen wissenschaftlichen Arbeit, welche durch Stipendiaten von zuständiger Seite in Wien geleitet wird, nach Möglichkeit alle kulturellen Gebiete zu pflegen — in erster Linie die Musik und die Dichtung, diese besonders durch Vermittlung ihrer österreichischen Repräsentanten. Bei den wissenschaftlichen Vorträgen wurde vor allem Wert darauf gelegt, über die üblichen Routine-Themen hinauszugehen und Neues zu bringen. Hier sei etwa auf den Vortrag von *Dr. Hermann Vetter* (Salzburg) verwiesen, der in italienischer Sprache über

das Thema „Die Ausgrabungen der älteren Dombauten in Salzburg“ sprach; die Ausführungen des jungen österreichischen Gelehrten fanden gerade in einer kunstgeschichtlich interessierten Stadt wie Rom großen Anklang. In noch höherem Maß kam dem genius loci das Thema entgegen, das General a. D. *Dr. Oskar Regele* gewählt hatte: „Feldmarschall Radetzky in der italienischen Geschichte“. Der Wiener Universitätsprofessor *Dr. Heinz Kindermann* und Dozentin *Dr. Margaret Dietrich* sprachen über „Das österreichische Barocktheater als Welttheater“; der in italienischer Sprache gehaltene Vortrag erregte in Rom großes Interesse. Gleichfalls italienisch sprach der Wiener Philosoph Universitätsprofessor *Dr. Gabriel* über „Die geistige Situation von heute“ und folgte damit der Tendenz des Instituts, nicht in der Historie steckenzubleiben, sondern sich den lebendigen Strömungen und Auseinandersetzungen der Gegenwart zu stellen. In diese Tendenz und Systematik gehört auch der Vortrag von Universitätsprofessor *Dr. Gustav Wetter* S. J. über das Thema „Dialektischer Materialismus und moderne Naturwissenschaft“.

Die zahlreichen, durchwegs mit international hervorragenden Kräften bestrittenen Konzerte dienten nicht nur der Wiener Klassik, sondern auch der modernen österreichischen und europäischen Musik. Hiefür als Beispiel der Abend moderner Musik, den das *Kammerorchester der Akademie für Musik und darstellende Kunst* aus Wien bestritt. Den Höhepunkt des musikalischen Programms bildete zweifellos die Erstaufführung der f-moll-Messe von Anton Bruckner in der Basilica Santa Maria degli Angeli. Auf Antrag des Kardinalvikars von Rom, Eminenz Micara, hatte der Papst zum erstenmal die Aufführung einer instrumentalen Kirchenmusik in einer der sieben Hauptkirchen Roms gestattet; die Aufführung der Brucknermesse durfte überdies zu Ehren Seiner Heiligkeit erfolgen. Mitwirkende waren: der Chor des *Singvereins* der Gesellschaft der Musikfreunde, die *Wiener Symphoniker* mit den Solisten *Wilma Lipp*, *Elisabeth Höngen*, *Anton Dermota*, *Hans Braun*; und als künstlerischer Leiter *Wolfgang Sawallisch*. Kardinäle und andere hervorragende Würdenträger des Vatikans, auch solche aus dem Ausland, und das gesamte beim Heiligen Stuhl akkreditierte diplomatische Korps wohnten dem musikhistorischen Ereignis bei.

In Anwesenheit des Kardinalprotektors in Rom brachte das Institut den österreichischen Kulturfilm „Der Deutsche Orden“ zur Aufführung.

In der Gruppe der Vorträge über aktuelle politische Probleme ist an erster Stelle der Vortrag des österreichischen Vizekanzlers *Dr. Bruno Pittermann* über das Thema „Der Weg zur Einigung Europas“ zu nennen.

Den Abschluß der Saison bildeten zwei Freilichtaufführungen in dem zur Freilichtbühne umgestalteten Garten des Kulturinstituts: „Das Große Salzburger Welttheater“ von Hugo von Hofmannsthal, aufgeführt durch das *Reinhardt-Seminar*, und Goethes „Iphigenie auf Tauris“, aufgeführt durch ein Ensemble des *Wiener Burgtheaters*.

Dr. EGON HILBERT

UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE FRANZ KAFKAS

AUS SEINEM LETZTEN LEBENSJAHR

Die nachfolgenden, bisher noch nicht veröffentlichten Briefe Franz Kafkas werden in einem Briefband enthalten sein, mit dem der Verlag S. Fischer im kommenden Herbst die von Max Brod betreute Gesamtausgabe der Werke Kafkas abschließt. — Gerade in diesen Tagen, am 3. Juli 1958, wäre Kafka 75 Jahre alt geworden. Sein Roman „Das Schloß“, vor kurzem in der Reihe der „Bücher der Neunzehn“ erschienen, hat allein in dieser Sonderausgabe bereits eine Auflage von 30.000 erreicht.

„Es geht mir damit so: Gott will nicht, daß ich schreibe, ich aber, ich muß. So ist es ein ewiges Auf und Ab, schließlich ist doch Gott der Stärkere und es ist mehr Unglück dabei, als Du Dir denken kannst. So viele Kräfte sind in mir an einen Pflock gebunden, aus dem vielleicht ein grüner Baum wird, während sie freigemacht mir und dem Staat nützlich sein könnten. Aber durch Klagen schüttelt man keine Mühlsteine vom Halse, besonders wenn man sie lieb hat.“

Aus einem Brief des 19jährigen Franz Kafka

AN MAX BROD

[Berlin, Stempel: 8. VIII. 1923]

Lieber Max, so lange habe ich nun schon nichts Eigentliches von Dir gehört. Wenn ich Dir jetzt ein paar Tage vor dem Wiedersehen hier im Berliner Gasthausgarten schreibe und jetzt im Hotel fortsetze, so ist es, um eine körperliche Verbindung mit Dir zu haben, noch ehe ich Dir die Hand reiche. Du warst sehr verschlossen in Deiner, Ostseezeit. Wie mag es Dir gehn? Was mich betrifft: ich weiß nicht, wie mir ist. Jedenfalls fühle ich die böse Wirkung des erst eintägigen Alleinseins fast mit jeder neuen Stunde stärker. Dabei bin ich gar nicht allein, gestern abend z. B. war ich mit drei ostjüdischen Freundinnen bei den „Räubern“, einer Aufführung, welcher ich freilich nicht viel mehr anmerkte als meine große Müdigkeit. Zu Emmy werde ich kaum gehn, ich bin zu schwach, wozu noch beiträgt, daß ich nicht genau weiß, wie Emmy von mir denkt und in solchen Fällen alles fürchte. Dann auch noch dieses fortwährend drohende Berlin. Übermorgen komme ich wahrscheinlich zu Dir. Grüß die Frau und Felix und Oskar, von denen ich gar nichts gehört habe. Jetzt fällt mir ein: vielleicht bist Du beim Kongreß und ich treffe Dich gar nicht an. Das wäre gut für Dich und traurig für mich. F

(Felix und Oskar) Dr. Felix Weltsch, damals Herausgeber der Prager jüdischen Wochenschrift „Selbstwehr“, gehörte mit dem blinden Dichter Oskar Baum („Leben im Dunkeln“, „Das Volk des harten Schlags“ u. a.) zum engsten Freundeskreise Kafkas. Oskar Baum starb 1939. Felix Weltsch, ein bedeutender Kulturphilosoph („Das Wagnis der Mitte“), lebt in Jerusalem als Leiter der dortigen Universitätsbibliothek und hat vor kurzem im Verlag Herbig, Berlin, unter dem Titel „Religion und Humor im Leben und Werk Franz Kafkas“ einen sehr wesentlichen Beitrag zur Kafka-Literatur erscheinen lassen.

AN ROBERT KLOPSTOCK

[Müritz, Anfang August 1923]

Mein lieber Robert, niemals kann ich aus eigener Erfahrung verstehn, niemals auch werde ich die Möglichkeit haben zu verstehn, daß man als ein sonst fröhlicher, im wesentlichen sorgenloser Mensch nur an der Lungenkrankheit zugrundegehn kann. Irren Sie wirklich nicht hinsichtlich Glaubens? Ist es wirklich so weit, wie er nur immer behauptet hat, ohne daß jemand es ihm glauben

wollte? Und nun noch dieser regnerische Sommer, die baufällige „Tatra“, die unbittlichen Berge, das ist schlimm. Für ihn und Sie.

Hinsichtlich Ihrer Krankheit mache ich mir keine Sorgen. Sie sind nachlässig beim Essen, nachlässig hinsichtlich der Verköhlung, da kann leicht etwas geschehn, ohne daß es etwas bedeutet.

Mein Kopf und Schlaf ist schlecht, besonders in den letzten Tagen, frei war mein Kopf schon lange nicht, die Kolonie, die mir am Anfang nur Schlaf gegeben hat, nimmt mir ihn jetzt auch sehr, wird mir ihn aber vielleicht wieder einmal geben, es ist eben ein lebendiges Verhältnis . . .

In Berlin bleibe ich ein, zwei Tage, bin ich nicht zu müde, mache ich das Wagnis und fahre für einen Tag nach Karlsbad, d. h. von Berlin über Karlsbad nach Prag, was vielleicht nicht sehr teuer ist. Das Wagnis ist gedankenmäßig deshalb nicht so groß wie es in meiner Terminologie aussieht, weil ich in Gedanken mich schon daran gewöhnt hatte, nach Marienbad zu den Eltern zu fahren, die Eltern aber wegen des schlechten Wetters schon früher nach Prag fahren, so daß ich sie dort nicht mehr treffen würde. Es ist also deshalb für mich in gewissem Sinn ein kleineres Wagnis, über Karlsbad als direkt nach Prag zu fahren, so wie etwa der Kaiser von Rußland auch seine Reisepläne nicht willkürlich ändern durfte, denn nur auf den schon vorbereiteten Strecken war er vor Überfällen geschützt. Meine Lebenshaltung ist nicht minder großartig.

Und späterhin, nach Prag? Das weiß ich nicht. Hätten Sie Lust nach Berlin zu übersiedeln? Näher, ganz nahe den Juden? K.

Gibt es etwas, was man einen akuten Lungenspitzenkatarrh nennt? Grüßen Sie, wer zu grüßen ist.

Robert Klopstock war ein junger Medizinstudent, den Kafka 1921 im Sanatorium Matliary in der Tatra (Slowakei) kennengelernt hatte. Die Freundschaft zwischen ihnen dauerte bis zu Kafkas Tod. — Dr. Glauber, ein gemeinsamer Freund Klopstocks und Kafkas, starb im Sanatorium Matliary.

AN MAX BROD

[Postkarte. Schelesen, Stempel: 29. VIII. 1923]

Lieber Max, sehr gerne würde ich ein paar Worte darüber hören, wie Du lebst und arbeitest. Die trübe Notiz über das Zurückkehren habe ich gelesen, sie bedeutet hoffentlich nichts Allgemeines. Über mich ist nichts zu sagen, ich mühe mich ab, ein wenig zuzunehmen — als ich hierherkam, habe ich 54½ gewogen, ich habe noch niemals so wenig gewogen — aber es geht kaum, zu viel

Gegenkräfte, nun, es ist ein Kampf. Die Gegend ist mir recht lieb und das Wetter war bisher freundlich, aber ich muß ein kostbarer Besitz der Gegenkräfte sein, sie kämpfen wie der Teufel oder sind es. Leb wohl, grüß Felix und Oskar. F

AN MAX BROD

[Postkarte, Schelesen, Stempel: 6. IX. 1923]

Lieber Max, ich glaube nicht an den Ruin, Du hast leider manchmal meine Art des Blickes, aber glücklicherweise immer Deine Entschlußkraft. Warum Ruin? Hängen stärkste menschliche Beziehungen so sehr von äußeren Dingen ab? Wenn E. vorübergehend jetzt in den schlimmsten Zeiten etwa eine Stelle bei einem Kind annehmen würde, so wäre das zwar traurig, aber wäre es Ruin? Wenn Du von Wut sprichst, so ist das eine Redeweise, welche weder Dir noch Deiner Sache entspricht. Es ist dumm von mir, über Dinge zu sprechen, die Dir gewisser sind als mir, aber ich bin wirklich dumm und unsicher im Kopfe und deshalb freut es mich, ein wenig eine Sicherheit auszusprechen wie etwa diese: Wut hat ein Kind, wenn sein Kartenhaus einstürzt, weil ein Erwachsener den Tisch rückt. Aber das Kartenhaus ist doch nicht eingestürzt, weil der Tisch gerückt wurde, sondern weil es ein Kartenhaus war. Ein wirkliches Haus stürzt nicht ein, selbst wenn der Tisch zu Brennholz zerhackt wird, es braucht überhaupt kein fremdes Fundament. Das sind so selbstverständliche ferne und herrliche Dinge. — An E. habe ich zwei Karten geschickt und nächsten Freitag vormittag bin ich bei Dir. Wann fährst Du nach Berlin? Wieviel kostet jetzt die Fahrt? Grüß Felix und Oskar, bitte. F

AN CARL SEELIG

[Schelesen, September 1923]

Sehr geehrter Herr,

ich bin für ein paar Tage auf dem Lande, Ihr Brief wurde mir nachgeschickt. Meinen herzlichen Dank für die freundliche Einladung. Leider kann ich mich jetzt an der Bücherfolge nicht beteiligen. Was aus früherer Zeit an Geschriebenem vorliegt, ist gänzlich unbrauchbar, ich kann es niemandem zeigen; in letzter Zeit aber bin ich weit abseits von Schreiben getrieben worden. Lassen Sie mir aber die Möglichkeit, später einmal vielleicht mich zu melden.

An Ihren Brief vor etwa zwei Jahren erinnere ich mich wohl, verzeihen Sie die alte Schuld. Es ging mir damals so schlecht, daß ich nicht einmal antworten konnte.

Ebensowenig wie der ersten kann ich Ihrer zweiten Aufforderung entsprechen, beide hängen ja auch zusammen und nicht nur äußerlich. Um ihnen zu entsprechen, ist zumindest eine gewisse Verantwortungskraft nötig, die mir augenblicklich fehlt. Auch könnte ich gewiß nur Namen nennen, die Ihnen gut bekannt sind.

Eine geringe Ausbeute, die Ihr lebenswürdiger Brief gemacht hat, nicht wahr? Es liegt nicht an ihm, daß es so ist.

Mit herzlichem Gruße

Ihr ergebener Franz Kafka

Carl Seelig, der in Zürich lebende Essayist und Lyriker (u. a. Herausgeber des Gesamtwerkes von Georg Heym), setzte sich besonders für junge Begabungen ein und betreute damals als Lektor des Verlags E. P. Tal (Wien) eine Sammlung „Die zwölf Bücher“, in deren Rahmen allmonatlich in 1000 nummerierten Exemplaren neue Werke lebender Autoren publiziert wurden (u. a. Barbusse, Hesse, Maeterlinck, Romain Rolland, Stefan Zweig, Toller). Seelig hatte sich an Kafka mit der Bitte um ein noch unveröffentlichtes Manuskript gewandt; auch sollte ihm Kafka andere junge Autoren für die Sammlung empfehlen.

AN CARL SEELIG

[Berlin-Steglitz, Herbst 1923]

Sehr geehrter Herr,

nun kann ich Ihnen doch etwas vorlegen, was Sie vielleicht freuen wird. Gewiß kennen Sie den Namen Ernst Weiß und wahrscheinlich auch etwas von seinen neueren, für mich manchmal unbegreiflich starken, wenn auch schwer zugänglichen Büchern (Tiere in Ketten, Nahar, Stern der Dämonen, Atua). Nun hat er aber außer diesen erzählenden Schriften auch eine Sammlung von Aufsätzen bereit, die er unter dem Titel „Credo quia absurdum“ herausgeben würde. Diese Aufsätze haben meinem Gefühl nach alle Vorzüge seiner erzählenden Schriften, ohne sich abzuschließen wie jene.

Ich lege als Probe vor die Aufsätze: „Goethe als Vollendung“ und den Titelaufsatz: „Credo quia absurdum“, außerdem, um Ihnen eine Vorstellung von seiner gegenwärtigen Arbeit zu machen, das erste Kapitel eines Romans: Daniel.

Einige Titel der in dem Aufsatzbuch zu vereinigenden Stücke wären:

Mozart, ein Meister des Ostens
Die Ruhe in der Kunst
Aktualität
Das Leben des Rubens
Daumier
Ein Wort zu Macbeth
Der Genius der Grammatik
Rousseau
Der neue Roman
Cervantes
Über die Sprache
Frieden, Erziehung, Politik

Ihre Meinung über eine Herausgabe des Buches teilen Sie bitte mir oder vielleicht noch besser gleich ihm direkt (Dr. Ernst Weiß, Berlin W 30, Nollendorfstraße 22a) mit. Jedenfalls bitte ich, die drei Beilagen, die er dringend benötigt, zurückzuschicken.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebener Franz Kafka

Die hier genannten Aufsätze von Ernst Weiss bildeten dann den Inhalt des 1928 in Berlin erschienenen Sammelbandes „Das Unverlierbare“. Weiss ist 1940 in der Pariser Emigration verschollen und hat vermutlich Selbstmord begangen.

AN ROBERT KLOPSTOCK

[Berlin-Steglitz, Oktober 1923]

Lieber Robert, ich bekomme den Brief Mittwoch vormittag; wenn Sie die Geschichte Freitag haben sollen, müssen wir uns beeilen, ich und die Post. Im übrigen macht es mir durchaus nur Freude, Ihre Übersetzungen durchzusehen, schicken Sie nur, was Sie haben. Die Geschichte selbst scheint mir recht gut, nur habe ich bei diesen Geschichten von K. meistens einen unangenehmen Nebeneindruck, so als ob dieser Einfall, an sich selbst erträglich gut, immer der letzte wäre, wie wenn der arme Mann immer seinen letzten Kreuzer ausgeben würde und man außer der Münze auch noch die leere Tasche zu sehen bekäme. Ich weiß nicht, woran das liegt, da doch sein Reichtum zweifellos ist. — Die Übersetzung ist sehr gut. Nur ein paar Bemerkungen: Der Titel ist richtig, wäre aber nicht stärker, einfach: „Ohne Kopf“ oder „Kopflo.“

Ich würde „schleppen“ wählen, auch „ziehen“ enthält Qual und ist abseitiger; „bewegen“ wäre ohne diese Qual. — Dieses Ganze: „ziehen“ und „Spur hinterlassen“ erinnert zu sehr an kriechende Raupen; -

feinen Zeuges Stoff — klingt nicht schlecht, aber Zeug und Stoff ist das gleiche;

was ist das: Glaubender?

Die andern Dinge habe ich im Text eingetragen.

Das Krausbuch habe ich bekommen, schön, lieb und verschwenderisch war es, daß Sie es geschickt haben, es ist lustig, wenn es auch nur eine Nachgeburt der „Letzten Tage“ ist. Sonst lese ich nur wenig und nur hebräisch, keine Bücher, keine Zeitungen, keine Zeitschriften oder doch: die „Selbstwehr“. Warum schicken Sie nicht der „Selbstwehr“ etwas, die Ihnen weit offensteht. Ich hätte gedacht, daß Sie schon am 1. November in Prag sein wollten. Ja, Wien ist schön, nach der Berliner Zeit übersiedeln wir dann nach Wien, ja?

Ich verkehre mit sehr wenigen Menschen, mit Dr. Weiss habe ich einmal gesprochen, mit Pua seit fünf Wochen nicht, sie ist ganz verschollen, antwortet auf Karten nicht.

Mein Gesundheitszustand ist erträglich.

Am 15. November übersiedle ich in eine neue Wohnung, in der Nähe. Die Adresse schicke ich nächstens.

Leben Sie wohl, alles Gute Ihren Träumen und Arbeiten

Ihr F

„Schechol uchischalon“ sind zwei Hauptworte, die ich auch nicht ganz verstehe, jedenfalls versuchen sie den Inbegriff des Unglücks darzustellen. „Schechol“ heißt wörtlich Kinderlosigkeit, also vielleicht Unfruchtbarkeit, Fruchtlosigkeit, sinnlose Anstrengung, und „Kischalon“ heißt wörtlich: Straucheln, Fallen.

„K.“ ist der ungarische Humorist *Frigyés Karinthy*, dessen Kurzgeschichten Klopstock ins Deutsche übersetzte. — Bei dem „Krausbuch“ handelt es sich um „Untergang der Welt durch schwarze Magie“. — Die Nachschrift bezieht sich auf die auch im Brief behandelte Übersetzung eines hebräischen Romans.

AN DEN VERLAG KURT WOLFF

[Berlin-Steglitz, Ende November 1923]

Sehr geehrter Herr Meyer,

aus der Zeit, die seit Ihrer freundlichen Karte wieder verstrichen ist, können Sie entnehmen, wie schwer mir die Sache wird. Es ist aber auch ein zu großes und zu einmaliges Ereignis in diesen Zeiten, Bücher aus der Fülle auswählen zu dürfen.

Es würde sich also um folgende Bücher handeln (wobei ich die Einschränkung mache, daß ich mich dort, wo der Einband teuer ist, also besonders bei den Stundenbüchern sehr gern mit kartonierten Exemplaren begnüge):

Hölderlin	Gedichte
Hölty	Gedichte
Eichendorff	Gedichte
Bachhofen	Japanischer Holzschnitt
Fischer	Chinesische Landschaft
Przyński	Chinesische Götter
Simmel	Rembrandt
Gauguin	Vorher und Nachher
Chamisso	Schlemihl
Bürger	Münchhausen
Ein Band	von Hamsun
Kafka	1 Heizer
1 oder 2	Betrachtung
	Verwandlung
	Landarzt
	Strafkolonie

Das ist also die Liste, es ist trotz aller Gegenmühe wieder viel zu viel geworden, aber da auch zehn weitere Versuche

nicht besser ausfallen würden, mag es jetzt schon so weggehen.

Mit bestem Dank und Gruß ergeben

Kafka

Berlin-Steglitz
Grunewaldstraße 13 bei Hr. Seifert

AN MAX BROD

[Postkarte. Berlin-Steglitz, Stempel: 17. XII. 1923]

Liebster Max, lange habe ich nicht geschrieben, es gab für mich Störungen verschiedenster Art und verschiedenst-artige Müdigkeit, wie man sich eben (als pensionierter Beamter) durchkämpft in der wilden Fremde und, was noch schwieriger ist, in der wilden Welt überhaupt. Die Aufregungen, in denen ich damals mit Deinem Feuilleton meine unglückliche Hand bewährte, sind wohl schon vorüber, waren übrigens schon damals vorüber, denn den Tag nachher bekamst Du ja, wie mir E. sagte, eine gute, um Verzeihung bittende Karte, darum trug auch ich dann nicht mehr schwer daran. Die Geldsorgen verstehe ich jetzt sehr gut, nur verstehe ich jetzt nach dem Miterleben und Mißverstehen der Novemberkrise, die Du damals so viel besser deutetest als ich, nicht, warum Du Dich von der Dezemberkrise als solcher (Eifersucht, Telefonschwierigkeiten u. s. w.) so sehr fortreiben liebst, als wäre sie im Wesen etwas anderes als die Krise im November, die durch Euer Beisammensein sich derart schön löste, daß es ein Präjudiz für alle Zeiten gab. Jedenfalls aber, wenn Du irgendeinen Auftrag hast und die Gefahr einer Dummheit meinerseits nicht zu sehr befürchtest, vergiß mich nicht. — Was bedeutet die Bemerkung über Dein Stück? Ist es schon aufgeführt worden? Ich lese (wegen der Teuerung) keine Zeitung, auch die Sonntagszeitung habe ich aufgegeben (von neuen Steuern erfährt man ja sowieso von der Hausfrau überrechtzeitig) und so weiß ich von der Welt viel weniger als in Prag. So würde ich z. B. gern etwas über „Vincenz“ von Musil erfahren, wovon ich nichts weiß als den Titel, den ich lange nach der Premiere auf dem Weg zur Hochschule (meinem Weltgang) auf dem Theaterzettel las. Aber ein wesentliches Leid ist das wahrhaftig nicht. Übrigens: mit Viertel oder Blei kannst Du wegen Deines Stückes in keine Beziehung treten? es sind doch fast Freunde. — An Oskar hätte ich wegen seiner Rundschauerrzählung längst schreiben sollen, aber die Sache ist noch im Gang, sozusagen.

Grüße von Dora, die gerade entzückt ist von dem Aufsatz über Křička.

Das Stück von Max Brod war „Klarissas halbes Herz“, das Stück von Robert Musil war „Vincenz und die Freundin bedeutender Männer“. — Dora: *Dora Diamant* (Dymant), Freundin Kafkas. — *Jaroslav Křička*: ein junger tschechischer Komponist, der von Brod gefördert wurde.

AN FELIX WELTSCH

[Postkarte. Berlin-Steglitz, Stempel: 28. I. 1924]

Lieber Felix, ich schreibe Dir zwar (aus Angst, die Selbstwehr könnte einmal ausbleiben, sie, die so pünktlich jetzt immer kommt, die Treueste der Treuen in Pünktlichkeit und Inhalt, zu dem Unpünktlichsten der Abonnenten) immer nur wenn ich übersiedle, aber die Korrespondenz hat auch so Anlage, lebhaft zu werden. Am 1. Feber (also schon für die nächste Nummer) ist meine Adresse: Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 25—26, bei Frau Dr. Busse. Ich tue vielleicht Unrecht (und bin schon von vornherein durch die entsetzlich hohe, für die Wohnung zwar gar

nicht ungebührliche, für mich aber in Wirklichkeit unerschwingliche Miete gestraft), in das Haus eines toten Schriftstellers zu ziehn, des Dr. Carl Busse (1918 gestorben), der zumindest zu Lebzeiten gewiß Abscheu vor mir gehabt hätte. Erinnerst Du Dich vielleicht an seine monatlichen Sammelkritiken in Velhagen & Klasings Monatsheften? Ich tue es trotzdem, die Welt ist überall voll Gefahren, mag diesmal aus dem Dunkel der unbekannten noch diese besondere hervortreten. Übrigens entsteht merkwürdiger Weise selbst in einem solchen Fall ein gewisses Heimatsgefühl, welches das Haus verlockend macht. Verlockend macht allerdings nur deshalb, weil ich in meiner bisherigen schönen Wohnung als armer zahlungsunfähiger Ausländer gekündigt worden bin.

Herzliche Grüße Dir und den Deinen

F

AN LUDWIG HARDT

[Berlin-Zehlendorf, Anfang Februar 1924]

Mein lieber Ludwig Hardt, vielen Dank für das Telegramm, „im Geister-Saal“ lesen Sie, heißt es dort, nicht ohne Verstand. Nun so fern ich von Berlin auch bin, so fern doch nicht, daß ich von den Vorträgen nicht auch ohne Telegramm gewußt hätte, nur leider, nur leider, ich kann nicht kommen. Nicht nur, weil ich heute nachmittag übersiedelt bin mit dem ganzen Krimskrams der mächtigen Wirtschaft, die ich führe (die Übersiedlung war noch einfach genug dank der Hilfe der freundlichen Überbringerin Frl. R. F.), sondern vor allem deshalb weil ich krank bin, fiebrig und die ganzen Berliner vier Monate abends nicht aus dem Hause war. Aber könnte ich Sie hier in Zehlendorf einmal sehn nach so langer Zeit? Zum morgigen Abend kommt ein Frl. Dora Diamant, um diese Möglichkeit mit Ihnen zu besprechen. Leben Sie wohl und Segen über Ihren Abend.

K.

Der berühmte Rezitator Ludwig Hardt hatte Stellen aus den Werken Kafkas in sein Vortragsprogramm aufgenommen. — Statt „Geister-Saal“ hätte es richtig „Meister-Saal“ heißen sollen.

AN ROBERT KLOPSTOCK

[Berlin-Zehlendorf, Stempel: 29. II. 1924]

Mein lieber Robert, es geht nicht, ich kann nicht schreiben, kann Ihnen kaum danken für alles Gute, womit Sie mich überhäufen (die prachtvolle Chokolade, die ich erst vor ein paar Tagen bekam oder vielmehr, um die Wahrheit nicht zu verschleiern, die wir bekamen und dann die Fackel, mit der ich die Ihnen schon bekannten entnervenden Orgien abendlich getrieben habe, einmal während der Onkel und Dora entzückt, anders wohl entzückt als ich, bei einer Krausvorlesung waren) und unter welchen die Geschenke noch das Geringste sind. Zwei angefangene Briefe und eine Karte treiben sich schon längst irgendwo in der Wohnung herum, Sie werden sie nie bekommen. Letztthin suchte ich Ihren vorletzten Brief, konnte ihn nicht finden, nun fand er sich in einem hebräischen Buch, in dem ich ihn aufgehoben hatte, weil ich in dem Buch täglich ein wenig las, nun aber hatte ich es schon einen Monat lang nicht aufgemacht, in der Hochschule war ich noch länger nicht. Hier freilich draußen habe ich es sehr schön, werde aber wohl fortmüssen. Sehr schade, daß es auch Ihnen nicht sehr gut geht, das ergibt dann keinen Ausgleich. Es ist mir unbegreiflich, wovon Sie leben. Zahlt wenigstens S.: Und gibt die Mensa Karten? Sehr unrecht, daß Sie den Auftrag für D. durchtrieben haben. Aufträge machen uns

glücklich. — Ihre Gesundheit scheint trotz aller Plage — fassen wir das Zarte zart an — wenigstens nicht allzu schlecht zu sein. Mit diesem Besitz läßt es sich doch vorwärts gehn.

Leben Sie recht wohl

Ihr F

Der Onkel Kafkas: Dr. Siegfried Löwy, Landarzt in Triesch; er war, von Kafkas bedenklichem Gesundheitszustand alarmiert, nach Berlin gefahren und bewerkstelligte die Unterbringung Kafkas in dem später genannten Sanatorium.

AN ROBERT KLOPSTOCK

[Postkarte, Sanatorium Wiener Wald, Ortmann, Nieder-Österreich, Stempel: 7. IV. 1924]

Lieber Robert, nur das Medizinische, alles andere ist zu umständlich, dieses aber — sein einziger Vorteil — erfreulich einfach. Gegen Fieber dreimal täglich flüssiges Pyramidon — gegen Husten Demopon (hilft leider nicht) — und Anästesinbonbons: Zu Demopon auch Atropin, wenn ich nicht irre. Hauptsache ist wohl der Kehlkopf. In Worten erfährt man freilich nichts Bestimmtes, da bei Besprechung der Kehlkopftuberkulose jeder in eine schüchterne ausweichende starräugige Redeweise verfällt. Aber „Schwellung hinten“, „Infiltration“, „nicht bösartig“ aber „Bestimmtes kann man noch nicht sagen“, das in Verbindung mit sehr bösartigen Schmerzen genügt wohl. Sonst: gutes Zimmer, schönes Land, von Protektion habe ich nichts bemerkt. Pneumothorax zu erwähnen hatte ich keine Gelegenheit, bei dem schlechten Gesamtzustand (49 kg in Winterkleidern) kommt er ja auch nicht in Betracht. — Mit dem übrigen Haus komme ich gar nicht in Verkehr, liege im Bett, kann ja auch nur flüstern (wie schnell das ging, etwa am dritten Tag in Prag begann es andeutungsweise zum erstenmal), es scheint ein großes Schwatznest zu sein von Balkon zu Balkon, vorläufig stört es mich nicht.

AN MAX BROD

[Postkarte, Sanatorium Wiener Wald, Stempel: 9. IV. 1924]

Lieber Max, es kostet und wird unter Umständen entsetzliches Geld kosten, Josefine muß ein wenig helfen, es geht nicht anders. Biete sie bitte Otto Pick an (aus „Betrachtung“ kann er natürlich drucken, was er will), nimmt er sie, dann schicke sie bitte *später* der „Schmiede“, nimmt er sie nicht, dann *gleich*. Was mich betrifft, es ist doch offenbar der Kehlkopf. Dora ist bei mir, grüß Deine Frau und Felix und Oskar.

F

„Josefine“: die Erzählung „Josefine, die Sängerin, oder Das Volk der Mäuse“ war von Kafka zusammen mit drei anderen Erzählungen dem Berliner Verlag „Die Schmiede“ 1923 zur Veröffentlichung übergeben worden. Der Band erschien unter dem Titel „Ein Hungerkünstler“ erst nach Kafkas Tod. Die Umbruchabzüge erreichten Kafka noch im Sanatorium Kierling; ihre Korrektur war die letzte von ihm durchgeführte Arbeit. — Der Prager Schriftsteller und Übersetzer Otto Pick leitete das Feuilleton der „Prager Presse“.

[Aus einer Nachschrift von Dora Diamant geht hervor, daß der Zustand des Patienten sehr ernst ist.]

AN ROBERT KLOPSTOCK

[Postkarte, Sanatorium Wiener Wald, Stempel: 13. IV. 1924]

Lieber Robert, ich übersiedle in die Universitätsklinik des Prof. Dr. M. Hajek, Wien IX. Lazarettgasse 14. Der Kehlkopf ist nämlich so angeschwollen, daß ich nicht essen kann, es müssen (sagt man) Alkoholinjektionen in den Nerv gemacht werden, wahrscheinlich auch eine Resektion. So werde ich einige Wochen in Wien bleiben.

Herzliche Grüße

F.

Ich fürchte mich vor Ihrem Kodein, heute habe ich das Fläschchen nicht nur schon verbraucht, sondern nehme

nur Codein 0.03. „Wie mags drinnen ausschauen?“ fragte ich jetzt die Schwester. „Wie in der Hexenküche“ sagte sie aufrichtig.

AN ROBERT KLOPSTOCK

[Postkarte. Wien, Stempel: 18. IV. 1924]

Robert, lieber Robert, keine Gewalttaten, keine plötzliche Wiener Reise, Sie kennen meine Angst vor Gewalttaten und fangen doch immer wieder an. Seitdem ich aus jenem üppigen, bedrückenden und doch hilflosen (allerdings wunderbar gelegenen) Sanatorium weggefahren bin, geht es mir besser, der Betrieb in der Klinik (bis auf Einzelheiten) hat mir gut getan, die Schluckschmerzen und das Brennen sind geringer, es wurde bisher keine Injektion gemacht, nur Menthol-Öl-Bespritzungen des Kehlkopfs. Samstag will ich, wenn kein besonderes Unglück dazwischen fährt, in Dr. Hoffmanns Sanatorium, Kierling b. Klosterneuburg, Niederösterreich.

AN MAX BROD

[Kierling, wahrscheinlich 20. April 1924]

Liebster Max, eben bekomme ich Deinen Brief, der mich ungemein freut, so lange schien es mir, hätte ich kein Wort von Dir gesehn. Vor allem verzeih den brieflichen und telegraphischen Lärm, der meinestwegen rings um Dich gemacht worden ist. Es war zum großen Teil unnötig, von schwachen Nerven veranlaßt (wie groß ich rede und habe heute schon einigemal grundlos geweint, mein Nachbar ist in der Nacht gestorben) und dann allerdings auch von dem bösen bedrückenden Sanatorium im Wiener Wald. Hat man sich einmal mit der Tatsache der Kehlkopf-tuberkulose abgefunden, ist mein Zustand erträglich, vorläufig kann ich wieder schlucken. Auch der Aufenthalt im Krankenhaus war nicht so schlimm, wie Du Dir ihn vorzustellen scheint, im Gegenteil, in mancher Hinsicht war er ein Geschenk. Von Werfel habe ich auf Deinen Brief hin verschiedenes sehr Freundliches erfahren: Den Besuch einer ihm befreundeten Ärztin, die auch mit dem Professor sprach, dann hat er mir auch die Adresse des Prof. Tandler angegeben, der sein Freund ist, dann hat er mir den Roman (ich war gräßlich hungrig nach einem Buch, das für mich in Betracht kam) und Rosen geschickt, und obwohl ich ihn hatte bitten lassen, nicht zu kommen (denn für Kranke ist es hier ausgezeichnet, für Besucher und in dieser Hinsicht auch für die Kranken abscheulich), scheint er nach einer Karte heute doch noch kommen zu wollen, abend fährt er nach Venedig. Ich fahre jetzt mit Dora nach Kierling.

Vielen Dank auch für alle mühseligen literarischen Geschäfte, die Du für mich so prachtvoll durchgeführt hast.

Alles Gute Dir und allem, was zu Deinem Leben gehört

F

Meine Adresse, die vielleicht von Dora den Eltern undeutlich angegeben wurde: Sanatorium Dr. Hoffmann, Kierling bei Klosterneuburg, Nieder-Österreich

Das im Zusammenhang mit Franz Werfel erwähnte Buch ist Werfels „Verdi, Roman der Oper“ (damals eben erst erschienen).

AN MAX BROD

[Postkarte. Kierling, Stempel: 28. IV. 1924]

Liebster Max, wie gut Du zu mir bist und was ich Dir alles verdanke in diesen letzten Wochen. Über das Medizinische wird Dir Ottla berichten. Ich bin sehr schwach, aber hier recht gut aufgehoben. Tandler haben wir bisher nicht in Anspruch genommen, es wäre vielleicht durch ihn ein Freiplatz oder ein billiger Platz in dem sehr schön gelegenen Grimmerstein zu erreichen, aber ich kann jetzt nicht reisen, vielleicht hätte es auch sonst Nachteile. Dr. Blau werde ich nächstens für seinen Empfehlungsbrief danken, nicht? Das Freiexemplar ist mir sehr lieb, nur bekomme ich es nicht, bisher habe ich die Nummern von Donnerstag und Freitag bekommen, sonst nichts, auch die Osternummer noch nicht, die Adresse ist undeutlich, einmal steht Kieburg, sei so lieb und fahr dazwischen, vielleicht könnte man mir auch die Osternummer* noch schicken. Mit den zwei Sendungen, besonders mit der zweiten hast Du mir eine große Freude gemacht und die Reclambücher sind wie für mich vorbestimmt. Es ist ja nicht so, daß ich wirklich lese (doch, Werfels Roman lese ich unendlich langsam, aber regelmäßig), dazu bin ich zu müde, Geschlossensein ist der natürliche Zustand meiner Augen, aber mit Büchern und Heften spielen macht mich glücklich.

Leb wohl, mein guter lieber Max

F.

* eben bekam ich sie von zuhause, die Zusendung scheint schon in Ordnung zu kommen.

Dr. Siegmund Blau, Chefredakteur des „Prager Tagblatt“ und einer der frühen Bewunderer Kafkas, stammte aus Wien und hatte seine Wiener Verbindungen für den schwerkranken Dichter eingesetzt.

AN MAX BROD

[Postkarte. Kierling, Stempel: 20. V. 1924]

Liebster Max, nun ist also auch noch das Buch da, großartig schon anzusehn, grell gelb und rot mit etwas Schwarz, und sehr verlockend und überdies umsonst, offenbar ein Geschenk der Firma Taubeles — es muß in irgendeinem Rest des Alkoholrausches — und da ich jetzt jeden Tag ein bis zwei Injektionen bekomme, die Räusche sich kreuzen, bleibt immer ein Rest — gewesen sein, daß ich Dich, von Doras Unschuld angetrieben, gerade und frech um „Beschaffung“ des Buches bat. Hätte ich doch lieber eine kräftige Alkoholinjektion dazu verwendet, während Deines Besuches, auf den ich mich so gefreut hatte und der so trübselig verlief, etwas menschenähnlicher zu werden. Allerdings ein böser Ausnahmstag wars nicht, das muß Du nicht glauben, er war nur schlechter als der vorherige, in dieser Art aber geht die Zeit und das Fieber weiter. (Jetzt versucht es Robert mit Pyramidon.) Neben diesen und andern Klagedingen gibt es natürlich auch einige winzige Fröhlichkeiten, aber deren Mitteilung ist unmöglich oder eben vorbehalten einem Besuch wie dem von mir so kläglich verdorbenen. Leb wohl, Dank für alles

F

Grüß Felix und Oskar.

Mit dem Text dieser Postkarte schließt der Band. Zwei Wochen nach ihrer Absendung, am 3. Juni 1924, war Franz Kafka tot.

Der blinde Gott

NOVELLE

Es ist schon eine ganze Zahl von Jahren her, daß ich gebeten wurde, am Begräbnis eines gewissen Fitz teilzunehmen, mit dem ich im Ersten Weltkrieg im gleichen Regimente gedient hatte. Als weiterer Vertreter des Regiments war ein Major Guenthersberg erschienen; und da ich niemand anders von den Trauergästen kannte, stellte ich mich während der Einsegnung neben ihn.

Die Zeremonie ward aber zweimal dadurch gestört, daß ein Hund mit in den Raum zu dringen suchte. Er schlich sich, in Begleitung einiger verspäteter Trauergäste, ein, widersetzte sich zähnefletschend, als man ihn hinauszujagen versuchte, und vergalt die Fußtritte, mit denen es einem Angestellten der Bestattungsanstalt am Ende gelang, ihn vor die Tür zu treiben, mit häßlichem Geheul. — Das gehe in der Tat etwas zu weit, sagte Guenthersberg halblaut. — Was denn zu weit gehe? fragte ich. — Daß nun auch schon der Hund am Begräbnis seines Herrn teilzunehmen wünsche wie früher das Leibroß, sagte Guenthersberg. — „War denn das sein Hund?“ fragte ich. — „Ja“, sagte Guenthersberg, „sein Blindenhund.“ — „Wieso Blindenhund?“ fragte ich. — „Fitz“, sagte Guenthersberg, „war doch schon die ganze letzte Zeit blind.“ — „Blind?“ rief ich. — „Ja.“ — „Das hatte ich nicht gewußt!“ — „Und vermutlich“, sagte Guenthersberg, „ist das auch der Grund gewesen, aus dem er sich erschossen hat.“ — „Erschossen?“ rief ich. — „Ja, erschossen.“ — „Wieso bekommt er denn dann ein kirchliches Begräbnis?“ — „Du stellst aber auch schon Fragen wie ein Erzbischof!“ sagte Guenthersberg. „In solchen Fällen wird eben erklärt, daß der Betreffende in einer Art von Geistesverstortheit gehandelt habe, und die Sache hat sich. Doch kann ich verstehen, daß jemand, wenn er wirklich blind wird, nicht auch noch geistesgestört zu sein braucht, um sich zu . . .“ Er konnte aber nicht zu Ende reden, denn wir wurden von unsrer Umgebung gebeten, uns still zu verhalten.

*

Erst als sich der Zug, gegen das Grab hin, in Bewegung setzte, fanden wir Gelegenheit, weiterzusprechen. Es war ein ärmlicher Kondukt, zudem fing es nun auch an zu regnen, was den Vorgang noch trauriger machte. Das Grab war ein billiges Grab, es lag weit ab von der Aufbahrungshalle, und wir hatten fast eine Viertelstunde zu gehen. Mir war Fitz schon längst kein Begriff mehr gewesen. Der Major aber, Berufsoffizier wie jener, hatte mit ihm noch eine Art Kontakt gehabt; und auf dem Weg erzählte er mir, was er von ihm wußte.

Während der ganzen Zeit lief der Hund mit. Es war ein Wolfshund, der noch das Geschirr der Blindenhunde trug, ein schönes Tier, aber mit eigentümlich aufgeregtem, fast lechzendem Ausdruck, etwa als habe er lange nichts getrunken.

Unser Regiment war ursprünglich ein Reiterregiment gewesen. Als man's aber, gegen Ende des Kriegs, zu Fuß formiert hatte, waren auch bescheidenere Elemente unter den Offizieren aufgetaucht, so zum Beispiel Fitz, der ein Infanterieleutnant gewesen war; und überhaupt, sagte Guenthersberg, habe er sich wahrscheinlich nur deshalb zu uns gedrängt, weil da die Kompanien noch Schwadronen und die Hauptleute noch Rittmeister hießen. Denn obwohl er kaum je ein Pferd gesehen hatte, legte

er Wert darauf, Rittmeister zu werden. Als aber das Aussehen des Regiments immer infanteristischer wurde und als sich die Offiziere mehr und mehr aus Fitzens Kollegen von der Fußtruppe ergänzten, freute auch ihn selber — so behauptete Guenthersberg — die ganze Geschichte nicht mehr.

Fitz ist ein Bauernname, und wenngleich der Vater des Leutnants und späteren Oberleutnants Fitz ein höherer Beamter gewesen, konnte er den schlichten Ursprung seiner Familie nicht verleugnen. Die Mutter des Verstorbenen, eine geborene Kral, lebte noch. Fitz hatte zuletzt wieder bei ihr gelebt, er von seiner Rente und sie von ihrer Witwenpension. Sie war wohl diejenige, die nun als erste, unter den übrigen einfachen Frauen, hinter dem Sarge ging.

Jedenfalls hatte die deutsche und slawische Blutmischung bei Fitz einen recht gutausschenden Menschen ergeben, daran konnte auch ich mich, aus der Zeit des Kriegs, noch erinnern. Doch nutzte er sein gutes Aussehen nicht aus, um bei den Frauen damit anzukommen — oder vielmehr: seine diesbezüglichen Erfolge, um die er sich nicht erst zu bemühen brauchte, sondern die sich ganz von selbst einstellten, verwandte er lediglich zur Befriedigung seines sozialen Ehrgeizes. Denn er wollte, insonderheit seit der Krieg zu Ende war, in die gute Gesellschaft aufgenommen werden und fing eigentlich nur zu diesem Zweck das eine oder andere Verhältnis mit Frauen an, die ihn dortselbst einführen konnten.

In einer Privatbank hatte er einen nicht schlecht bezahlten Posten gefunden, und da er schließlich auch zu einer Art von Erfüllung seiner gesellschaftlichen Ambitionen gelangt war, hätte er eigentlich ganz zufrieden sein können. Aber eben damals ward er von einer Schwächung seines Sehvermögens heimgesucht, gegen die etwas zu unternehmen er eine ganze Zeit versäumte. Dadurch wurde die Krankheit erst richtig schlimm; und als er sich am Ende doch entschließen mußte, einen Spezialisten aufzusuchen, war's zur — übrigens auch schon von Anfang an recht problematischen — Heilung zu spät geworden.

Was denn das, fragte ich, für eine Krankheit gewesen sei? — Ein Major, antwortete Guenthersberg, sei zwar kein Augenarzt, und wieso Fitz wirklich erblindet sei, könne er mir kaum sagen; doch habe man ihm erklärt, daß, wie etwa das Objektiv einer photographischen Kamera ein Bild auf den Film werfe, auch die Linse des menschlichen Auges ein Bild auf der Netzhaut hervorbringe, das dann durch den Sehnerv zum Gehirn weitergeleitet werde; und diesen Vorgang nenne man das Sehen. Bei Fitz jedoch seien zuerst zwar nur einige wenige, danach aber immer mehr Partien der Netzhaut von Zerstörung ergriffen worden; und zwar sei dies auf tuberkulöser Basis geschehen. Denn wie es eine Lungen- und Knochentuberkulose gebe, so gebe es auch eine Tuberkulose des Auges. Jedenfalls also habe sich bei Fitz, zufolge der fortschreitenden Zerstörung seiner Netzhaut, kein, beziehungsweise kaum mehr ein Bild auf der Netzhaut bilden können, der Sehnerv habe demzufolge auch nichts mehr gefunden, um es zum Gehirn weiterzuleiten, und dieser Zustand sei eben dasjenige gewesen, was man Blindheit nenne.

Danach schwieg der Major, auch ich selbst schritt schweigend weiter im trübseligen Kondukt, in welchem die Leute begonnen hatten, ihre Regenschirme aufzuspannen, und schließlich setzte

Guenthersberg hinzu: So etwas könne natürlich jedem von uns passieren. Aber freilich sei die Blindheit bei Fitz, wie auch sonst in den meisten Fällen, keine vollkommene gewesen. Einen mehr oder weniger hellen Schimmer habe die Mehrzahl der Blinden ja doch noch; und so habe man denn auch Fitz nicht in einer Anstalt unterbringen müssen, sondern sich damit begnügen können, ihm einen dressierten Hund beizugeben, der ihm behilflich sein konnte, über die Straße zu kommen — eben jenen Wolfshund, der nun, halb trotzend, halb schleichend, hinter uns dreinkam.

„Die Blindenhunde“, sprach Guenthersberg weiter, „werden einer sehr strengen Dressur unterworfen. Sie müssen absolut verläßlich sein, denn anders würden ja die Blinden Gefahr laufen, von ihnen statt auf die andere Seite der Straße unter die Räder der vorbeikommenden Fahrzeuge geführt zu werden. Wie die Hunde die Blinden über die Straße führen, wirst du wohl schon gesehen haben. Am Rande des Gehsteigs bleiben sie stehen, blicken nach rechts, warten, bis von dort kein Fahrzeug kommt, und führen den Blinden bis in die Mitte der Fahrbahn. Dort bleiben sie erneut stehen und blicken nach links; und wenn auch von dort keine Fahrzeuge kommen, führen sie den Blinden weiter auf die andere Straßenseite. Dabei dürfen sie sich durch nichts beeinflussen oder gar aus der Fassung bringen lassen, weder durch den Straßenlärm, noch durch Zurufe von Passanten, weder durch spielende Kinder, noch durch andere Hunde. Sie müssen die Unbefangenheit ihrer Hundenatur aufgeben und sozusagen von menschlicher Besorgtheit erfüllt werden. Insbesondere die Wolfshunde entwickeln bei solchem Dienst große Intelligenz, ja fast wirkliche Vernunft; und so hätte denn auch Fitz mit seinem Hunde durchaus zufrieden sein, ja wahrscheinlich sogar Trost aus dem fortwährenden Beisammensein mit dem Tier schöpfen können, das ihm ganz von selbst immer anhänglicher werden mußte. Aber soviel ich habe feststellen können, tat Fitz das durchaus nicht, ja er scheint den Hund, der ihn ohne Zweifel geliebt hat, sogar gehaßt zu haben. Denn es ist noch gar nicht so lange her, daß ich ihn, mit seinem Hund, auf der Straße getroffen habe und, ohne von dem Blinden bemerkt zu werden, Zeuge einer recht häßlichen Szene zwischen den beiden geworden bin.“

„Was denn für einer häßlichen Szene?“ fragte ich.

„Das war in einer um jene Zeit fast menschenleeren Gasse im vierten Bezirk“, sagte Guenthersberg. „Ich glaube, es war die Wohllebengasse, kann aber auch die Schwindgasse gewesen sein. Doch gleichviel, Fitz, vielleicht um dort ungehindert Bewegung machen zu können, hatte sich von seinem Hunde hinführen lassen. Ich weiß nun nicht, wie er wahrgenommen hatte, daß es in der Gasse auch noch andere Hunde gab — vielleicht hatte er sie herumtollen, bellen und miteinander spielen hören. Sein eigener Hund, jedenfalls, reagierte auf die anderen Hunde überhaupt nicht, denn jeder Blindenhund muß um des Dienstes willen, in dem er steht, selbst auf seine unschuldigsten Regungen verzichten. Hingegen blieb Fitz horchend stehen, und nach einem Augenblick ließ er seinen Hund los.“

„Wozu?“ fragte ich.

„Offenbar, um ihn in Versuchung zu führen und ihn zu veranlassen, etwas zu tun, was er nicht tun durfte.“

„Was willst du damit sagen?“ rief ich ungläubig.

„Das wirst du gleich hören. Jedenfalls befahl er ihm: ‚Geh!‘ und wies ihn in die Richtung, in der er die andern Hunde spielen hörte. Der Hund aber wollte nicht gehen. Denn trotz dem empfangenen Befehl wagte er nicht, den Blinden alleinzulassen. Da stampfte der Blinde mit dem Fuß auf und schrie: ‚Marsch!‘

Und nun erst entfernte sich der Hund von ihm und wich in die Richtung zurück, die Fitz ihm anbefohlen hatte.“

„Also ich finde“, sagte ich, „daß er den Hund natürlich nicht ‚in Versuchung führen‘ wollte wie ein Feldwebel einen Rekruten, dem er aufsässig ist, sondern daß er lediglich die Absicht gehabt haben kann, ihm ein wenig Abwechslung zu gestatten.“

„So?“ sagte Guenthersberg. „Meinst du? Nun, eine schöne Abwechslung, die ihm Fitz da gestattet!“

„Wieso?“

„Hör nur zu. Also zunächst einmal kamen die andern Hunde, als sie merkten, daß sich ihnen der Blindenhund näherte, auch ihrerseits auf ihn zu. Sie sprangen um ihn herum, stießen ihn mit den Maulkörben in die Seite und bemühten sich, nach seinen Ohren und nach seinen Pfoten zu schnappen, um ihn auf diese Art zum Mitspielen zu bewegen. Der Blindenhund aber wollte noch immer nicht. Er blieb diszipliniert, wenngleich man aus seiner geduckten Stellung und aus seinem eingeknickten Schwanz schließen konnte, wie schwer es ihm schon wurde, standhaft zu bleiben. Doch bog in diesem Augenblick eine Schnauzerhündin aus der Argentinierstraße in die Wohllebengasse und trabte, in eleganten Gängen, auf die Gruppe der spielenden Hunde zu.“

Hier machte Guenthersberg eine Pause, und man hörte nur mehr die Schritte des dahinziehenden Kondukts.

„Nun?“ sagte ich. „Und was war’s also mit dieser Hündin?“

„Wahrscheinlich“, sagte Guenthersberg, „war sie läufig, oder sie war zum mindesten im Begriff, es zu werden. Denn sofort riß es dem Blindenhund den Kopf förmlich zu ihr herum, und von da an ließ ihn seine Erziehung in der Tat im Stich. Ich weiß nicht, ob den Blindenhunden Gelegenheit gegeben wird, sich zu paaren, wahrscheinlich nicht, oder nur alle heiligen Zeiten einmal zu Züchtungszwecken. Jedenfalls mochte auch der Wolfshund kaum je einmal gepaart worden sein, denn als die Hündin daherkam, verlor er einfach den Kopf. Er sprang ihr sogleich entgegen, einige Augenblicke biß er sich spielend mit ihr herum, und dann fing er an, sie in großen Kreisen umherzutreiben, wie es seine Vorfahren, die Wölfe, seit Jahrtausenden mit den Wölfinnen getan.“

Aber auch die andern Männchen setzten ihr nun nach. Doch war ihnen der Wolfshund immer voraus, und zwei- oder dreimal erreichte er denn auch die Hündin, er stieß sie spielend um, und beide kollerten im Staube. Alle diese Vorgänge verfolgte der Blinde ganz genau, und man merkte es ihm an, wie angespannt er lauschte und wie er sich von jeder Einzelheit ein Bild zu machen versuchte. Ja es war fast, als ob er auch selber — so sonderbar es klingt — Witterung von der Hündin habe. Doch holte nun eine Bulldogge, weiß und mit rosig durch das Fell scheinender Haut, harmlos und fast lächerlich anzusehen, in Wirklichkeit aber höchst gefährlich, den Wolfshund ein und warf sich, eifersüchtig, auf ihn. Beißen konnte die Bulldogge, ihres Maulkorbs wegen, zwar nicht. Aber der Wolfshund, der keinen Maulkorb trug, biß die Bulldogge; und nun warfen sich auch die andern Männchen auf ihn, und es entstand ein allgemeines wüstes Geraufe.

Doch pfiff nun Fitz in das Gebell und Gekläffe scharf hinein; und da ihn der Wolfshund, ganz eingenommen vom Konflikt mit den andern Hunden, entweder wirklich nicht hörte, oder ihm, obwohl er ihn hörte, nicht sogleich folgte, pfiff Fitz gellend weiter, bis der Hund von den andern Hunden abließ und zu ihm zurückkehrte; und bei den Pfiffen verstummten nun auch die andern Hunde nach und nach. Der Wolfshund aber kam

nicht wirklich an den Blinden ganz heran. Aus schlechtem Gewissen schlich, oder vielmehr kroch er bloß näher, und auf einige Entfernung von Fitz blieb er überhaupt liegen. „Herein da!“ kreischte Fitz; und ich hatte noch nie ein so wutverzerrtes Gesicht gesehen wie das seine. Da kroch der Hund, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Angst in den Augen, die letzte Strecke bis zu ihm hin, dann richtete er sich an ihm empor, und indem er ihm die Pfoten, mit ungeschickt tastenden und tappenden Bewegungen, auf die Schultern zu legen versuchte, fing er an, ihm das Gesicht abzulecken. Aber der Blinde ergriff ihn am Geschirr, und mit der kurzen, peitschenartigen Leine, die er in der Hand behalten hatte, begann er auf den Hund loszuschlagen. Immer wieder schlug er, wie ein Rasender, auf den Hund los, bis sich der Hund, festgehalten am Geschirr, verzweifelt auf dem Boden um ihn herumwälzte. Dazu schrie der Blinde in einem fort: „Bestie! Verfluchte Bestie! Ich will dir’s zeigen! Stehen lassen den eigenen Herrn und anfangen wollen, mit einer dahergelaufenen Hündin zu —“

Und es folgte ein gemeines Wort. Er wiederholte es, brüllend, immer wieder. Da konnte ich nicht länger an mich halten. Ich stürzte auf ihn zu und riß ihm die Peitsche aus der Hand. „Bist du wahnsinnig?“ schrie ich. „Bist du denn wahnsinnig?“

Ich weiß nicht, ob er mich an der Stimme erkannte. Jedenfalls ließ er, während sich eine ganze Zahl von Leuten um uns ansammelte, die, auf das Gebrüll und Gekläffe hin, gerannt gekommen waren, das Geschirr des Hundes los, und der Hund entwich hinkend und heulend. Einen Augenblick stand Fitz unbeweglich, dann ging ein Beben durch seinen ganzen Leib, er fing an zu wanken und tastete, um eine Stütze zu finden, in der Luft herum, zuletzt warf er beide Arme um mich, und indem er von einem Weinkrampf ergriffen ward, glitt er, mehr schreiend als weinend, an mir zu Boden. . .“

Bis hierher hatte Guenthersberg berichtet, als der Zug die Grabstätte erreichte. Ich muß gestehen, daß ich dem Major am Ende geradezu entsetzt zugehört hatte. Doch fand ich keine Gelegenheit mehr, ihm zu erwidern, denn sogleich setzten, eilig und lieblos wie bei jedem billigen und obendrein verregneten Begräbnis, die Zeremonien der Grablegung ein. Das schleimige Geriesel, unter dem wir dem Toten gefolgt waren, hatte sich auf einmal verstärkt, und unter dem Gusse, der auf uns und unsere Schirme niederging, hörte ich dem Singsang am Grabe, noch ganz verstört, zu. Wie es aber oft zu gehen pflegt, daß wir gerade dann, wenn wir uns am benommensten glauben, die schärfsten Wahrnehmungen machen, fiel mir auf, daß der Geistliche den Toten auf den Namen Franz apostrophierte. Ich hatte immer geglaubt, Fitz habe Konstantin geheißen. Aber wahrscheinlich hatte er seinen wirklichen Rufnamen nicht klavoll genug gefunden und sich selber einen andern beigelegt, der ihm besser gefiel oder der ihm zweckentsprechender schien, was wieder einmal bewies, zu welchen Kläglichkeiten die sogenannte gute Gesellschaft einen Menschen veranlassen kann.

Aber schließlich ward der Sarg in die Grube hinabgelassen, und mit dem, was Fitz, sei’s nun Franz oder Konstantin, geheißen, sehend oder blind gewesen war und in der Gesellschaft verkehrt oder nicht verkehrt hatte, war’s vorbei in alle Ewigkeit. Im Namen der Hinterbliebenen sagte uns der Geistliche noch ein paar Worte des Danks für die Teilnahme am Begräbnis, dann sah er dazu, daß er fortkam; und während Guenthersberg, der sich verpflichtet fühlen mochte, noch ein wenig Erde auf den Sarg zu streuen, an die Grube herantrat, machte auch ich mich aus dem Staube oder vielmehr aus dem Schlamme, zu dem wir alle, nicht minder als Fitz, am Ende werden mußten.

Denn ich hatte keine Lust mehr, nun auch noch den Schluß von des Majors widerwärtiger Erzählung über mich ergehen zu lassen. In Wahrheit, wie war ich eigentlich dazugekommen, daß man mich, weit über ein Jahrzehnt nach dem Kriege, noch immer zu einem solchen Begräbnis „kommandiert“ hatte! Was ging mich dieser Tote, den ich Jahre und Jahre nicht mehr gesehen hatte, überhaupt noch an . . .

*

Aber ich war der häßlichen Sache trotzdem noch nicht ledig geworden. Denn zwei oder drei Tage später schickte mir Guenthersberg, immer noch ganz erfüllt von der hartnäckigen Genauigkeit der Berufsoffiziere, einen Zeitungsausschnitt zu, worin mit sentimentaler Verbrämung berichtet wurde: Ein jüngstverstorbenen Herr Fitz habe einen Hund besessen, den er und der ihn über alles geliebt habe; und nach dem Tode dieses Herrn Fitz habe sich der Hund, ein schönes, starkes Tier, Wolf geheiß, ganz untröstlich gebärdet, Fitzens Grabstätte nicht verlassen wollen und am Ende sogar versucht, seinen toten Herrn wieder auszugraben. Dabei war sowohl verschwiegen, daß Fitz erblindet gewesen war, wie auch, daß er sich das Leben genommen hatte. Richtige Journalisten sind es eben schon so gewohnt, Striche zu machen, daß sie manchmal sogar das Leben selbst einstreichen.

Ich rief Guenthersberg sofort an und fragte ihn, warum er mir den Kitsch zugeschickt habe. — „Weil er wahr ist“, antwortete er, denn als Pedant hatte er sich nach den näheren Umständen bereits erkundigt, „und weil der Hund tatsächlich den Versuch gemacht hat, Fitz auszugraben. Nach dem Begräbnis nämlich hat man den Hund zwar aus dem Friedhof gejagt, das habe ich noch gesehen, während du in pietätloser Weise bereits verschwunden warst; später aber, vielleicht schon in der Dämmerung, hat er sich, man weiß nicht wie, wieder eingeschlichen und muß dann wohl die ganze Nacht gegraben haben. Demmorgens, als man ihn entdeckte, war er fast schon unten beim Sarge angekommen; und seine Pfoten waren ganz blutig. Was sagst du zu dieser Treue, an der sich mancher von unseren Leuten, die uns bei Kriegsende einfach sitzen ließen, ein Beispiel hätten nehmen können!“ — „Ich muß dich bitten“, rief ich, „mich hinfort sowohl mit Erzählungen von diesem Hund wie auch vom Kriege zu verschonen!“ — „Mir, jedenfalls“, rief er zurück, „tut es leid, dem Hunde nicht schon von Anfang an den Respekt erwiesen zu haben, den er verdient hatte! Zum mindesten war er wohl der Leidtragendste von uns allen.“

Danach hörte ich, wie er, offenbar wirklich verärgert, auflegte; und auch ich selbst legte auf und startete eine Zeit vor mich hin. Aber schließlich griff ich nach meinem Hut, verließ das Haus und begab mich in die Städtische Blindenanstalt, denn ich nahm an, daß man den Leuten dort den Hund, nach Fitzens Ableben, wieder zur Verfügung gestellt haben werde; und in der Tat erwies sich, daß der Hund zwar noch nicht in die Anstalt zurück, wohl aber wieder zur Dressur in den Prater gekommen sei. Man habe nämlich — so sagte man mir — den Eindruck empfangen, daß er unter seinem bisherigen Herrn in einen Zustand von Disziplinlosigkeit, ja Verwilderung geraten sei, der es nicht ratsam erscheinen lasse, ihn sogleich dem nächsten Blinden anzuvertrauen. Überdies scheine bei diesem Hunde das durch den Verlust des Herrn hervorgerufene psychische Trauma besonders stark gewesen zu sein. Aber auch sonst würden Blindenhunde, zwischen dem einen und dem andern Herrn, zwecks Auffrischung ihrer Kenntnisse wieder zur Dressur gegeben. — Schade, dachte ich, daß Guenthersberg

das mit dem Seelentrauma nicht gehört habe, es hätte ihm gewiß gefallen; und ich fuhr in den Prater und suchte die Dressuranstalt auf.

*

Es war das ein eingegittertes Gebiet an der sogenannten Prinzenallee. Die Hunde wurden darin von ihren Lehrern an der Leine umhergeführt, lernten bei Bodenerhebungen, welche den Rand des Gehsteigs vorstellten, stehenzubleiben, dann wieder weiterzugehen, sich hinzulegen, wieder aufzustehen, über Planken zu klettern, ihren Herrn zu verteidigen und andere Künste mehr, die nicht immer nur in das Fach der Blindenhunde schlugen; und von außen, durch das Gitter, pflegten die Leute der Dressur zuzusehen. Aber der Eindruck, den der Vorgang machte, war, wenngleich die Hunde gut behandelt und niemals geschlagen wurden, kein ganz angenehmer. Denn man fühlte, daß ihnen dabei Dinge beigebracht wurden, die ihnen eigentlich nicht gemäß waren. Das Ergebnis der Dressur war denn auch keine freiwillige, sondern nur eine aufgezwungene Folgsamkeit, und die meisten Hunde wirkten scheu, furchtsam und geduckt.

Fitzens Hund erkannte ich sofort wieder und sah eine Zeitlang zu, wie seine Kenntnisse aufgebügelt wurden. Er ging neben seinem Lehrer her und bemühte sich mit — wie ich mir einbildete — rührender Unterwürfigkeit, zu tun, was man von ihm verlangte. Aber wiederum, wie auf dem Friedhof, legte er dabei eigentlich eher das Wesen einer in Gefangenschaft geratenen Hyäne als das eines Hundes an den Tag. Zwar bildete ich mir auch das vielleicht bloß ein. Aber je länger ich zusah, desto deutlicher glaubte ich wahrzunehmen, daß das Hündische im guten und im schlechten Sinn, welches zahllosen Generationen von Wölfen durch die Menschen anerzogen worden war, wodurch die Wölfe erst zu Hunden geworden waren, bei diesem Hunde wieder zu verschwinden, beziehungsweise sich zum Wölfischen zurückzubilden im Begriffe war, ja daß etwas sogar noch Wilderes und Wüsteres erneut aus ihm hervortreten wollte. Denn dieser Hund war an einem Menschen irregeworden, hatte aber dennoch nicht aufhören können, ihn zu lieben; und in diesem Zwiespalt, dieser Verzweiflung fing er an, sich zur Bestie zurückzuentwickeln. Hatten denn nicht auch manche Menschen, manche Völker, die an ihren Göttern irregeworden waren, das gleiche getan?

Jedenfalls konnte ich nicht glauben, daß es gelingen werde, ihn nochmals zu dressieren; man konnte ihn höchstens noch knechten; und zuletzt tat er mir so leid, daß ich eintrat und sagte, ich hätte das Tier längere Zeit beobachtet, als Blindenhund werde man's ja doch nicht mehr verwenden können, und ich wolle es kaufen. Die Leute sahen mich erstaunt an und fragten, woher ich denn wisse, oder zu wissen glaube, daß mit dem Hunde nichts mehr anzufangen sei. Natürlich sei noch allerhand mit ihm anzufangen. — „Das glaube ich in der Tat nicht“, sagte ich. „Aber man wird ja sehen; und wenn er wirklich unverwundbar geworden sein sollte, übernehme ich ihn.“ Zugleich schrieb ich den Leuten meinen Namen und meine Adresse auf einen Zettel; und während dieser ganzen Unterhaltung stand der Hund geduckt neben uns, als regne es ihn immer noch an wie auf dem Friedhof.

Jedenfalls sollte ich mit dem Eindruck, den ich von ihm empfangen hatte, rechtbehalten. Denn nach etwas mehr als zwei Monaten teilte man mir brieflich mit, daß der Hund in der Tat

als Blindenhund versagt habe. Ein Blinder, den er über die Straße geführt, sei von einem Fahrzeug niedergestoßen worden, wobei der Hund ihn im Stich gelassen und sich selber, in einer Art von Panik, in Sicherheit gebracht. Ob ich das Tier trotzdem noch übernehmen wolle? Denn andernfalls müsse es vertilgt werden.

Ich übernahm den Hund natürlich sofort und konnte mir nicht versagen, dem Major von diesem Umstande fernmündliche Mitteilung zu machen. Er hielt es für einen schlechten Witz und fragte mich, ob ich denn in der Tat so nachträgerisch sei, ihm, nach Monaten, immer noch solche Dummheiten zu telefonieren. Aber vielleicht hätte ich wirklich besser daran getan, den Hund nicht zu übernehmen. Denn ich bemühte mich monatelang vergeblich um ihn. Er war in der Tat ganz verdorben und wurde, statt anhänglicher zu werden, immer unvertrauter, ja zuletzt, wenn ich ihn streicheln wollte, wick er sogar meiner Hand aus, und es war vorauszusehen, daß er mir schließlich die Zähne zeigen werde.

Dabei ward, unsinnigerweise, auch mein eigenes Gewissen gegen ihn immer schlechter, gleichsam als habe ich nicht Fitz, sondern als hätte ich selbst ihn malträtirt und geschlagen. Es war, als ob der Hund mir, der ihm nur Gutes tun wollte, nicht vergessen könne, was jener andre ihm getan. Aber vielleicht vergaß er's eben uns beiden nicht. Vielleicht war Fitz wirklich eine Art Gott für ihn gewesen und hatte ihn furchtbar enttäuscht, und vielleicht enttäuschten ihn nun auch wir andern alle, wie uns auch unser eigener Gott enttäuschte, weil er blind war, wie Fitz es gewesen . . .

Im Sommer nahm ich den Hund mit auf das Land. Aber da er nun auch schon mir selbst immer unangenehmer wurde, weil er, mehr und mehr, eine äußerst häßliche Eigenschaft an den Tag legte, nämlich sein Futter nicht sogleich zu fressen, sondern es stets zu vergraben und so lange zu warten, bis es verfaut war, wollte ich ihn eigentlich gar nicht mehr im Hause haben. Indem ich mich also bei mir selbst drauf ausredete, daß ich ihm seine Freiheit nicht nehmen wolle, ließ ich ihn laufen, wie es ihm gefiel. Wochenlang kam er nun überhaupt nicht mehr heim, aber im Revier ward er wiederholt gesichtet. Die Jäger behaupteten, daß er wildere. Doch vermute ich, daß er keinerlei lebende Tiere gerissen, sondern daß er, wie es seine Gewohnheit geworden war, nur von Aas gelebt hat.

Aber schließlich wurde er dann doch von einem Forstangestellten, der natürlich gleichfalls glaubte, daß er's mit einem jagenden Hund zu tun habe, erschossen. Dieser Mensch feuerte zuerst einen Schrotschuß auf ihn ab und traf ihn denn auch ohne weiters, was umso weniger eine Kunst war, als der Hund, trotz seiner Verwilderung, auf des Mannes Anruf doch noch stehengeblieben war und ihn angesehen hatte. Aber da er trotzdem noch nicht gleich tot war, sondern sich noch weiterzuschleppen versuchte, trat der Mann zu ihm hin und verfeuerte, anständiger Weise, auch noch die zweite Patrone auf ihn. Das war dann sein Ende, wie auch das Ende des Oberleutnants Fitz eigentlich ganz ähnlich gewesen war . . . Wie sagt doch Rilke in jenem Gedicht, das „an einen Hund gerichtet ist“:

Pflanze mich nicht in dein Herz, ich wüchse zu schnell!
Doch meines Herrn Hand will ich führen und sagen:
Das ist Esau in seinem Fell.

Die tarockanische Verfassung

AUS DEM IM HERBST 1958 ERSCHEINENDEN ROMAN „MASKENSPIEL DER GENIEN“

Als zweiter Band der Gesammelten Werke Fritz von Herzmanovsky-Orlandos erscheint demnächst, aus dem Nachlaß herausgegeben und bearbeitet von Friedrich Torberg, das „Maskenspiel der Genien“, 1929 konzipiert und von Herzmanovsky als sein episches Hauptwerk betrachtet. Wichtigster Schauplatz des Romans ist das Traumland Tarockanien, über dessen Konstitution der Leser aus den folgenden zwei Abschnitten alles Wissenswerte erfahren wird. (Verlag Albert Langen - Georg Müller, München.)

Angesichts der desolaten Verhältnisse im europäischen Reiseverkehr ist es kein Wunder, daß man nur wenig von jenem eigentümlichen Staatengebilde weiß, welches knapp nach dem Laibacher Kongreß von 1821 ins Leben trat und sich seither immer weiterfrißt, unmerklich und unaufhaltsam, bis es eines hoffentlich nicht allzu fernen Tags die Welt erobert haben wird.

Am Laibacher Kongreß war vernünftigerweise beschlossen worden, zwischen die deutschen, slawischen und romanischen Gebiete im Südosten Europas einen Pufferstaat zu legen — das „Burgund der Levante“, wie einige es poetisch benannten, und sie hatten so unrecht nicht. Denn gerade Burgund hängt innig mit dem Osten zusammen und hat das ganze Mittelalter hindurch nach der Herrschaft über die Levante gestrebt.

Daß der neu zu gründende Pufferstaat eine streng monarchische Konstitution bekommen mußte, erklärt sich ohne weiteres aus der Epoche seiner Entstehung. Kopfzerbrechen gab es nur über die Frage der Dynastie, denn es kamen mehrere Häuser in Betracht. Dem großen Bayernkönig Ludwig zum Beispiel lag der Orientkenner Fallmeraiers unaufhörlich in den Ohren, beschwor ihn, alte Anrechte geltend zu machen und pinselte Sr. Majestät in glühenden Farben ein Kaisertum Kärnten vor Augen. Zum Glück brach bald darauf der von England zur Ablenkung arrangierte griechische Freiheitskampf aus, und die im Londoner Nebel gebrauten Mächtschaften leiteten die Wittelsbachische Gefahr nach Hellas um. Jetzt schien dem Hause Coburg der neue Thron gewiß. Aber da raunzte Kaiser Franz und wollte eine Quartogenitur der Habsburger errichten, was wiederum die anderen Herrscherfamilien lebhaft zu verschnupfen begann. Endlich, als das europäische Gleichgewicht schon so weit verschleimt war, daß man wie einen dumpfen Husten die Säbel rasseln hörte, ließ Metternich seinen Geist leuchten. Die von ihm gefundene Lösung war einfach, war so dynastisch wie möglich und war zugleich so durch und durch dem tiefsten Volksempfinden, ja den Idealen des kommenden Jahres 1848 angepaßt, daß wir wieder einmal mit ehrfürchtigem Staunen den kühnen Gedankenflug dieses bedeutenden Staatsmannes bewundern müssen: er schuf das Reich der Tarocke, von Nörglern, denen nie etwas recht ist, auch das „Spiegelreich des linken Weges“ geheiß.

Die Verfassung war vorbildlich. Sie basierte auf den strengen Gesetzen des in Österreich ungemein populären Tarockspiels, dessen esoterische Bedeutung viel zur Lösung des Welträtsels beitragen könnte (aber das ginge weit über den Rahmen dieser schlichten Erzählung hinaus). Nach Art der antiken Tetrarchen herrschten im neuen Reich vier Könige, die nach einer geradezu genialen Methode alljährlich neu gewählt wurden. Der Begrenzung ihres Wirkens auf ein Jahr lag die Beobachtung zugrunde, daß bei einem Tarockspiel, wenn es ein ganzes Jahr in Gebrauch ist, die Könige bis zur Unkenntlichkeit verschmutzt werden.

Und man kann zwar die Könige eines Kartenspiels notdürftig mit Benzin reinigen, fleischerne Könige aber nicht.

Grundlage für die Wahl der Landesväter war das sogenannte „Normaltarockspiel“, das in der Hauptstadt des Landes aufbewahrt wurde — vergleichbar dem „Urmeter“ zu Paris, dieser Stadt der gockelhaft aufgeblasenen Symbole. Das Kartenpaket wurde Tag und Nacht von einer Nobelgarde bewacht und alle vierzehn Tage durch Gelehrte von Weltruf gemischt und kontrolliert. Die vier Männer, die man alljährlich zu Monarchen machte, mußten lediglich die eine Bedingung erfüllen, den Königen des Normaltarockspiels möglichst ähnlich zu sehen. Durch dieses Wahlsystem war jedem Schwindel und jeder Korruption der Weg abgeschnitten. Männer aller Stände, ohne Ansehen von Bildung, Abkunft und sogar Sittsamkeit gelangten derart zur höchsten Würde — ein Vorgang, wie ihn nur noch das Papsttum für sich in Anspruch nehmen darf.

Der mächtigste Mann im Reich war der „Sküs“, benannt nach der höchstwertigen, wenngleich ein wenig harlekinartig kostümierten Figur des Kartenspiels. (Doch wurde von dieser unbedeutenden Äußerlichkeit die erhabene Würde seiner Stellung nicht in Mitleidenschaft gezogen; große Staatsmänner wirken nach außenhin immer ein wenig komisch.) Der Sküs also lenkte die Staatsgeschäfte mit diktatorischer Gewalt, schüttelte unaufhörlich neue Gesetze aus dem Ärmel und tat mindestens einmal in der Woche irgend etwas Umwälzendes. Ihm zunächst an Rang und Ansehen stand der „Mond“, seinem Ziffernwert nach ein Einundzwanziger, was ihn in den Augen vordergründiger Tarockspieler lediglich dazu befähigt, die zwanzig übrigen Tarocke zu stechen; davon, daß diese Figur den einundzwanzigsten Grad einer höchst mystischen Freimaurerei bekleidet, weiß man am Stammtisch natürlich nichts. An dritter Stelle rangierte der „Pagat“, der als Finanzminister eine sehr wichtige Stimme hatte. Alle drei zusammen bildeten die „Trull“, ein niemals zu stürzendes Kabinett.

Das Reich umfaßte bei seiner Gründung einen nicht unbeträchtlichen Teil Südösterreichs, ehemals Freysingisches, Salzburgisches, Bambergisches und Brixner Enklavengebiet, grenzte im Norden an die Steyermark und Kärnten, im Osten an Kroatien, reichte im Süden ans Meer und im Südwesten bis an die Grenze des märchenversponnenen Lagunenreichs Venedig, das es wohl als ersten Fremdkörper verschlingen wird. Denn welche andere Stadt wäre so phantastisch und unwirklich, wäre so wenig von dieser Welt und darum so sehr geschaffen für den Übergang ins Traumreich!

Um hier nur eine Kleinigkeit ins Treffen zu führen: noch kein normaler Mensch, einschließlich der geborenen Venetianer, hat sich in Venedig jemals ausgekannt. Ich selbst, der ich dort jahrelang das Gymnasium besuchte, habe zum väterlichen Palazzo, obwohl er keine drei Minuten vom Markusplatz entfernt lag, nur mit Mühe und manchmal erst nach stundenlangem Suchen

heimgefunden. Wie oft erschien ein Professor nicht zum Unterricht, weil er sich verirrt hatte! Wie oft traf ich meine Mutter mit einer störrisch schluchzenden Magd — sie hatten beim Einkaufen den Weg verloren! Oder ich sah irgendwo meinen Vater, düster zu Boden blickend, am ergrauten Schnurrbart kauend und bisweilen heftig mit dem Stock gegen das Pflaster stoßend. „Geh nur nach Hause, mein Kind“, pflegte er mir auf meine besorgten Erkundigungen zu antworten. „Ich lasse Mama grüßen, und sie möchte die Suppe auftragen lassen. In längstens fünf Minuten bin ich da.“ Aber nicht selten wurde es Abend, ja tiefe Nacht, ehe der übermüdete Mann sich endlich zur Mittagstafel setzen konnte.

Es gehört nämlich zu den sonderbaren Marotten jedes auch nur vorübergehend in Venedig Seßhaften, lieber obdachlos umherzuirren, als nach dem Weg zu fragen, geschweige denn sich führen zu lassen. Das würde auch gar nichts nützen. Immer wieder habe ich selbst Eingeborene der Lagenstadt — darunter Briefträger und Polizisten oder städtische Ingenieure mit Meßlatten — wehklagend vor Madonnenbildern gefunden: falsche Scham verbot diesen Unglücklichen, Auskünfte über den Weg einzuholen. So wandten sie sich in ihrer Verzweiflung an die höheren Mächte, und die Kirche strich schmunzelnd manchen Batzen für die Gelübde der Verirrten ein. Übrigens bekommt man in Venedig außer den fehlerhaften Kursbüchern, die in ganz Italien zu stark herabgesetzten Preisen erhältlich sind, um eine wahres Spottgeld auch falsche Stadtpläne zu kaufen. Es ist ja doch alles eins. Sogar geistlos kopierte Schnittmuster werden den naiven Reisenden als Stadtplan aufgeschwatzt.

Damit dürfte auch das auffallend rege Straßenleben der im Grunde nur wenig bevölkerten Stadt endlich eine Erklärung gefunden haben: es kommt von den vielen Verirrten.

Als Metternich die eisenfesten Grundzüge der tarockanischen Konstitution für die Ewigkeit verankert und somit dem nordischen Ordnungsgeist Genüge getan hatte, tauchte die Frage auf, was mit den Südprovinzen geschehen solle und wie dort wohl die nötige Zufriedenheit zu schaffen sei, damit das unter der Asche glimmende Feuer der neuen nationalen Bewegungen nicht als lodernde Flamme emporschlage. Nach langem Grübeln kam dem genialen Staatsmann der rettende Gedanke: man mußte ein uraltes, tiefst poetisches Volksideal zur politischen Realität machen, mußte das geheimnisvolle Maskenreich verwirklichen, die wahre Lebensform des Südens, die bisher nur in den Figuren der *Commedia dell'arte* zu traumhaftem Dasein erwacht war. Und wie einstmal aus den von Kadmos gesäten Drachenzähnen die Geharnischten sich aus den Furchen des Ackers erhoben, tauchten jetzt schellenklingelnd die Legionen des Harlekinheeres auf, geführt von ernsten, krummnasigen Skaramuzzen mit riesigen schwarzen Nasenlöchern, von Brighella, dem Vertreter der Fresser und Prahler, von Policinell, dem Bajazzo mit Höcker und Hakennase, vom alten Pantalone, in dem der ängstliche, geizige, verliebte und vielgeprellte Kleinbürger sich ausgeprägt sah. Der schwatzhafte Dorsemus der Antike hatte sich zum Dottore gewandelt, zur Inkarnation des Rechtsgelehrten, der die Leute beschwatzt und betrügt. Die höheren Stände fanden sich mit befriedigter Eitelkeit im schwadronisierenden Tartaglia verkörpert, das Militär, insonderheit die Generalität, im Napparoni Flagrabomba und im Capitano Spavento, die alten Kriegshelden im Malagamba und im Capitano Cuccuruzzu. Dem Arlecchino, damit er nicht zu üppig werde, waren als Konkurrenten der tölpelhafte Truffaldin und die dummdreisten Mezzetin und Gelsomino beigegeben. Das schöne Geschlecht spiegelte sich lieblich in der

sansften Colombine, der pikanten Zerbinetta, in Pulcella, Spiletta, Zurlana und Civetta. Figuren der Ewigkeit waren das, vom wackeren Ficoroni festgehalten in seinem prachtvollen, wenn auch planlosen Kupferstichwerk „*De larvis, scenis et figuris comicis, Romae 1754*“.

Sie alle gelangten in Tarockanien alsbald zu hohen gesellschaftlichen Würden und wichtigen Ämtern. In stilvoller Maskerade beherrschten und regulierten sie das öffentliche Leben. Immer wirbelten sie bunt durcheinander, umkomplimentierten sich aufs feierlichste, ohne das geringste zu arbeiten und ohne etwas anderes als pompöse, ruhmtriefende Erlässe hervorzubringen. Selbst bei der Verlegung von Hundehütten oder anlässlich der Erneuerung eines Sitzbrettes auf einer ländlichen Bedürfnisanstalt gab es Flaggen, Spaliere, Ehrensalven und stundenlange pathetische Reden. Gelegentlich konnte es geschehen, daß zum Abschluß der Feierlichkeiten auf schäumendem Renner der Schlußmann einer Stafette herangebraust kam, um zu melden, daß man an falscher Stelle amtiert habe. Doch tat das der gehobenen Stimmung und der allgemeinen Selbstzufriedenheit keinen Abbruch. Und erfahrungsgemäß sind es gerade solche Staaten, welche blühen und gedeihen und sich hohen internationalen Ansehens erfreuen.

Der nachfolgende Abschnitt aus einem späteren Kapitel des Romans schildert die Bemühungen eines nordischen Besuchers, mit den regierenden Häuptern von Tarockanien in Kontakt zu kommen.

Wie so viele Abkömmlinge des deutschen Kleinadels war Florestan von Püperitz ein ausgespicher Hofstüchling, und da er sich vom Bürgertum schon nicht durch Zugehörigkeit zu den höchsten Kreisen distanzieren konnte, wollte er wenigstens damit auftrumpfen, daß er sich in diesen Kreisen bis in ihre exotischsten Verästelungen hinein auskannte. Was aber hätte sich in Püpenburg und Umgebung exotischer ausgenommen als das ferne, abwegige und dennoch europäisch akkreditierte Vierkönigreich Tarockanien?

Daß die tarockanischen Hofverhältnisse Herrn von Püperitz enttäuschten, wäre zu wenig gesagt. Er war schlechterdings niedergeschmettert von dem, was er hier sah. Und man muß ehrlicherweise zugeben, daß Metternichs geniale Idee, die vier Könige, ohne Rücksicht auf Verwandtschaftsverhältnisse mit den europäischen Potentatenfamilien, ganz einfach aus der Masse der Bevölkerung zu wählen, in der Praxis auch ihre Schattenseiten hatte. Fragwürdig war ja schon der Umstand, daß die auf den Thron gelangenden Herrscher, um die konstitutionell verankerte Ähnlichkeit mit den vier Königen des Normaltarockspiels aufzuweisen, unbedingt vollbartgeschmückt sein mußten. Denn Männer mit Vollbärten sind in der Regel von eigenartiger, etwas verbohrtter Mentalität, sind Wanderern gleich, die ständig durch ein Gebüsch an der Aussicht gehindert werden. Das hatte der Schöpfer dieses bahnbrechenden Staatsaktes offenbar nicht bedacht. Ein uralter Kammerdiener Metternichs, mit dem ich einmal in der Salzburger Dampfstrambahn und anschließend bei einigen Vierteln Wein ins Gespräch gekommen war, vertraute mir an, daß der verewigte Fürst die Ähnlichkeitsklausel nur deshalb stipuliert habe, weil er im tarockanischen Vierkönigtum eine zugleich monarchische und freiheitliche Institution schaffen wollte und weil der Vollbart damals als verpöntes Sinnbild einer liberal-demokratischen Gesinnung galt, mit der Durchlaucht insgeheim und privatim kokettierten.

Gerade heuer war es mit den vier Königen recht übel bestellt. Als der repräsentabelste unter ihnen konnte noch Sigismund Ernst IV. gelten, mit vollem Namen Sigismund Ernst Dieudonné Eberwulf Stanislaus Freiherr von Ghaisgaherl, Abkömmling eines alten Kärnthner Geschlechts, Fideikommißherr auf

Fackenegg und Wurmberg, ein vornehmer, aber finsterer und höchst unzugänglicher Herr. Er empfing prinzipiell keine Fremden und hatte unmittelbar nach seiner Thronrede die Trull, die ihn in etwas hochmütiger Weise über seine Repräsentationspflichten belehren wollte, mit einer Fliegenklappe davongejagt. Daß mit diesem zugeknöpften Monarchen nichts zu machen war, merkte Püperitz gleich am ersten Tag.

Die zweite Majestät war von der Fleischbank weggeholt worden und hörte auf den hundsordinären Namen Franz, der ja erst in der Koppelung mit römischen Ziffern etwas gleichschaut. Dieser Franz also, dessen Familienname obendrein Ratzenstaller lautete, hatte während der Krönungszeremonie mit seinen großen, dicken Wurstfingern halb spielerisch das Szepter zerbrochen, hatte den Erzbischof, der ihn darob ernst und strafend ansah, einen Knödel geheißen und hatte sich beim Krönungsmahl so unsinnig betrunken, daß man noch heute bei diplomatischen Empfängen davon flüstert. Um seine Gemahlin war es wesentlich besser bestellt, ungeachtet des peinlichen, obschon auf historische Präzedenzfälle gestützten Umstands, daß sie ihre Jugend in einem Institut verbracht hatte, welches man zartsinnig als den polaren Gegensatz zum adeligen Damenstift Maria Schul in Brünn bezeichnen könnte. Ratzenstaller hatte sie auf einem Viehmarkt kennengelernt und hatte schlaue Praktiken aufwenden müssen, um sie zur Seinen zu machen. Denn man darf nicht etwa glauben, daß sie in ihm einen dumpfriechenden Notanker gesehen hätte, o nein! Sie gab ihrem andern Agnaten, dem Inhaber eines klangvollen italienischen Namens und beträchtlicher Reichtümer, keineswegs aus finanziellen Erwägungen den Laufpaß, sondern weil Ratzenstaller — der allerdings gleichfalls manchen Batzen sein eigen nannte — durch Alkohol leicht zu isolieren war und sie in der gewohnten Lebenshaltung nicht störte. Insgesamt war Esmeralda Ratzenstaller ein Frauenzimmer von feinsten Manieren und ungemein prunkliebend, also zur Repräsentation eines sowieso auf Äußerlichkeiten bedachten Staatswesens wie geschaffen. An ihrem ebenso glanzvollen wie amüsanten Hof, den sie ohne viel Umstände „Versailles“ nannte, wimmelte es von außerordentlich hübschen Mädchen und anderen lockeren Gestalten, was zwar keine Langweile in der Hofhaltung aufkommen ließ, in Püperitzens Augen jedoch nicht ganz den von daheim mitgebrachten Vorstellungen königlicher Attitüde entsprach.

Der dritte Träger der Krone schrieb sich Wenzel Stritzko und war im bürgerlichen Beruf Straßenkehrer, weshalb er den Sküs am Beginn seiner Regierungsperiode noch eine Zeitlang mit „Gnä Herr“ anredete. Im übrigen war er ein anständiger Mensch, der höchstens den Fehler aufwies, daß er gerne Knofelwurst aß. Als er jedoch die Kronjuwelen eines Tages in einem Winkelversatzamt belehnte — nicht aus Not, sondern aus Instinkt — hatte man ein wachsames Auge auf ihn und hielt ihn in seinem Palast so gut wie interniert, so daß Herr von Püperitz auch bei ihm nicht recht auf seine Kosten kam.

Mit dem vierten verhielt sich's vollends traurig. Er war — verschämt teilte man es Püperitzen mit, als er, um drei Hoffnungen betrogen, bei dieser Majestät um Audienz ansuchte — er war abgängig. Es wurde nach Möglichkeit vermieden, ihn auch nur beim Namen zu nennen, schon weil nicht feststand, ob er wirklich so hieß, wie er geheißen hatte. Jedenfalls war er ein mehrmals vorbestrafter Gewohnheitsdieb. Bereits bei der Königswahl, die von den sogenannten „Königsrufern“ geleitet wurde — hohen, aus der Blüte der Policinellkaste hervorgegangenen Würdenträgern —, wußte man das alles. Aber man konnte sich nicht helfen. Man mußte ihn krönen. Besaß er doch die ver-

zwickte Nase und die scheuen, tiefliegenden Augen des Treffkönigs im Pोजazzischen Normalspiel. Die Schuld lag also beim alten Florian Pोजazzi, der diesen Verbrechertypus lithographisch festgelegt hatte. Zu allem Überfluß war auch noch durch eine an unglücklichster Stelle hinzugekommene Fliegenspur das rechte Auge zu tückischem Schielen verzeichnet, was gleichfalls mißliche Weiterungen nach sich zog. (Diese Fliegenspur hat bereits viel wissenschaftlichen Staub aufgewirbelt und die Gelehrtenwelt in „Entferner“ und „Belasser“ gespalten.) Begreiflich, daß der vierte König dem Lande Tarockanien schon immer die größten Schwierigkeiten verursachte. Aber so skandalös wie heuer war's noch nie gewesen. Man hatte den frisch aufgegriffenen Monarchen, gekrönt und von Detektiven umgeben, wie dies beim Treffkönig stillschweigende Usance war, in die Hofburg überstellt und hatte ihm schon beim Krönungsmahl, um Zwischenfälle zu vermeiden, ein Blechbesteck gegeben. Der hohe Herr verlangte sogleich, die Kronjuwelen zu sehen. Man brachte ihm die solid angekitteten Prachtstücke, schlug ihm ein paarmal derb auf die Finger und versprach ihm, als er auch noch die Banknotenpresse sehen wollte, für den nächsten Tag einen Rundgang durch das Münzamt. Dazu kam es aber nicht mehr. Majestät waren am nächsten Morgen verschwunden, wahrscheinlich durch ein Klosettfenster entwischt, soweit man den zögernden Angaben des Obersthofmeisters, eines prunkvollen Herren aus spanischem Uradel, entnehmen konnte.

Püperitzens Enttäuschung war nach alledem eine gewaltige. Er erwog sogar, sich heimwärts nach Schloß Püpenburg zu verfügen, kam aber von diesem Plan dann doch wieder ab, wobei freilich auch die äußerst schleppende Abwicklung der Ausreiseformalitäten ein wenig mitspielte. Denn bei den miserablen Polizeiverhältnissen — hier soll einmal ein jähes Streiflicht auf die infolge der Regierungs-Skaramuzziaden arg verschnörkelten Ordnungsverhältnisse dieses Landes fallen — bei den, wie gesagt, miserablen Polizeiverhältnissen funktionierte das Meldeamt so schlecht, daß ein ausländischer Besucher, wenn er seine Abreise ins Werk setzen wollte, bei der betreffenden Amtsstelle nicht selten entdecken mußte, daß er noch gar nicht angekommen war. Dies rührte zum Teil daher, daß jeder Reisende auf schikanöseste Art zu weit entlegenen Angaben verhalten wurde und daß man ihn beispielsweise wegen des Vornamens eines Urgroßonkels, der ihm entfallen war, zwischen Dutzenden von magistratischen Stellen hin und her hetzte. Gerade dieser Übergenauigkeit wegen befand man sich mit der Aktenregistratur um etwa dreißig Jahre im Rückstand, wozu noch kam, daß alle Daten der Melderegister aus Sicherheitsgründen chiffriert wurden. Am schlimmsten trieb es diesbezüglich der gefürchtete Aktuar Mausmelcher, dem Püperitz unglückseligerweise in die Hände fiel. Das einigermaßen forsche Auftreten des Petenten war dem mißtrauischen, arg von Hämorrhoiden geplagten und schon deshalb menschenfeindlichen Beamten höchst verdächtig. Er mutmaßte, daß sich hinter diesem knallig zur Schau getragenen Selbstbewußtsein das schlechte Gewissen eines Verbrechers berge; und als das historiographische Staatspolizeikabinett — geleitet von Marchese Travaglini, dem Urenkel des letzten Polizeiministers am Heiligen Stuhl — der Mausmelcherschen Kanzlei mitteilte, daß Püpenburg im Mittelalter zur Kategorie der Raubritterburgen gezählt hatte, war es um Püperitzens Freizügigkeit geschehen. Von Stund an folgten ihm auf Schritt und Tritt verschiedene Figuren, die teils geschniegelte Höflinge, teils wilde Männer aus dem Volke darstellen sollten, aber stets in derselben Reihenfolge auftraten, was in der Anciennität dieser Beamten begründet lag.

Dienst am Kunden / Neue Zeichnungen von Paul Flora

Es mußte so kommen. Von seinen Anfängen an war es klar, und je sicherer er im Sattel seiner Schlacht- und Musenrösser saß, desto klarer wurde es: daß Paul Flora vor nichts Respekt hat, daß ihm (wie man so schön und so falsch zu sagen pflegt) „nichts heilig“ ist, am allerwenigsten das, was die Spießer jeglicher Spielart in klischiertem Heiligenschein zu sehen wünschen. Und besonders der sentimentale Spießer wird aufwimmern, wenn er Paul Flora jetzt mit eingelegtem Hellebardenstift wider den Tod anreiten sieht. Wie kann man nur ...

Nun, man kann ganz gut. Unter bestimmten Umständen muß man sogar. Zum Beispiel: wenn man über Witz verfügt. Denn die Funktion des Witzes — den Schopenhauer als „Diskrepanz zwischen dem Gedachten und dem Angesehenen“ definiert hat — besteht sehr wesentlich darin, das Majestätische seiner Würde zu entkleiden und das Pathetische seiner Drohung. Dem Witz des Zeichners Paul Flora mußten sich also Pathos und Majestät des Todes eines Tags als natürliches Angriffsziel bieten. Jetzt ist es so weit. „Im Herbst“, so informiert uns in zierlich unentwirrbarer Handschrift der Begleitbrief zu den nachfolgend reproduzierten Blättern, „im Herbst soll beim Diogenes*) ein neues Buch erscheinen, das sich mit einem noch zu wenig beachteten Geschäftszweig beschäftigt. Dürrenmatt schreibt das Vorwort. Das Buch hat noch keinen

Titel und wird überhaupt keinen Text haben. Das Thema ist, wie Sie sehen, hübsch makaber, aber doch wieder freundlich dargebracht ...“

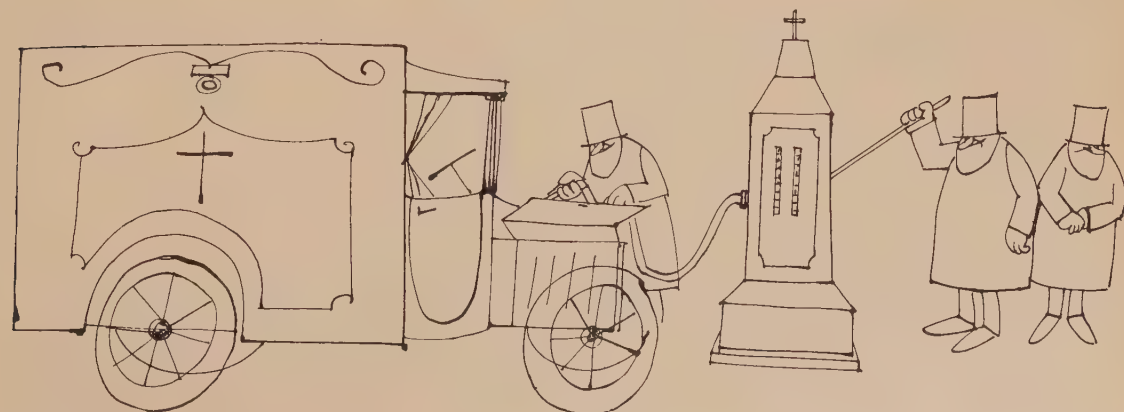
Das ist es in der Tat, und die Kombination von „hübsch“ mit „makaber“ ist möglicherweise eine der Grundformeln, auf die Paul Floras Oeuvre zu bringen sein wird. Im übrigen darf sich die Sparte „Heiteres vom Totenbett“ auf eine viel erlauchtere Patenschaft berufen, als es die Spießer der Empfindsamkeit wahrhaben wollen. Begnügen wir uns mit zwei unwidersprechlich klassischen Beispielen: mit Goethe, der dem Mephisto eine Todesbotschaft von

nicht gerade weihelvollem Wortlaut in den Mund legt („Ihr Mann ist tot und läßt Sie grüßen“); und mit Wilhelm Busch, dem sich zahllose wahrhaft sterbenskomische Wort-

und Bildwirkungen ergeben haben, vom Jubelschrei des frohen Witwers („Heißa“, ruft Sauerbrot — „Heißa, meine Frau ist tot!“) über die trockene Schilderung eines letalen Abganges (Bumsdal er schließt den Lebenslauf — Der Jean fängt schnell die Flasche auf) bis zur erhabenen Sachlichkeit von Dialogen wie: „Ach, bester Bötel, lebst du? Sprich!“ — „Kann sein“, sprach er. „Man wasche mich.“

Es steht zu vermuten, daß nach Erscheinen des neuen Werkes von Paul Flora der Ausruf „Man wasche mich!“ allenthalben hörbar werden wird — teils aus Entsetzen, teils aber, und öfter, aus jener totalen Erschöpfung, die sich nach Lachkrämpfen einzustellen pflegt.

f. t.



*) Der Diogenes-Verlag in Zürich hat von Paul Flora bis jetzt die Bände „Floras Fauna“, „Das Musenroß“ und „Das Schlachtroß“ publiziert.

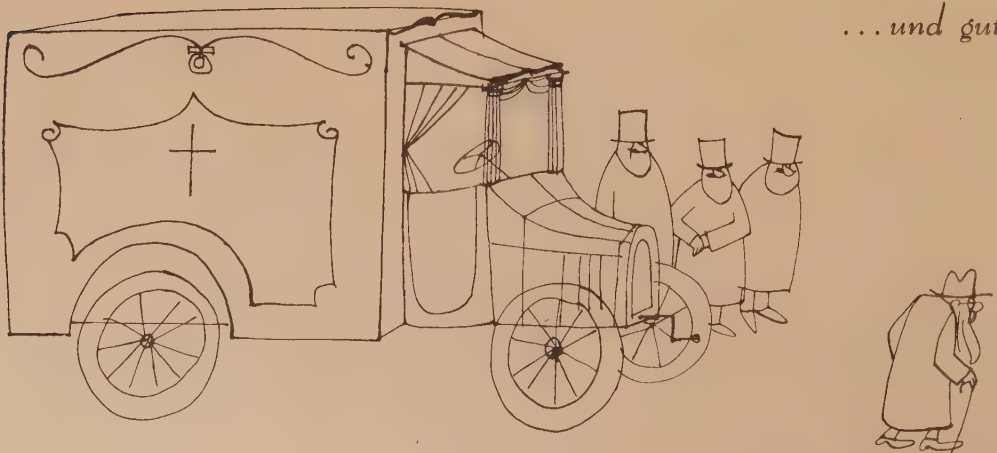
Edel sei der Mensch...

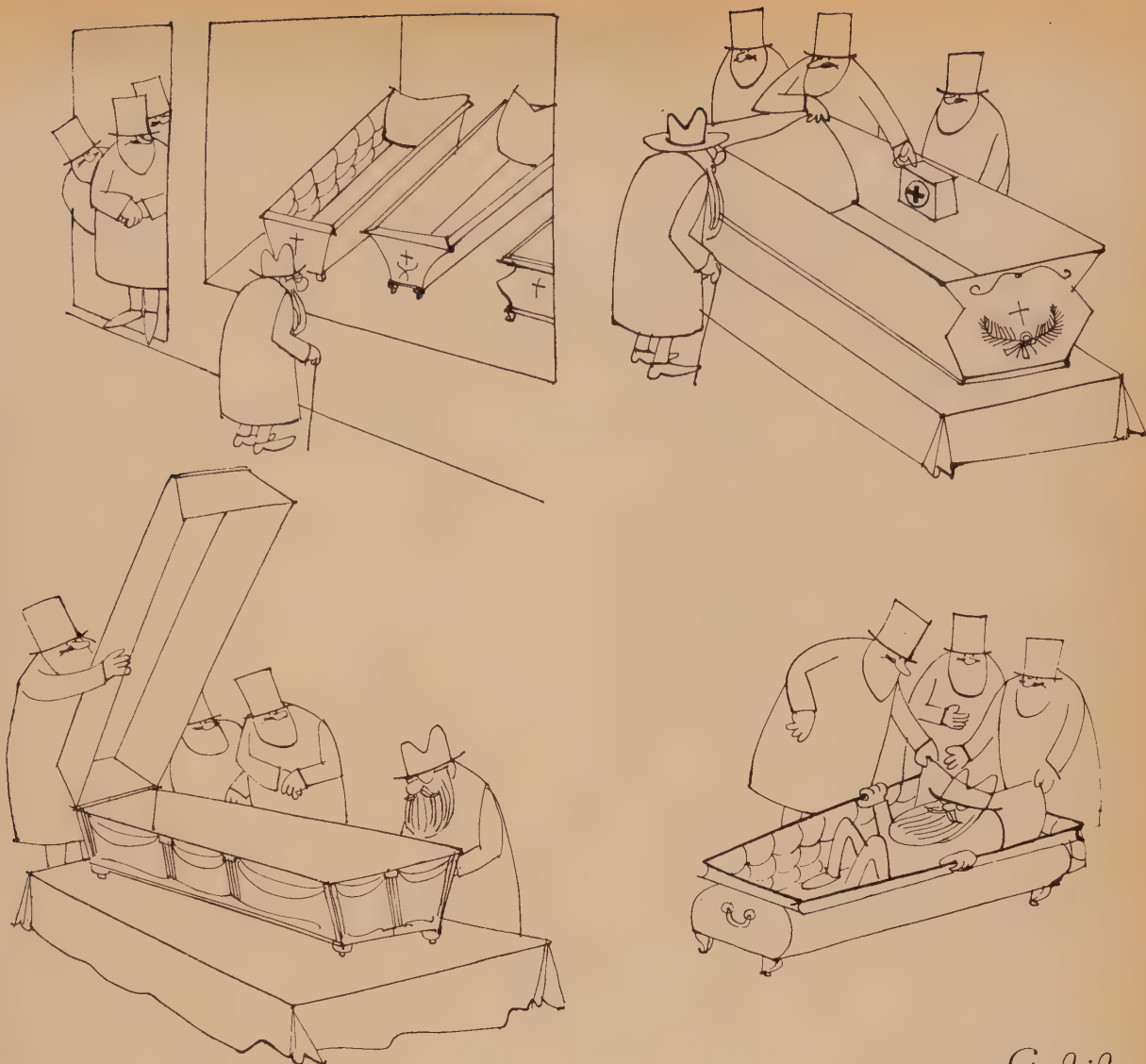


...hilfreich...

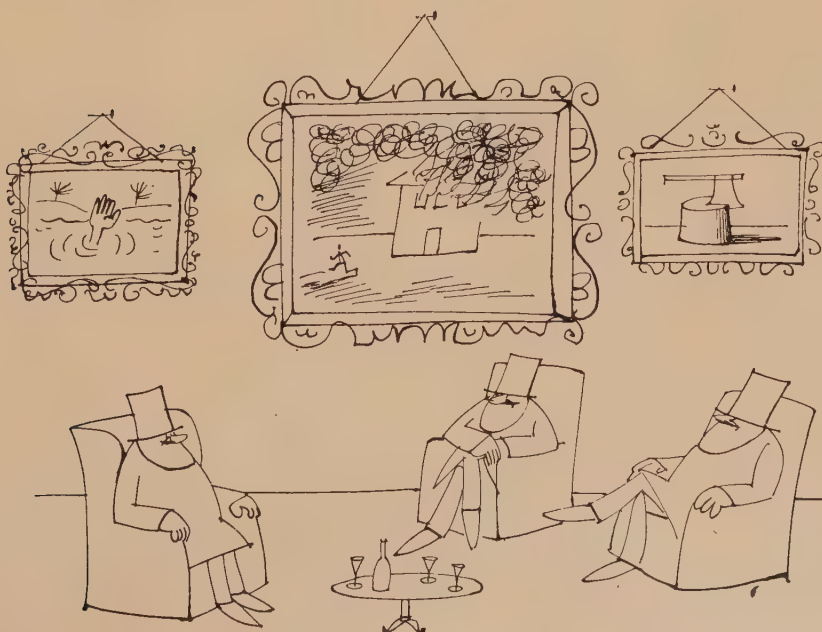


...und gut





*Geschichte
eines
erfolgreichen
Tages*



Alle Zeichnungen aus dem
im Herbst erscheinenden
Buch „Trauerflora“

AUF DEM SPIELPLAN

Im abgelaufenen Monat (Juni 1958) haben die Wiener Sprechbühnen insgesamt 22 Stücke gespielt, und zwar das Burgtheater 11, das Akademietheater 5, das Theater in der Josefstadt 3, die Kammerspiele 1 und das Volkstheater 2. Es fanden 5 Premieren statt (gegen 4 im Vormonat). In der nachfolgenden Übersicht bezeichnet die erste hinter jedem Titel eingeklammerte Ziffer die Anzahl der Aufführungen im abgelaufenen Monat, die zweite die Gesamtzahl der Aufführungen seit Saisonbeginn.

BURGTHEATER (Saisonschluß: 7. Juli)

Grillparzer: *Weh dem der lügt* (11 — 11)
 Schiller: *Don Karlos* (3 — 9)
 Schiller: *Maria Stuart* (2 — 12)
 Grillparzer: *Ein Bruderzwist in Habsburg* (1 — 41)
 Csokor: 3. November 1918 (1 — 31)
 Goethe: *Faust I* (1 — 30)
 Grillparzer: *Des Meeres und der Liebe Wellen* (1 — 13)
 Grillparzer: *König Ottokars Glück und Ende* (1 — 7)
 Grillparzer: *Der Traum ein Leben* (1 — 5)
 Grillparzer: *Sappho* (1 — 4)
 Grillparzer: *Medea* (1 — 2)

AKADEMIETHEATER (Saisonschl.: 30. Juni)

Goetz: *Alte Möbel* (14 — 33)
 Hrstnik: *Das Fräulein vom Kahlenberg* (7 — 7)
 Wilde: *Eine Frau ohne Bedeutung* (3 — 32)
 Levi: *Der Weg ist dunkel* (2 — 19)
 Patrick: *Eine sonderbare Dame* (1 — 34)

THEATER IN DER JOSEFSTADT

(Keine Sommerpause)

Werfel: *Jacobowsky und der Oberst* (35 — 35)
 Priestley: *Musik bei Nacht* (5 — 26)
 Lavery: *Die erste Legion* (1 — 39)

KAMMERSPIELE (Saisonschluß: 30. Juni)

Bahr: *Das Prinzip* (32 — 34)

VOLKSTHEATER (Saisonschluß: 24. Juli)

Raimund: *Der Diamant des Geisterkönigs* (27 — 27)
 Hart/Braddel: *Baby Hamilton* (4 — 4)
 Sartre: *Die schmutzigen Hände* (1 — 1)

IN DEN KLEINBÜHNEN

COURAGE

Mitterer: *Verdunkelung*

THEATER AM FLEISCHMARKT

Beckett: *Endspiel*

Feydeau: *Der Gefoppte*

Ionesco: *Die kahle Sängerin / Die Nachhilfestunde*

JOSEFSTADT IM KONZERTHAUS

Kreischmer: *Justus Alva*

KALEIDOSKOP

Ionesco: *Impromptu / Das Gemälde*

PARKRING

Hasenclever: *Ein besserer Herr*

TRIBÜNE

Musil: *Die Schwärmer*

IM INTIMEN THEATER

MARX UND MORITZ, ein politischer Bilderbogen von Merz, Qualtinger, Weigel und Bronner (Saisonschluß: 30. Juni).

THEATER

KRITISCHE RÜCKSCHAU

VON SAUERN WOCHEN wurde im Vormonat an dieser Stelle berichtet und von der Hoffnung auf die frohen Feste, die ihnen folgen würden und für die wir sodann — wie alljährlich, so auch heuer — nur desto dankbarer wären. Nun, heuer war's nichts damit. Die Flaute, die im regulären Spielplan der Wiener Theater alljährlich vor den Festwochen entsteht, erwies sich heuer als pädagogische Vorbereitung auf einen ebenso flauen Festwochen-Spielplan. Vom Kulturamt der Stadt Wien — als dem eigentlichen, wengleich für das Theaterprogramm nicht zuständigen Veranstalter der Festwochen — wurden die aufgetretenen Mängel denn auch mit schöner Offenheit zur Sprache gebracht und untersucht. Ein Stadtrat könnt' einen Direktor lehren, wie man's besser macht, und jedenfalls: wie man zugibt, daß es besser gemacht werden muß. Mit österreichischen Autoren, die mehr Österreicher als Autoren sind, und mit ausländischen Ensembles, deren Attraktion hauptsächlich darin besteht, daß sie aus dem Ausland kommen, lassen sich auf die Dauer keine Feste bestreiten. Oder höchstens Provinzfeste.

GRILLPARZER UND RAIMUND aufzuführen, ist freilich unter allen Umständen ein legitimer Akt, und unter halbwegs günstigen kann es sogar ein festlicher werden. Bei der Neuinszenierung von „*Weh dem der lügt*“ im Burgtheater waren diese Umstände gegeben: die Regie Leopold Lindtbergs, die das naive Geschehen gewissermaßen homöopathisch behandelte, mit einer bewußt naiven Freude an seinen komödiantischen Möglichkeiten, zu denen ja auch die einfältige Frömmigkeit der Titelthese gehört; die Bühnenbilder Theo Ottos, die das heimliche Zwickern, mit dem hier aus der Tugend eine Not gemacht wird, optisch verdeutlichten; der aus Zürich mitgebrachte, in Wien bisher unbekannte Peter Broglé (Leon), blutjung und blitzbegabt, Vertreter eines neuen, auch im Film erfolgreich lancierten Typs, den man am ehesten mit dem Kennwort „schlacher Charme“ charakterisieren könnte; der aus Zürich ans Burgtheater zurückgekehrte und zu spürbar endgültigem Format gereifte Heinz Woester (Bischof); die reizvoll aufgelockerte Aglaja Schmid, in deren Edrita sich Stil und Tonfall der ganzen Aufführung konzentriert verkörperten; und schließlich, für Wien fast ebenso neu wie Peter Broglé, denn so verhalten und sicher hatte man ihn noch nie gesehen: Andreas Wolf als sanftmütig komischer Atalus. Dazu die Herren Gottschlich (Galomir) und Hennings (Kattwald), die durchwegs vollwertig besetzten Nebenrollen, die Kostüme Elli Rolfs: es war alles so gut als es nur sein konnte, und es war ganz gewiß das Beste, was sich aus diesem doch ein wenig ledernen Lustspiel irgend machen ließ. — Der Abstrich, daß es den Autor nicht von seiner stärksten Seite zeigt (in diesem Fall: noch nicht), muß auch bei Raimunds Zauberspiel vom „*Diamant des Geisterkönigs*“ gemacht werden, dem das Volkstheater eine jener Aufführungen zuteil werden ließ, wie sie dem Haus und seinem Namen immer wieder Ehre machen. Eine richtig volkstümliche Aufführung also, mit Feen und Feuergeistern, mit Knalleffekten und Verwandlungen, mit einem gemächlichen Magierhimmel, in dem Karl Skraups hoffrätlich verzaunter Geisterkönig Longimanus mehr amtierte als herrschte, und mit einem irdischen Getriebe, das immer noch für Genien (wie den Kolibri Maria Gablers) Platz hat und in dem die Gemischtwarenhandlerner ihrerseits zu Genien werden. Ganz zu schweigen von der hantigen Köchin (Hilde Sochor) und vollends vom treu ergebenen Diener Florian (Kurt Sowinetz), der seinen jungen Herrn (Jürg Holl) durch die Fährnisse aller Raimundschen Sphären geleitet, durch Zaubergarten und Wahrheitsinsel, bis in die Arme der im höchsten Grade rettens- und liebenswerten Amine Paola Loews und bis zum guten Ende. „Doch jetzt mache mich mit den Gewohnheiten eures Insellandes bekannt“, heischt mit geschraubter Würde der junge Herr Eduard von einem Inselbewohner, und: „Ja, erzählen S' uns ein bißchen was“, setzt trocken und griffig der Diener Florian hinzu. Zwischen diesen Ausdruckspolen scheint Raimund hier, in seinem zweiten Stück, noch ein wenig zu schwanken. Günther Haenels Regie ließ es sich liebevoll angelegen sein, diesen Schwankungen nachzuspüren, ließ ihre Verästelungen in die allegorische Landschaft Shakespeares ebenso sichtbar werden wie ihre Kreuzungen mit Nestroys Witz und Weltbild. Daß er die Schwächen des Raimundschen Zauberspiels nicht ganz so fulminant überdecken konnte, wie Lindtberg die des Grillparzerschen Lustspiels, lag einfach daran, daß ihm kein ganz so reiches Deckmaterial zur Verfügung stand.

MUSIL UND WERFEL gehören zu den bedeutendsten Repräsentanten der neueren österreichischen Literatur und somit zweifellos zu unsern festspielwürdigsten Autoren. Ebenso zweifellos liegt das Schwergewicht ihrer Bedeutung nicht im Dramatischen, bei Musil noch viel weniger als bei Werfel. Um ein so bühnenwidriges Stück wie „*Die Schwärmer*“ — von dessen Meriten an anderer Stelle die Rede ist — zu irgendwelcher Bühnenwirkung zu bringen, wären die besten Kräfte eines großen Hauses gerade gut genug.*) Infolgedessen wurde es in Wien von einer Kellerbühne aufgeführt, der „*Tribüne*“, die der gewaltigen Anforderung außer einem gewaltigen Maß von gutem Willen und der guten Besetzung einer einzigen Rolle (Kitty Stengel) nichts entgegenzustellen hatte. Desto größerer Dank gebührt dem Mut des kleinen Theaters und der Hingabe seines Ensembles mit Norbert Kamill als Regisseur und Hauptdarsteller. —

*) In Deutschland hatte sich zuletzt (1955) das Darmstädter Landestheater unter Sellners Regie darum bemüht.

Dank gebührt auch dem *Theater in der Josefstadt* für die Neueinstudierung von Werfels „*Jacobowsky und der Oberst*“. Es war kein geringes Risiko, diese „Komödie einer Tragödie“ aus der Zeit des französischen Zusammenbruchs von 1940 jetzt wieder aufzuführen. Als das Stück kurz nach dem Krieg zum erstenmal in Wien gegeben wurde, mochte man von der noch brennheißen Aktualität des „Zusammenstoßes zweier Welten“ mitten im Weltuntergang, mochte man von der dichterischen Deutung eines eben erst zu Ende gegangenen Spuks noch so kaptiviert gewesen sein, daß man sie auf ihre dramatische Haltbarkeit gar nicht untersuchte. Jetzt wurde die Untersuchung nachgeholt, und das Ergebnis war erstaunlich positiv: „*Jacobowsky und der Oberst*“ ist — neben allem andern, was es sonst noch ist und was man schon wußte — ein sehr gutes Theaterstück, ist wahrscheinlich noch um eine Kleinigkeit besser, als es in der sehr guten Aufführung der Josefstädter herauskam. Die Kleinigkeit wäre etwa durch einen andern Stjerbinsky als *Josef Hoffmann* einzubringen, kaum durch eine andre Marianne als *Sigrid Schröder*, und ganz gewiß nicht durch einen andern Jacobowsky als *Ernst Waldbrunn*. Die Frage nach einem andern Regisseur als *Franz Reichert* erübrigt sich schon angesichts der Leistungen von *Otto Schenk* (Gestapomann), *Hans Rüdgers* (Gendarm), *Rudolf Krismanek* (Sabuniewicz) und *Hans Jungbauer* (Tragischer Herr).

DRUNTER UND DRÜBER ging es bei den auswärtigen Ensemblegastspielen, nicht so sehr in der Qualität (obgleich es auch da gehörige Abstufungen gab), als vielmehr in der völligen Richtungslosigkeit ihrer Auswahl und in der geradezu absurden Beschränkung der Gastspiele auf je zwei Tage. Die weitaus ergiebigste Kongruenz von Stück und Darstellung ist dem *Schauspielhaus Zürich* nachzurühmen: die unter dem Titel „*Biedermann und Hotz*“ zusammengefaßten Einakter von *Max Frisch* sind allerbestes Zeittheater und wurden allerbestens gespielt, wobei das von *Oskar Wälterlin* vorbildlich geführte Ensemble auch noch mit Individualitäten wie *Gustav Knuth*, *Ernst Schröder* und *Boy Gobert*, auftrumpfen konnte. Schon etwas gewichtloser, aber im Schauspielerischen kaum weniger reizvoll — vor allem dank *Agnes Fink* und den Herren *Arens*, *Rhomberg* und *Hunzinger* — präsentierte sich das *Bayerische Staatsschauspiel* mit *Lope de Vegas*, „*Tumult im Narrenhaus*“ in der Bearbeitung und Inszenierung *Axel von Ambessers*, der uns als Nestroy- und Herzmanovsky-Regisseur viel zu lieb und teuer ist, als daß wir ihm vorrechnen wollten, wieviel von diesem Edelklamauk uns spanisch vorkam und wieviel münchenerisch. „Das Irrenheim gleicht einem Narrenhaus“, hieß es an einer Stelle, und daran hielt sich auch das hörbar vergnügte Publikum. Noch selten wurde im Burgtheater so gelacht wie im Simpl. Diesmal wurde.

Thg.

„E LA FAMA?“ („Und der Ruhm?“) Von diesem Motto her, das Büchner — zusammen mit Gozzis „E la fame?“ („Und der Hunger?“) — seinem Lustspiel „*Leonce und Lena*“ vorangesetzt hat, kennt man den italienischen Klassiker *Vittorio Alfieri*, mit dessen „*Oreste*“ die höchst dekorative *Compagnia Italiana di Prosa*, geführt von *Vittorio Gassman*, auf den an schwere, feierliche Schritte von altersher gewohnten Brettern des Burgtheaters ihren Einzug hielt. Alfieris Antike — sein „*Oreste*“ ist als Teil einer höchst eigenwillig konzipierten Atridentrilogie fast genau in jenem Jahrzehnt entstanden, da Goethe die „*Iphigenie*“ schrieb — führt über den Triumphmarsch aus „*Aida*“ geradewegs zu d'Annunzio. Menschen, schöne, klare, diesseitige und höchst ehrenhafte Menschen des endenden 18. Jahrhunderts, kämpfen um Ehre und Ruhm. Gassmans Regie gab dem Stück, was es verlangte: Atem, Faltenwurf und große Opernchoreographie. Älteste Burgtheatergäste fühlten sich an längst vergangene Tage erinnert. Auch als Darsteller stand Gassman im Mittelpunkt; ihm zur Seite *Elena Zareschi* (Elettra) und *Edmonda Aldini* (Clitennestra).

MANNHEIMS NATIONALTHEATER ist wieder auf andere Art ein Zwillingbruder des Burgtheaters. Beide Bühnen, Schöpfungen der „regelmäßigen“ Theaterkonzeptionen des aufgeklärten Absolutismus, bemühten sich zur gleichen Zeit (ohne Erfolg) um einen Theaterdirektor namens Lessing. Wer weiß, wo es ihm heute, hätte er aufs neue die Wahl, besser gefiele. Mannheim hätte ihm ein Ensemble zu bieten, dem man die ständige Zusammenarbeit anmerkt und die daraus resultierende Fähigkeit, auch unverkennbar schwächere, ja schwache Kräfte, mitzuziehen. Und seinem ungemein sympathischen Regisseur *Heinz Joachim Klein* würde man wohl zutrauen, daß er zuweilen in der „Hamburgischen Dramaturgie“ nachschlägt. Ob *Ernst Barlach*s „*Sündflut*“ allerdings den Vorstellungen Lessings von einem guten Theaterstück entspräche, muß bezweifelt werden. Aber als ehrlich und respektabel hätte er es gelten lassen. — *Wolfgang Reichmann* schuf seinen Noah vor allem von den äußeren Konturen her, *Ernst Ronnecker* machte den Widersacher Kalan auch als intellektuelle Potenz glaubhaft, und *Heinz Joachim Klein* gab die Gottesgestalten erschütternd in der Schlichkeit des Lehrens und Leidens.

WEDER VON DER „FAMA“ NOCH VON LESSING kann bei *Franz Hrasniks* „*Fräulein vom Kahlenberg*“ die Rede sein, das im *Akademietheater* zur Uraufführung kam. *Käthe Gold* in der Titelrolle war der weitaus erfreulichste Teil des Abends, zu dessen Aktiven wir auch noch *Fred Liewehrs* schnitzlerischen Leutnant Nicki sowie die ergötzlichen Schlieferstudien der Herren *Janisch* und *Skodler* zählen möchten; wenn's sein muß, und trotz der Dummheit seines Textes, auch Herrn *Eybner*, nicht mehr jedoch Frau *Servaes*, die der Textvorlage zu wenig Widerstand entgegensetzte. Das dramaturgisch-technisch nicht ungeschickt konstruierte Stück krankt an der Verschwommenheit seiner geistigen Ausgangsposition. Hier hat auch die Sprachverwirrung des Dialogs ihre Ursache, dessen genaue Gliederung in Aussage und Ironie selbst *Rudolf Steinböck* als Regisseur nicht zuwege brachte.

A-th

P. S.

RAIMUND AUF MARXISTISCH

Der dialektische Materialismus hat, wie man weiß, auch eine eigene Art der Kunstbetrachtung erfunden. Ihrer bedient sich die „*Volksstimme*“ am 3. Juni 1958, um in das Zauberspiel vom guten Geisterkönig Longimanus folgendes hineinzuzaubern:

„... prächtige Parodie auf alles weltanschauliche Muckertum . . . zu Zeiten des stupiden Kaisers Franz . . . allen denen zur Lehre, die noch heutzutage . . . was vollbringt er nicht alles an politischer Satire, an echter Aufklärungsarbeit . . .“

Der Dia-Mat des Geisterkönigs.

*

WHAT WILL YOU EIGENTLICH?

In der Wochenschrift „*Heute*“ vom 14. Juni 1958 wird in einem Bericht von Werner Zurbuch (München), betitelt „*Deutsches Theaterleben — eine gezüchtete Blüte*“, die folgende Blüte gezüchtet:

„In *Hans Schweikarts Kammer*spielen gelangen immerhin auch einige hervorragende Aufführungen, so vor allem *Fritz Kortners Bearbeitung von Shakespeares „Die zwölfte Nacht“ mit dem unverwüstlichen Kurt Bois*...“

Zumindest sein Vorname ist, wie sich zeigt, verwüstlich: er schreibt sich Curt. Immerhin erkennt man ihn auch in der falschen Schreibweise. Bei der „*Zwölften Nacht*“ ist das nicht mehr so sicher. Die könnte manch ein heutiger Leser für einen irrtümlichen „*Sommernachtstraum*“ halten statt für den irrtümlich überetzten Originaltitel von „*Was ihr wollt*“. Nun ist dieser *Fritz Kortner* zweifellos ein eigenwilliger Bearbeiter — aber so weit geht er wieder nicht. Was er in den Kammerspielen bearbeitet (und inszeniert) hat, war nicht Shakespeares „*Die zwölfte Nacht*“, sondern Shaws „*Androklus und Cleopatra*“.

*

SELTSAME PROZESS-WEGE

Unter dem Titel „*Argentinischer Kafka-Film ausgezeichnet*“ berichtet „*Die Presse*“ vom 3. Juni 1958:

„Der argentinische Film „*Der Prozeß*“ wurde bei der internationalen Schmalfilmkonkurrenz in Meran mit dem 1. Preis ausgezeichnet . . . Der argentinische Film stellt eine Bearbeitung des berühmten Bühnenwerkes „*Der Prozeß*“ von *Franz Kafka* dar.“

In Argentinien wissen sie vielleicht nicht, was für Möglichkeiten dieser Stoff noch bietet — aber vielleicht kommt jemand in Österreich auf die Idee, einen Roman daraus zu machen?

Festspiele und Kulturpessimismus

Wie soll man in einer Zeit, in der die Kulturpessimisten schon böse sind, wenn ein Festspielort in einer schönen Landschaft liegt, nützliche Worte über Sinn und Unsinn von Festspielunternehmungen finden? Wie soll noch dazu ein „Manager“ — der man ja heute automatisch werden muß, wenn man nicht in Opposition zu allen zeitgenössischen künstlerischen Bestrebungen treten will — die Verteidigung von Dingen übernehmen, die gerade deshalb in Mißkredit geraten sind, weil sie so vielen Leuten Spaß machen? Da obendrein die deutschen Intellektuellen lieber Proteste und Aufrufe unterschreiben, statt eine dem deutschen Wort noch nicht übermäßig freundlich gesinnte Umwelt durch Meisterwerke zu kränken, wird der Fall noch schwieriger. Denn wenn der Künstler nicht mehr durch sein Werk protestiert, wenn der erstrebte Appell an das Weltgewissen sich nicht in künstlerischer Schöpfung ausspricht, dann ergibt sich bisweilen der Eindruck, als genügte die lang erstrebte und endlich gewährte Freiheit nicht mehr, um dem Worte Schwingen zu verleihen. Wie hätte es in der Praxis ausgesehen, wenn Schiller sein „*in tyrannos*“ einem Leitartikel und nicht den „Räubern“ zugrunde gelegt hätte?

Es ist traurig, aber wahr: in dem Sammelbegriff, der die Jahre 1948—1958, die Dekade des wirtschaftlichen Aufstiegs kennzeichnet, kommen die Musen nicht vor. Spricht man von den „goldenen Zwanzigerjahren“, so meint man jene Periode nach dem ersten Weltkrieg, die uns als eine der lebendigsten Epochen jüngerer deutscher Kulturgeschichte gilt. Spricht man vom „deutschen Wirtschaftswunder“, so besagt das nicht mehr und nicht weniger, als daß an diesem Aufstieg die Männer der Technik und der Wirtschaft den entscheidenden Anteil haben.

*

Wie sollte man aber auch Antworten erwarten dürfen von einer Generation, die zuerst einmal Fragen zu stellen hat, die ihre Tätigkeit mit der kritischen Sonde beginnen muß, wenn sie nicht in einen vagen Optimismus hineinsteuern will? Im Diagnostizieren, im Aufzeigen der Schwächen wird ja heute tatsächlich Großartiges geleistet. Und vielleicht ist dieses Diagnostizieren gerade auch unsere, der „Manager“ und Regisseure beste Seite.

Früher ging es bei der Aufführung von Theaterstücken um das *Wie* und das *Was*. Heute ist die Frage nach dem *Warum* viel stärker und nachdrücklicher geworden. Heute will das, was Festspiele eigentlich sein müßten — eine festliche Parade glanzvollen, strahlend heiteren Theaters —, nicht mehr recht gelingen. In Österreich gelingt es noch eher als in Deutschland, weil sich in Österreich der Sinn für das Restaurative lebendig erhalten hat, weil hier die konservative Begabung fruchtbar geblieben ist. Der Kunstsinn Deutschlands war immer groß im Entdecken, im Herausstellen neuer Werte und Persönlichkeiten; zum Bewahren und Erhalten war er unfähig. Ein so bedeutender Theatermann wie Leopold Jessner wurde nicht erst durch den Nationalsozialismus ausgerangiert, sondern schon in der Weimarer Republik.

Andererseits ist es sehr unwahrscheinlich, daß Max Reinhardt in Wien die Karriere gemacht hätte, die ihm in Berlin ermöglicht wurde. Österreich erschließt sich dem Vollendeten williger als dem Werdenden, zieht organisches Wachstum dem sprunghaften vor. In Deutschland konnte die Presse einen Künstler von heute auf morgen „machen“. Paula Wessely, in Wien geachtet und geschätzt, spielte in Berlin die Rose Bernd — und tags darauf war sie für die Welt *die* Wessely. Die Wiener Presse hat nie die Macht besessen, Namen zu schaffen oder zu vernichten. Ihre kritischen Vertreter müssen schreien und um sich schlagen, damit sie überhaupt gehört werden. Nicht ohne Grund etikettierte ein Wiener Kulturkritiker seine Betrachtungen mit dem Kennwort „In den Wind gesprochen“.

*

Deutschland hat nach dem Krieg so viel nachzuholen gehabt, daß es jetzt nicht mehr weiß, wo es eigentlich steht. Deshalb sind wir glücklich so weit, uns über die Bedeutung von Worten wie „neu“ und „modern“ nicht mehr einigen zu können. Die großen Vereinfacher, die „*terribles simplificateurs*“, die uns schon in der Politik so viel Unheil zugefügt haben, leisten auch in der Kunst ganze Arbeit. Es wimmelt von billigen Schlagworten und oberflächlichen Assoziationen. Man braucht nur einen Ton anzuschlagen, der zugleich vertraut und verwegen klingt — und man hat das Rennen gemacht. Man inszeniert einen Klassiker und sagt Dali — schon schnappt's, schon sind die Bezüge hergestellt, schon ist das Anliegen und das Gegenwartserlebnis da, und der Jubel ist allgemein.

Gehöre nun auch ich zu den Kulturpessimisten, von denen anfangs die Rede war? Ich glaube nicht. Ich halte nur nicht viel davon, große Worte über Würde und Ethos des Theaters zu machen. Damit lockt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Im übrigen bin ich keineswegs der Meinung, daß das heutige Theater — sei es in der Welt, sei es in deutscher Sprache — schlechter ist als das frühere. Wie gut oder wie schlecht heute bei uns Theater gespielt wird: das zu beurteilen, kommt mir nicht zu. Aber ich weiß, daß früher nicht so gut gespielt wurde, wie man es uns heute glauben machen will. Schließlich waren wir noch dabei und wissen, was Gold und was Talmi war. Wir können bei Karl Kraus nachlesen und feststellen, daß seine Urteile über das Theater kaum an Gültigkeit verloren haben. Der Illusion, daß damals besser Theater gespielt wurde, erliegen wir vor allem deshalb, weil sich das gute Theater in der deutschen Reichshauptstadt, die eine wirkliche Metropole und Weltstadt war, massiert hatte. Aber wenn wir Glanzbesetzungen, wie es sie damals in Berlin so häufig gab, heute gelegentlich zusammenkriegen, sind sie nicht viel schlechter. Geändert, zu seinem Nachteil geändert, hat sich nur der Ensemblebegriff.

Dem stehen indessen viele vorteilhafte Veränderungen gegenüber. Die Internationalisierung der Spielpläne — sie sind unbestritten besser als vor 30 Jahren — hat uns neue Dimensionen erschlossen. Und seit im wissen-

schaftlichen Zeitalter auch die Bildung nicht mehr verschrien ist, seit die Psychologie, nicht zuletzt durch das großartige Reformwerk C. G. Jungs, Fortschritte gemacht hat wie sonst nur die Physik, ist die Beschäftigung mit geistigen Dingen wieder salonfähig geworden. Der Regisseur muß nicht, wie in früheren Zeiten, der Zauberer und Verzauberer seines Publikums sein, sondern er darf seine Zuschauer zum Denken anregen, er darf sie beteiligen an dem Geschehen, das da oben vorgeht. Das ist just nicht das Schlechteste. Ich glaube, daß wir heute viel gewissenhafter vorgehen, daß wir viel mehr nach dem Sinn der Dinge fragen, als es zwei Generationen vor uns getan haben. Die Unverbindlichkeit des komödiantischen Spiels ist einer größeren Einsicht gewichen. Wenn wir heute den „Sommernachtstraum“ inszenieren, werden wir vielleicht nicht mehr den höfischen Glanz früherer Aufführungen erreichen können. Aber was im Traumleben dieser Menschen vor sich geht, welche Funktion die Dämonen und Geister als Verkörperungen menschlicher Triebe haben — das, so glaube ich, können wir heute besser fassen und besser vermitteln.

*

Was nun die Festspiele betrifft, so sind sie nie schärfer kritisiert worden als jetzt — und trotzdem läßt ihre Anziehungskraft nicht nach. Sie werden ihre Attraktivität, in Österreich oder anderswo, erst dann einbüßen, wenn sie keine Entdeckungen mehr zu machen und durchzusetzen haben. Salzburg, das Modell aller Festspiele, hat es da wohl am schwersten. Es muß sich seit Jahr und Tag den Snobismus seiner Zuschauer vorwerfen lassen, seine schöne landschaftliche Lage und den Perfektionismus seiner Interpretationen. Zweifellos führt Perfektionismus früher oder später in eine Sackgasse, weil es ja in seinem Wesen liegt, daß er eines Tags keine Steigerung mehr zuläßt. Aber von dem Vollendungsgrad, den heute eine Opernaufführung besitzen kann, wenn ein erster Dirigent, ein erster Regisseur, große Sänger und hervorragende Ausstatter am Werke sind, haben sich frühere Zeiten nichts träumen lassen. Sie waren bescheidener. Keine Schallplatte, kein Film bot ihnen Vergleichsmaßstäbe mit dem praktisch Unerfüllbaren. Eine Aufführung galt schon als gut, wenn nur schön gesungen wurde oder wenn der Dirigent nur exakt musizierte. Heute ist man dem „Gesamtkunstwerk“ um einige Grade nähergekommen. Und das Schlimmste ist, daß diese Vollendung zur Selbstverständlichkeit zu werden droht. In meinem Freundeskreis galt es in früheren Jahren als harmloser Spaß, sich einen Abend ausdenken, an dem einmal die vollkommenen Dinge dieser Erde nebeneinander als Attraktionen geboten werden sollten, also zum Beispiel Rastelli auf der Bühne jonglieren würde, während Furtwängler die Tannhäuser-Ouvertüre dirigiert. Film und Schallplatte haben uns diesen Alpgipfeltraum in greifbare Nähe gerückt. Seit der Zeit, da die großen amerikanischen Filme zu uns kamen, wurde der Hof- und Stadttheaterton selbst auf den mittleren Provinzbühnen ausgetrieben. Aber das birgt wieder die Gefahr in sich, daß an die Stelle des rollenden Pathos ein schnoddrig unterspielter Synchronisationston tritt. Leider hat jedes Ding zwei Seiten.

Das gilt auch für die Snobs, deren Anwesenheit bei Festspielen immer wieder so heftig gerügt wird. Wenn es

sie nicht gäbe, müßte man sie erfinden. Mit den wenigen echten Kunstkennern — selbst wenn sie in der Mehrzahl nicht auf Freikarten ins Theater gingen — lassen sich keine Häuser füllen. Die Snobs sind es, von denen die eigentliche Bewegung um ein künstlerisches Ereignis ausgeht, ja die das Ereignis erst zum Ereignis machen. Sie tauchen überall dort auf, wo noch nicht geklärt ist, ob eine künstlerische Manifestation Kunstwert oder nur Sensationsreiz besitzt. Es gibt sie heute schon in allen Preislagen, denn ihr Typus wandelt sich (wie jeder). Sie werden, soziologisch anders gelagert, in Recklinghausen ebenso zu finden sein wie in Glyndebourne oder Florenz. Gewiß wäre es schön, wenn es ein Festspiel nur für Kenner gäbe — die Experten rühmen uns in dieser Beziehung das Bach-Fest in Ansbach als exemplarisches Kunstereignis; aber die Anziehungskraft eines Unternehmens wird eben von verschiedenen Faktoren bestimmt. Auch das landschaftliche Element spielt da eine Rolle. Und ich weiß nicht, ob die italienischen Festspiele so attraktiv geworden wären, wenn sie statt in Venedig und Florenz in Brescia oder Mestre stattgefunden hätten.

An der Karriere der Salzburger Festspiele habe ich immer am meisten bewundert, daß ihre Gründer sie überhaupt durchgesetzt und zu einem Begriff gemacht haben. Das ist eine viel größere Leistung als das theoretische Programm, das in jener Berufung auf das bayrisch-österreichische Element (was doch eigentlich heißen will, daß man zwischen Salzburg und München fürs Theater begabter ist, als wenn man in Kiel oder Lübeck zur Welt kommt) manchmal etwas peinlich an eine „Blut und Boden“-Ideologie erinnert. Salzburg hat im musikalischen Theater sein Programm mit Mozart, Beethoven, der italienischen *opera buffa*, dem Werk von Richard Strauss und der modernen Oper viel schneller gefunden als im Schauspiel, wo ein echtes Programm erst noch zu finden sein wird. Es könnte vom Heiter-Festlichen ebenso bestimmt werden wie vom Magisch-Zauberhaften; auch die Erneuerung der geistlichen Spiele, die Dramatik des Jesuiten-Theaters und ihre heutigen Projektionsmöglichkeiten könnten sich als Aufgabe für die Zukunft stellen.

*

Nicht jeder wird dem Westen Österreichs in der gleichen Weise verbunden sein wie einer, der aus dieser Gegend stammt — aus der Gegend, die Hofmannsthal die theaterfreudigste nennt. (Damit will ich Hofmannsthal nicht lästern; ich habe schließlich als erster deutscher Theaterleiter seinen „Schwierigen“ nach 1945 wieder in Deutschland gespielt und durchgesetzt.) Ein bisher vernachlässigtes Problem scheint mir darin zu bestehen, wie (und ob) der Begriff Salzburg mit dem Begriff des Österreichischen zu vereinigen wäre. Sollen es österreichische Festspiele sein? Salzburger Festspiele? Festspiele ohne jede Bindung? Salzburg ist im letzten Jahrzehnt so zerredet worden, in den Diskussionen wurde so geflissentlich Tradition mit Konvention verwechselt, daß man doch allmählich daran gehen sollte, Salzburg statt mit der Vergangenheit einmal auch mit der Gegenwart und möglicherweise mit der Zukunft zu konfrontieren. In der Kunst gewinnt nur der, dem es gelingt, im Heute bereits das Morgen zu entdecken.

Wir waren lange genug historisch — werden wir endlich präsent! Die nationale Komponente soll keineswegs unter-

schlagen werden. Aber sie sei Mittel, nicht Zweck. René Clairs Filme sind in ihren Ingredienzien ganz französisch, de Sicas Filme ganz italienisch — dennoch sind sie international. Und da kommt nun der Pferdefuß: in den Begriff „Österreich“ läßt sich eben viel mehr hineininterpretieren als in den Begriff „Frankreich“ oder „Italien“. Deshalb sind die schöpferischen Österreicher ja auch untereinander zerstritten, und sind es niemals wegen eines wichtigen, sondern immer nur wegen eines unwichtigen Details. Der große Alfred Polgar wurde einmal ernsthaft mit mir böse und wollte mir seine Freundschaft kündigen, weil ich mich zu der Behauptung erkühnt hatte, daß ich

Zauner für einen besseren Konditor halte als Demel. *) Wo gibt es das sonst noch in der Welt? Und man kann eigentlich nur dafür plädieren, daß der Streit um Salzburg in Permanenz weitergeht. So lange man sich nämlich nicht einigen kann, ob die Salzburger Festspiele österreichisch oder salzburgisch, historisch oder modern, museal oder kämpferisch sein sollen — so lange existieren sie.

*) Eine sofort einberufene Redaktionskonferenz hat nach hitziger Debatte beschlossen, den vorstehenden Artikel trotzdem erscheinen zu lassen, da Professor Schuh zu unseren langjährigen Freunden und Mitarbeitern zählt. Wir verweisen auf unseren ständigen redaktionellen Vermerk, daß die hier veröffentlichten Aufsätze die Meinung ihrer Autoren ausdrücken, nicht unbedingt die des FORVM.

Der unsichtbare Held

ZUR SALZBURGER AUFFÜHRUNG VON „JUAREZ UND MAXIMILIAN“

Neben dem „Jedermann“ und der deutschsprachigen Erstaufführung des „Spiels um Job“ von Archibald MacLeish (Regie O. F. Schuh) steht auf dem Schauspielrepertoire der heurigen Salzburger Festspiele, von Ernst Lothar inszeniert, Franz Werfels dramatische Historie „Juarez und Maximilian“, die in Wien zuletzt 1952 am Volkstheater zu sehen war.

Helden — das liegt in ihrer Natur — pflegen nicht im Verborgenen zu wirken. Schon gar nicht die Dramenhelden. Ihre Existenz beruht ja gerade auf der Tatsache, daß an ihnen und durch sie anschaulich wird (oder zumindest werden sollte), was sie für sich und andere an Aktion, Konflikten und Schicksal in die Welt, also auf die Bühne, bringen. Und so verlockt es denn seit eh und je die Dichter, den Gang der Welt zu deuten, indem sie Erscheinungen, die ihre Eignung zum Titelhelden bereits auf der Bühne der Geschichte dargetan haben, auch zu Bühnenhelden machen und das Drama der Historie zum historischen Drama. Wer dort Protagonist war, ist es hier erst recht; und ob er in der Wirklichkeit gute oder schlimme Figur gemacht hat — auf der Bühne wird es jedenfalls eine dominierende sein.

Solch eine dominierende Figur ist auch jener Titelheld, den sein Dichter den „großen und wahren Herrn dieser Zeit“ nennt. Ein Volksheld und Staatsmann, klar und nüchtern in seiner Politik, unbeugsam im Willen, fanatisch in seiner Sendung, allgegenwärtig im Stück und jubelumbrauster Sieger an dessen Ende: der Juarez in Franz Werfels historischem Schauspiel „Juarez und Maximilian“. Welch eine Rolle! Aber keinem Schauspieler wird der Wunsch, sie zu verkörpern, jemals erfüllt werden. Denn es gibt sie nicht. Wie man weiß, fehlt der Titelheld Juarez im Personenverzeichnis des Werfelschen Dramas. Er kommt zwar ausgiebig vor, aber er tritt nicht auf. Seine Gegen-

wart bekundet sich indirekt: in Worten, die von ihm zeugen, in Gedanken, die um ihn kreisen, in Geschehen, das er bewirkt.

Ist das nur ein Kunstgriff, wie ihn schon der alte Homer angewandt hat, als er die Schönheit der Helena schilderte: gespiegelt aus der Bewunderung der Greise, die der Vorübergehenden mit den Blicken folgen? Oder war es dramaturgische, bünnengemäße Notwendigkeit, die den Dramatiker Werfel veranlaßte, den einen seiner beiden Titelhelden unsichtbar bleiben zu lassen? „Unsichtbar wie Wind, nur an seinen Wirkungen zu merken und zu messen“, sagt Polgar. Wir dürfen's ruhig Sturm nennen. Denn es ist ein gewaltiger Gegner, der dem Kaiser Maximilian in der Gestalt des Juarez entgegentritt, und was das Erscheinen dieser Gestalt auf der Bühne verbietet, könnte man als „Gesetz des übermächtigen Gegenspielers“ bezeichnen.

Es gibt Gegenspieler, die zu groß sind, um in Erscheinung zu treten, Gegenspieler, die zwar exakt *vorstellbar* sind, aber nicht *leibhaftig darstellbar* — sonst würden sie an Größe verlieren. Das gilt vor allem für den im höchsten Sinn des Wortes „überdimensionalen“ Gegenspieler des Menschen: Gott. Wie sollte er in der Person eines Schauspielers auf der Bühne erscheinen? Schon Racines Athalie mußte sich auf der Bühne mit einem Priester als Gegner begnügen, obgleich der wirkliche Gegenspieler Gott ist; er triumphiert ja auch über die Tyrannin, die seinen Willen hemmen wollte. Und nicht anders

ergeht es in Ibsens „Kaiser und Galiläer“ dem Kaiser Julian, dessen großer Gegner, ebenfalls Titelheld, auf der Bühne nicht in Erscheinung treten muß (und nicht in Erscheinung treten *könnte*) — und dennoch über alle Macht des römischen Kaisers siegt, über alle Macht, mit der Julian seinen Kampf gegen das Christentum führt.

Stets ist es der Kampf zweier Zeiten, zweier Welten, von denen die eine dem Untergang geweiht ist, in dem das „Gesetz vom übermächtigen Gegner“ seine Anwendung findet. Das geschieht, in andern Dimensionen allerdings, auch hier, in „Juarez und Maximilian“. Was Juarez zum übermächtigen Gegenspieler des romantischen Habsburgers macht, liegt nicht in seiner Person, oder nur zum geringeren Teil. Die wahre Wucht und Unwiderstehlichkeit seiner Erscheinung beruht darin, daß sich in ihm der Geist der Zeit kristallisiert hat, der Geist einer Wirklichkeit, deren Sturm das Traumerbkaisertum Maximilians hinwegfegt.

Persönliche Größe läßt sich schauspielerisch darstellen. Schwieriger ist das schon mit einer Größe, die wesentliche Kraftquelle *außerhalb* der eigenen Persönlichkeit hat, mit einer „legendären“ Größe also. Ihr Format ist auf die Imagination angewiesen, die sie entzündet. Und es gibt nur einen Weg, solche Größe darzustellen, eben den, den Werfel gewählt hat — den der indirekten Darstellung. Nur dieser Weg ermöglicht es, Größe nicht am Format des Darstellers, sondern „an ihren Wirkungen zu merken und zu messen“.

Und noch etwas spricht für diesen Weg: das, was der kluge Ralph Waldo Emerson von den Helden sagte. Schließlich und endlich, so sagte er, werde einem auch der größte Held langweilig ... Einem unsichtbaren Helden kann das nicht passieren.

HERBERT MÜHLBAUER

DREIERLEI THEATER

BRECHT ODER DIE PROPAGANDA

Kaum hatte das Grazer Schauspielhaus die „Mutter Courage“ von Bertolt Brecht angekündigt, als auch schon die Wogen der Erregung über solche Stückwahl hochgingen. Im Juniheft dieser Zeitschrift stellte sich unser Kollege Nenning als Wellenbrecher vor und gelangte in seiner Untersuchung „Warum Brecht im Westen gespielt werden soll“ zu einigen Schlüssen von unwidersprechlicher Überzeugungskraft (desto unwidersprechlicher, als sie von einem „rabiaten Antikommunisten und Demokraten“ kamen). Er war sich klar darüber, daß Bertolt Brecht nur mit „kommunistischer Zuwaage“ zu haben wäre, plädierte aber dennoch für Annahme der Ware: „Im Westen gelte die politische Gesinnung des Autors nichts, die künstlerische Qualität alles“. Diese Regel — eine genaue Umkehrung der östlichen — habe die Demokratie „sich selbst gegeben“ und dürfe sie „nur im Notstand“ aufheben. „Daß Brecht Kommunist war, reicht für die Ausrufung des Notstandes nicht zu.“

Das sind kluge, gelassene Worte, wie sie einer integren Gesinnung und einer furchtlosen Intelligenz wohl anstehen. Eine gültige, zuverlässige Richtschnur sind sie leider nicht. Denn damit die kommunistische Zuwaage, ohne die Brecht seinen Braten nun einmal nicht verabfolgt, klaglos verdaut werde, müßte das Publikum aus lauter so rabiater Antikommunisten und Demokraten bestehen, wie Nenning einer ist. Dürfen wir das ernsthaft annehmen? Dürfen wir uns (wie Nenning ausdrücklich meint) „schmeicheln, daß jetzt und hier kein einziger Zuschauer ein Brechtsches Stück kommunistisch angekränkt verlassen wird“? Solche Argumentation ist nicht ungefährlich. Man braucht sie nur ins Praktische zu verzerren — und schon führt sich die Souveränität ad absurdum. Schon läßt sich eine so gewichtige Zeitschrift wie „Die Furche“ von ihrem Grazer Korrespondenten folgendes berichten:

„Die Direktion der Vereinigten Bühnen hatte sich mit Festigkeit hinter den Versuch gestellt und allein die künstlerische Bedeutung des Autors ins Auge gefaßt. Daß es in Graz seit der Aufführung auch nur einen Kommunisten mehr gibt, ist wenig wahrscheinlich . . .“

Da haben wir's. Da ist das Argument bereits zum hämischen Klischee geworden. Es mag jetzt in Graz keinen einzigen Kommunisten mehr geben als zuvor. Aber es gibt vielleicht ein paar Antikommunisten weniger. Und genau darum handelt sich's, nicht um einen Sturm aufs Parteilokal am Tag nach der Premiere. Um die Aufweichung handelt sich's, um die Propagandawirkung, um den verhatschten Gedankengang, der sich dem naiven Gemüt schon aus der bloßen Wahrnehmung ergibt, daß dieser vielgeschmähte Bertolt Brecht so ein schönes Stück geschrieben hat (als hätte man jemals seine Fähigkeit bezweifelt, schöne Stücke zu schreiben); daß er also zu Un-

recht geschmäht wurde (als hätte man jemals den Dichter in ihm geschmäht); daß also diejenigen, die ihn schmähten, Unrecht haben müßten; daß er am Ende gar kein Kommunist sei; und daß, wäre er wirklich einer, der ganze Kommunismus wohl nicht so schlimm sein könne, wenn kommunistische Dichter so schöne Stücke schreiben . . .

Die Demokratie braucht den Notstand erst gar nicht auszurufen. Er ist, so fürchten wir, in Permanenz gegeben. Und es ließe sich ihm im grotesken Idealfall nur dadurch beikommen, daß die Stücke des verführerisch begabten KP-Dichters Bertolt Brecht ausschließlich vor einem Publikum gespielt werden, das sich nachweisbar weder mit seiner Gesinnung noch mit seiner Intelligenz im Notstand befindet.

Natürlich meinen wir diesen Vorschlag nicht im Ernst. Schon deshalb nicht, weil wir keinem Theater zumuten würden, vor einer Handvoll Zuschauer zu spielen.

MUSIL ODER DER INTELLEKT

Daß sich das Theater nicht nur zur absichtsvollen, zur bedrohlich zweckhaften Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit eignet, erwies sich zur annähernd gleichen Zeit an einem andern Anlaß: das tapfere Kellertheater „Die Tribüne“ spielte Robert Musils „Schwärmer“, den einzigen Bühnenvorstellung des großen Epikers außer seiner gleichfalls aus den Zwanzigerjahren stammenden Komödie „Vincenz und die Freundin bedeutender Männer“. Hier wurde die Szene unversehens, ja unfreiwillig zum Tribunal. Hier sah man ein Stück, das zu seiner Entstehungszeit wohl alles eher als aktive Zeitkritik üben wollte — und sich eben darum eine passive zeitkritische Gültigkeit bewahrt hat: weil es die geistigen Schwankungen und Wirrsaligkeiten jener Zwanzigerjahre so getreulich wiedergibt, daß wir, obschon sie uns kalt lassen, doch die Zeit und die Gesellschaft verstehen lernen, die sich an ihnen erhitzt hat. Der Intellekt macht sich in diesem Stück selbständig und führt, ohne es zu wissen, seine eigene Tragödie vor. Ob Musil all die Nichtigkeiten, um die es da geht, tatsächlich für Wichtigkeiten gehalten hat, bleibt im Grunde unerheblich. Es genügt, daß sie ihm so viel geistige Investition überhaupt wert waren. Es genügt, daß ein Autor von Musils Format und Souveränität den diffizilen Verästelungen, die ihm das seltsame Gewächs „Liebe“ zu treiben schienen, mit solcher Hingabe nachgespürt hat und daß ihm ein Theaterstück als die geeignete Form erschien, um Liebe solcherart zu vergeistigen. Und wenn die Melodie dieser „Schwärmer“ — eine Art Kontrapunkt zum „Lied der Taube“ — gerade dort am klarsten hörbar wird, wo sie sich am schwersten singen läßt; wenn dieses Stück gerade dort am besten ist, wo es sich dem Theater am weitesten entfremdet —; so liegt auch das in der Natur der Sache, welche in Wahrheit eine Unnatur ist. Aber Sache des Theaters ist sie trotzdem. Und man würde inniglich wünschen, daß die Autoren heutiger Problemstücke, wenn sie sich mit nieder-

schmetternd tödlichem Ernst an ihr Anlegen machen, dies wenigstens mit einem Zehntel jenes geistigen Rüstzeugs täten, das Robert Musil aufzuwenden hatte.

ASLAN ODER DAS THEATER

Wäre es möglich, daß der Schauspieler Raoul Aslan, der am 18. Juni 1958 im Alter von 72 Jahren verstarb, dem gleichen Gebiet und Gefühl beizuordnen ist, von dem bis jetzt die Rede war? Daß auch er zum „Theater“ gehört?

Hätte man ihn selbst danach gefragt — seine selbstverständliche Antwort (selbstverständlich für ihn und für jeden, der ihn kannte) würde gelaute haben: nicht er gehöre „auch“ zum Theater, sondern es gehören allenfalls auch jene andern dazu. Ja eigentlich alle andern. Wenn überhaupt. Und darüber würde er, Raoul Aslan, befinden und entscheiden.

Diese königlich absolutistische Haltung kam nicht von ungefähr. Nicht ohne Fug hat sich Raoul Aslan mit dem Begriff „Theater“ identifiziert. Er war die Verkörperung dieses Begriffs, war es ganz und gar, immer und überall, im Leben und auf der Bühne, war es mit jener grandiosen Unzweifelhaftigkeit, die nur dem Kind und dem Schauspieler zu eigen ist (als dem Kind im ächten Manne, welches spielen will). Er war so schön, wie es im Theater schön ist. Er war so natürlich und so unnatürlich wie das Bühnengespräch, in dem zum Unterschied vom wirklichen jeder zu Ende reden darf. Er besaß die unantastbare Würde, die von der festgefüzten, von der fest ins Stück gefügten Rolle ausgeht. Das Stück, in dem er spielte, hieß Leben, und die Rolle, die er spielte, war die des Schauspielers. Raoul Aslan zählte zu den letzten großen Demonstranten einer völligen Identität von Tätigkeit und Existenz, von Tun und Sein.

Er demonstrierte bewußt und programmatisch. Daß er gerade das Burgtheater zum Programm dieses seines Selbst-Bewußtseins gemacht hat, war vielleicht gar nicht so wichtig, wie er meinte, war nicht viel mehr als ein — freilich besonders geglückter — Fall von passendem Kostüm zur passenden Rolle. Denn der Begriff des Theaters, wie ihn Aslan verstand und verkörperte, hat ja im Burgtheater bei weitem nicht die einzige, sondern nur die letzte noch wahrnehmbare Ausprägung gefunden. Aslan wußte auch das. Und als er in der letzten Tell-Inszenierung (noch im Ronacher, vor vier Jahren) den Attinghausen gab, blieb keinem, der zu hören verstand, die ungeheuerliche Erschütterung der nahezu autobiographischen Worte am Schluß seines ersten Auftritts verborgen:

„Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen.

Es lebt ein anders denkendes

Geschlecht . . .

Unter der Erde schon liegt meine Zeit!
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr
braucht zu leben . . .“

(Geht ab.)

Daß er jetzt wirklich abgegangen ist, wird unser Jammer bleiben; und daß er erst jetzt abgegangen ist, unser Glück.

FRIEDRICH TORBERG

HARALD KAUFMANN

AUSVERKAUF DER FESTLICHKEIT

Die sommerliche Musikpublizistik in Österreich lebt von einem vierfachen Ärger:

1. vom Ärger, für Wochen nach Salzburg übersiedeln zu müssen und keinen Urlaub zu haben;
2. vom Ärger, zwar Urlaub zu haben, aber nicht in Salzburg sein zu können;
3. vom Ärger, Urlaub zu haben und trotzdem in Salzburg sein zu müssen;
4. vom Ärger, weder Urlaub zu haben noch in Salzburg sein zu können.

Also ist die Musikpublizistik ein Ärgernis. Das Unausweichliche provoziert die Haßliebe. Das Unbeschreibliche will pünktlich beschrieben sein. Und sogleich — Erwachen heiterer Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande — stellt sich den Federn jene heiter-polemische oder bloß polemische oder bloß heitere Handschrift ein, die dem österreichischen Festspielklima so gewinnend zu Gesicht steht.

Trotzdem sind uns die Salzburger Festspiele eine sehr ernste Sache. Die Ungeduld des Herzens, daß sie nicht mehr das sind, was sie sein sollten, kann keiner ihrer kritischen Betrachter verschweigen. Das hat mit jenen von Brotneid diktierten Attacken gegen Salzburg, die anderswo stattfindende Festspiele hinaufzuhudeln bemüht sind, nichts zu tun. Die Unverbindlichkeit an Festlichkeit, die sich selbst kopiert, der *Ausverkauf an Festlichkeit* ist es, der von Jahr zu Jahr trüber stimmt. Salzburg floriert, wer wollte es leugnen? Die kulturelle Quantentheorie triumphiert immer offener und die gleichgeschaltete Touristik zwischen Schaffbergspitze und Königsee stattet eilig genug auch Mozart einen Besuch ab. An Attraktion und Glanz fehlt es nicht. Aber der Verwechslungen, daß die nicht mehr aufzuhaltende Standardisierung zum Kulturluxus die Idee der Salzburger Festspiele sei, werden immer mehr.

Es ist schwer, den Grenzübergang vom Original zur Verwechslung genau zu

definieren. Denn bei aller Großartigkeit und Überlegenheit des Salzburger Aktionsprogramms Anno 1917 ff. ist nicht zu übersehen, daß mit der Grundsteinlegung die Entwicklung bis heute durchaus vorgezeichnet war. Reinhardt, Hofmannsthal, Strauss spielten mit historischen Kulturwerten, assoziierten isolierte Vergangenheit, die in dieser abstrakt-ästhetischen Form nicht bestand, mit brilliantestem Geschmack zu einem berauschend schönen Welttheater unter der Glasglocke: „Feste und Spiele sind es, die wir mit unserem Theater geben wollen.“ Der zwingenden Phantasie, der künstlerischen Kraft und Virtuosität der Initiatoren war es möglich, aus der Manipulation der Werte eine Dialektik der Salzburger Festspiele zu entwerfen. Sie war in sich geschlossen und originell. Von der Mozartischen Dreieit Idomeneo — Don Giovanni — Zaubrerflöte ging sie ursprünglich aus. Sie kombinierte von „Idomeneo“ zurück zu Gluck und zur Antike, vom „Don Juan“ über Molière zu Calderon und zum weltlichen und geistlichen Drama Spaniens. Und sie ergriff im Namen der „Zaubrerflöte“ Besitz vom Wiener Vorstadttheater, vom alpenländischen Rüpelspiel, von der Commedia dell'arte bis zur wienerischen „Fledermaus“. Der „ungeheure Spielplan“ (Hofmannsthal), der da mit gustiösem Kennerblick für Raritäten proklamiert wurde, sollte nur eines ausschließen: „Das Finstere ohne Hoffnung und Aufschwung, das innerlich Gewöhnliche, das völlig Weihevlose.“

*

Die ästhetisierende Bildungsformulierung dessen, was Salzburg aus verschiedenster abendländischer Vergangenheit als statthaft zuerkannt wurde, rief bereits in der zweiten Salzburger Generation, vornehmlich repräsentiert durch den ehrwürdigen Toscanini, die Moral der Werkreue und der nie gehörten Perfektion auf den Plan. Hier setzte der Ausbau in den Standard ein. Noch war die Dialektik jung und originell genug, um nicht in Manipulation und Kombination zurückzufallen. Aber seit allseitige Kopiersucht die Salzburger Einmaligkeit abgeschafft und überall ermöglicht hat, seit Festspiel-

aufführungen samt ihren Starinterpreten austauschbar geworden sind und gelegentlich sogar ins Repertoire abwandern, ist auch die Idee austauschbar geworden. Der „ungeheure Spielplan“ besteht heute aus zwei Dutzend gutgehenden Theaterstücken.

Richard Beer-Hofmann, dem Salzburger Gründerkreis nahestehend und ihm ästhetisch verwandt, hat eine ehemals vielzitierte „Gedenkrede auf Wolfgang Amadé Mozart“ geschrieben. Sie ist zu Recht vergessen. Denn sie ist überladen mit höchst ausgesuchter Bildhaftigkeit, mit weitläufigen Reflexionen und feinsinnigen Gescheitheiten, deren krampfhaftes Exklusivität sich ins Glatt-Unverbindliche zurückzieht. Löst man diese meisterlich geschriebene Gedenkrede, löst man die wehmütige Begeisterung dieser Prosodie aus dem Zeithintergrund, dann vollzieht sich genau der gesuchte Grenzübergang: Dialektik zerbricht in hochgebildete Manipulation. Ist mit der Salzburger Festspielidee nicht schon Ähnliches vor sich gegangen?

Simplifizierende Streitgespräche sehen Salzburg im naturwendigen Umbruch von Alt zu Neu und orientieren ihre Sympathien entsprechend zum Prinzipienstreit. Damit ist nur teilweise etwas getan. Es geht um viel Prinzipielleres als um Prinzipien. Dialektische Formulierungen sind in einer gewissen Stoßrichtung aggressiv. Sie beanspruchen ein Ausnahmesein. Sie müssen Kompromissen ausweichen. Dem alten Salzburger Aktionsprogramm kann eine solche Konsequenz durchaus nachgerühmt werden. Es entkam in geistiger und sinnlicher Verfeinerung dem Alltag, es stellte der mechanisierten Zivilisation die freie kulturelle Auslese gegenüber, es polemisierte gegen den Nationalgedanken durch einen europäischen Universalismus des Geistes und der Nerven. Auch die Bevorzugung Mozarts kam einer Abwehrbewegung gleich: gegen den hoch im Handel stehenden Wagnerismus samt den vergrößernden außerkünstlerischen Tendenzen, die in seinem Schlepptau auftraten. Als Werfel Opern Verdis reorganisierte und Toscanini den „Falstaff“ nach Salzburg brachte, bestand eine recht ähnliche Situation. Die im Aktionsprogramm beanspruchte Begegnung zwischen dem Deutschen und dem Welschen war nicht unkämpferischer Art.

Heute ist alles das liberalisiert. Es fordert niemanden mehr heraus. Deshalb ist

Dr. phil. et jur. Harald Kaufmann, Jahrgang 1927, gehört zu den begabtesten unter den jungen Musikwissenschaftlern Österreichs, hat in den Salzburger und Bayreuther Programmheften größere essayistische Arbeiten veröffentlicht und ist vor allem als temperamentvoller Musik- und Theaterkritiker hervorgetreten („Neue Zeit“, Graz, „Salzburger Nachrichten“, „Heute“ u. a.).

das touristische Ergötzen auch so allgemein und so gefahrlos. Eine gutartige Verteidigung der unentrinnbaren „Jedermann“-Aufführungen argumentiert immer noch wie damals: die Satttheit solle aufgerüttelt werden. Wir erlauben uns, skeptisch zu sein. Die Satttheit glaubt an das Festbankett, lächelt über den Teufel und darf sich beruhigen, weil ohnedies alles gut ausgeht. Auch Perfektionsideale, damals moralische Tat, rütteln kaum mehr auf. Toscaninis vielgerühmtes Gedächtnis, das ohne die Hilfe aufgelegter Partituren auskam, wird heute der Eitelkeit zuliebe schon von den Eleven der Dirigierkunst kopiert. Es hat sich sehr viel verschoben, gerade deshalb, weil es gleich geblieben ist. Die Dimensionen sind überschraubt bis zur Unverbindlichkeit. „Business Culture“ hat schließlich das letzte getan und die Manipulation zur Kalkulation heroisiert. Das ist folgerichtig. Denn wenn man der Idee, die so viel Ex-Gewagtes begünstigen könnte und immer begünstigt hat, nicht mehr vertraut, müssen andere Regulative in ihre Rechte eingesetzt werden. Ihre Überzeugungskraft für das Fremdenverkehrsamt und die Deviseneinlaufstelle soll dabei gar nicht gering geschätzt werden. Aber die Flucht aus dem Geschäft, die sich die Satturierten der Großstadt bei der Gründung vorgenommen hatten, ist längst in das Gegenteil umgeschlagen. Niemand könnte sagen, wann das geschah. Äußerlich ist ja so vieles gleich geblieben und mit bestem Gewissen behütet worden.

*

Der steinerne Gast erscheint in unserer heutigen Festspiel-Auffassung nicht mehr. Und wenn er erscheint, glauben wir seiner Prophezeiung nicht, er könnte am Ende auch uns vom Freudenmahl abberufen. Im Festspiel-Kalender wird der steinerne Gast bagatellisiert zum Juckreiz der modernen Oper, die man so nebenbei wie möglich abgetan wissen möchte und mit deren Besuch, das engste Fachinteresse ausgenommen, sich ohnehin niemand belasten will. Es fehlt auch nicht an redlichen Mahnern, die von Unbequemlichkeiten geistiger Art abraten. Sie plakatieren in Schlagzeilen die Verfälschung der Festspielidee und übersehen, wie gründlich sich jedes Ding verfälscht, wenn es inmitten einer unaufhaltbar sich verändernden Umwelt bloß gleichbleibt.

Es gab eine Revolte, die Mozart hieß. Sie hatte im kristallklar geformten künst-

lerischen Gleichnis gegen Feudallaunen und Gerichtskorruption protestiert, sie hatte den Menschen in seinen Schwankungen, Liebenswürdigkeiten und Leidenschaften analysiert und ihn, immer in lauterster Schönheit, den musikalischen Tanz über dem Abgrund gelehrt. Das alte Festspielpublikum hat unter behutsamer dialektischer Führung Zartheiten, Unwägbarkeiten und Melancholien an Mozart entdeckt. Die Feuilletonisten haben das emsig voneinander abgeschrieben. Jetzt ist es aus. Entdeckungen verlieren an Tiefe, wenn sie zum Klischee werden. Sie verlieren vor allem den Hintergrund des Ungeheuerlichen, werden Gewohnheit und zweckloses ästhetisches Behagen.

Vereinzelte Polemiken gegen die „Freischütz“-Ouvertüre, den Straussischen „Zarathustra“, das Verdi-Requiem, gegen „Don Carlos“ und Brahms-Sinfonien, weil alles das nicht auf Salzburg beschränkt und im Kompott der musikalischen Großstadt-Saison ständig zu haben sei, sind sinnlos. Das Aktionsprogramm rechtfertigt die Übertragung der Werte nach Salzburg mit dem Hinweis, daß für den ermüdeten, erschöpften Theaterbesucher der Großstadt immer das reine Vergnügungsstück vorherrschen werde. Düsteres ist inzwischen geschehen: das Konzert- und Theaterpublikum hat die Meisterwerke der Vergangenheit zu Vergnügungsstücken degradiert. Auch in Salzburg unterscheidet man das, was gefällt und reüssieren wird, und das, was lästiges Anhängsel bleibt: heuer ohne Zweifel das Konzert elektronischer Musik und manche Verruchtheit neueren Datums. Eine in vieler Hinsicht deplacierte „Vanessa“ bleibe einstweilen als Argument aus dem Spiel.

Das Nebeneinander der Programmbildung ist nicht zu übersehen. Die Notlösungen, mit denen man den unterschiedlichsten Besucherinteressen entgegenkommen will, werden nur vom außerordentlichen Standard der Darbietung kaschiert. Im Standard führt Salzburg immer noch vor den anderen Festspielstädten. Es ist immer noch glanzvoll und bewundernswert. Aber das Bangen, bereits demnächst könne es von reicheren Rivalen überflügelt werden, ist ständig greifbar. Bloßer Standard ist ein unverlässlicher Vorteil.

Man möchte in Salzburg so gern aufs neue das Staunen lernen. Man möchte zu einem neuen Reichtum an Assoziationen verführt werden, zu neuen Bildern einer festlichen Wirklichkeit. Voraussetzung

wäre eine neugefaßte dialektische Formulierung der Idee. Sollte sie unerreichbar sein? Sollte es keine Möglichkeiten geben, einen Weg vom triumphierenden Domestikendasein Figaros zu der von vielen Seiten gefährdeten Existenz Wozzecks zu bahnen? Ist die erotische Vertauschungspsychologie in „Così fan tutte“ nicht verschlüsselt und fragwürdig genug, um dem analytischen Seelendrama Vorschub leisten zu können? Ermöglicht die humane Idee des „Fidelio“ nicht die differenzierte Nachfolge eines Dallapiccola? Ist der Begriff der österreichischen Barocke, auf den sich die Fremdenverkehrsprospekte berufen und dessen Anfahrtsstraßen von einer Parklandschaft chromblitzender Autos verstellt sind, tatsächlich auf monumentale Repräsentation und Reputation beschränkt? Schließt er nicht vielmehr vernachlässigte Möglichkeiten in sich: das Makabre, das Phantastische, das Gefährdete, das Wuchernde, das Skurril-Lächerliche, Verwinkelte und Verschnörkelte? Glätten wir nicht unseren Vorstellungsinhalt über Festlichkeit und Salzburg zu einem Klischee des Warenaustausches? Salzburgs Vergangenheit, Österreichs Vergangenheit, die der Festgedanke sinnvoll zu fassen trachtet, ist herausfordernder und gewagter, als wir es einem internationalisierten Publikum glauben machen wollen. Denken wir an die Reichtümer, die zwischen Nestroy und Kafka, zwischen Musil und Herzmanovsky-Orlando wuchern, an die vergessene Sinfonik Mahlers, an die großartigen musikalischen Satiren Offenbachs, für die das österreichische Kulturklima seit Karl Kraus reif geworden ist. Wäre alles das nicht festspielwürdig? Die Demoralisierung jeglicher Vorausrechenbarkeit könnte nicht abgesehen werden.

*

Salzburg ist unsere große unglückliche Liebe. Man darf es nicht glauben, daß dieser Zauber zur Gewöhnung abstumpfen könnte, daß man nur der Epigone seiner selbst oder gar der Konkurrenz sein sollte, daß Salzburg nicht mehr Renommee genug haben sollte, von Reisedirigenten Sinfoniekonzertprogramme zu erbitten, die speziell für Salzburg zu studieren wären. Hervorragende künstlerische Praxis ist bei den Salzburger Festspielen längst daheim. Die Bewunderung dieser Praxis und die Achtung vor der Salzburger Vergangenheit sollten es möglich machen, ein neues Salzburg zu definieren.

DAS ERSTE EUROPÄISCHE CHORFEST

DIE MUSIKALISCHE JUNI-BILANZ

DAS „ERSTE EUROPÄISCHE CHORFEST“ war der großartige Beitrag des jubilierenden *Singvereins* zu den Wiener Festwochen. Zum Auftakt brachte er unter der Leitung von *Reinhold Schmid* die zweichörige Motette „Singet dem Herrn ein neues Lied“ von J. S. Bach. Wie zu Bachs Zeiten sang der Chor ohne Stütze durch Orgel oder andere Begleitinstrumente und beglückte durch absolute Sicherheit des Ansatzes, insbesondere in der Alleluja-Fuge. Dann führte *Wolfgang Sawallisch* den Chor und die *Philharmoniker* in Bruckners (dritter) f-moll-Messe bei größtmöglicher Nuancierung mitten in die schwelgerische Verzückerung von Sankt Florian. *Wilma Lipp* und *Anton Dermota* leiteten das Solistenquartett, das durch *Elisabeth Höngen* und *Hans Braun* dankenswert ergänzt wurde.

DIE HUDDERSFIELD CHORAL SOCIETY unter *Sir Malcolm Sargent*, dem eleganten Dirigenten mit der Blume im Knopfloch, eröffnete die Reihe der Gastkonzerte. Die Vereinigung bewies mit Händels Messias und zwei modernen Werken, daß sie stilistisch sattelfest ist. Sie singt Händels Forte und Fortissimo mit strahlender, metallischer Kraft, das Piano etwas weniger samtig als etwa die Singakademie im Oktober vorigen Jahres. Einen mächtigen Vorsprung sichert ihr die englische Sprache, die dem Prunk des Hallensers und Wahlbriten wunderbar angemessen ist. Überdies hatte *Sir Sargent* ein besser disponiertes Solistenquartett zur Verfügung als damals Gillesberger. An erster Stelle standen *James Milligans* dramatischer Baß und *Norma Proctors* blühender Alt. Die beiden sangen ohne Noten. *Elsie Morisons* Sopran ist nicht ganz so ideal und *William McAlpines* Tenor klingt etwas kehlig. Die Huddersfelder glänzten auch am nächsten Abend mit *Gabriel Fauré* und *William Walton*. *Faurés* Hauptwerk, das 1886 in d-moll (D-Dur) geschriebene Requiem opus 48, ist über die siebzig Jahre hin wunderbar jung geblieben. In seiner zarten, sanften Lyrik ist es ein „wahrhaftes Geleit der Toten“. Nach *Faurés* „heiterer Lichtfülle“, die vorwiegend den Harfen und tiefen Streichern entströmt, entfesselte *Waltons* „Festmahl des Belsazar“ Blitz und Donner.

Die Babylonier und Juden vollführen darin einen Heidenlärm, letztere buchstäblich „a joyful noise to the God of Jacob“. Es ist spätromantisches Wetter-schießen. Die Interpreten verdienen hohes Lob, neben den schon genannten die *Symphoniker* und der hervorragende *Eric Chadwick* an der Orgel.

HAMBURG UND KÖLN, die *Rundfunkchöre* beider Städte und das Kölner *Rundfunk-Sinfonie-Orchester*, stellten ihre ganz ausgezeichneten Kräfte in den Dienst der hochromantischen Kantate *Hans Pfitzners* „Von deutscher Seele“. Es folgten zwei Werke *Arthur Honeggers*, deren Bedeutung recht unterschiedlich ist. „König David“ entstand 1921 als Bühnenmusik zu einem Stück von *René Morax* für das kleine Freilichttheater *Du Jorat* in Mézières bei Lausanne und wurde erst später zu einem Oratorium mit Sprecherrolle ausgebaut. Unter freiem Himmel hören sich die zahlreichen Fortissimo-Klangballungen mit beachtlichem Schlagwerkeinsatz wohl nicht so betäubend an wie im Konzertsaal. Die Anschaulichkeit des Bühnengeschehens wird durch die Erzählung des Kommentators nur mangelhaft ersetzt, auch wenn dieser so untadelig wortklar und empfindungsstark ist wie *Ernst Ginsberg*. Die Teile fallen auseinander, die fast rein illustrative Musik wird durch die Vorankündigungen des Kommentators „Jetzt kommt die Pest, die Schlacht, der Sieg, die Trauer usw.“ noch mehr gehandikapt. Alles kommt genau so, wie man sich's vorstellt: Signale, Fanfaren, Märsche und Nänien. Dabei gibt es gewiß herrliche Stellen: das hymnische Alleluja, Davids Tanz vor der Bundeslade, vor allem aber die Klage von Gilboa, wenn die Weiber ihre „monotonen, trostlosen Vokalismen anstimmen“. Wie gut haben es doch die Franzosen! Sie verfügen neben der eigenen Folklore noch über die orientalische, die aus Nordafrika zu ihnen kommt. Man müßte die Einflüsse arabischer Musik auf die neueren französischen Komponisten einmal systematisch untersuchen. Weit besser als im „David“ kommt *Honeggers* Persönlichkeit im „Totentanz“ zum Ausdruck. Hier bedient er sich meisterhaft aller Stilmittel unserer Zeit und wirkt dabei urtümlich, ja mythisch. Das Werk ist

fast zwei Jahrzehnte später entstanden als der „David“ und, über *Claudels* Dichtung, von Holbein inspiriert. *Claudels* Text besteht aus „Bibelübertragungen, der Vision des Ezechiel, Fragmenten des Hiob, Volksliedern, Schreien, Schluchzen und lateinischen Sätzen . . .“, das alles geordnet und schon von Musik umwoben“. *Honegger* schuf hier ein gezimmertes, konzis gestaltetes Werk. Unter den Solisten ragte *Walter Berry* hervor, gefolgt vom Tenor *Josef Traxel* und von *Siw Ericsdotter*, deren etwas scharfer Sopran von den gewaltigen Ansprüchen der Partie wohl überfordert, aber stilistisch einwandfrei und sehr musikalisch eingesetzt wurde. Der Alt *Martha Liptons* fiel dagegen etwas ab. Beide Abende standen unter der überlegenen Leitung von *Wolfgang Sawallisch*, der insbesondere für seine *Honegger*-Interpretationen jubelnden Beifall erhielt.

DIE PRAGER PHILHARMONIKER und ihr Chor, unter *Karel Ančerls* gewissenhafter Führung, stellten sich mit zwei Konzerten ein. Offenbar ist man in der Volksdemokratie sehr fromm, denn die Prager brachten ausschließlich religiöse Musik: *Dvořaks* „Stabat mater“, *Bachs* Kantate Nr. 31 und *Leoš Janáčeks* hochwillkommene „Missa Glagolskaja“. In einer mustergültigen Aufführung wurde das Urtschechische in *Janáčeks* „Missa“ deutlich. Sie ist ein Werk der trotzigen Auflehnung und nationalen Abgrenzung. Sie ist nicht katholisch, sondern recht eigentlich hussitisch. In diesem Geiste singen, spielen und orgeln sie auch, diese Tschechen. Ihr Regens Chori ist nicht der Intellekt, sondern der Trieb. Das gilt auch von den prächtigen Solisten *Tikalová*, *Krřilová*, *Zidek* und *Mráz* sowie von *Jiři Reinberger*, bei dessen gewaltigen Tanztänzen man um die Orgel bangte. *Janáček* steht ganz allein in der Musik unserer Zeit. Der bäuerliche Urgrund seiner Natur wird durch instrumentale Finessen und raffinierte harmonische Barbarismen überdeckt, schlägt aber immer wieder durch. *Bartók* wäre das einzige Analogon, aber er ist geistbetonter.

DER BUDAPESTER CHOR und das Budapestener staatliche Konzertorchester, von *Nikolaus Forrai* mit väterlicher Gestik betreut, ließen die geistige Natur *Bartóks* klar erkennen. Sie brachten neben *Zoltán Kodály*s „Te Deum“ und „Psalmus Hungaricus“ *Bartóks* in Wien noch nicht aufgeführte Cantata Profana „Die verzauberten Hirsche“. Sie ist 1930 entstanden und weist die Merkmale dieser mittleren

Schaffenszeit auf: die Orchester- und Chorfarben sind gehöhnt, diatonische Elemente drängen die bisherige Chromatik zurück, und das Interesse am Kontrapunkt hat zugenommen. Die Worte folgen alten ungarischen Volksliedern. Die Musik aber verwendet folkloristische Bestandteile so diskret, daß sie kaum wahrnehmbar sind. Die Stimmung des Sagenhaften wird ganz ohne falsches Bardentum beschworen. Die Ausführenden trugen ernste Mienen zur Schau. Es war kein Lächeln zu sehen. Auch im Saal nicht, den zur Hälfte Ungarn füllten.

DIE CANTORI ROMANI DI MUSICA SACRA brachten einen ganzen Abend lang A-cappella-Chöre von Palestrina. Leiter war *Msrgr. Domenico Bartolucci*, Direktor der Sixtinischen Kapelle. Traditionsgemäß sangen Knaben die Oberstimmen, und der Zusammenklang ihrer herben Soprane mit den italienisch gefärbten, also etwas süßlichen Tenören und Bässen ergab betörende Wirkungen. Alle Sänger waren im roten Kleid mit weißem Chorhemd, der Dirigent im Priesterhabit. Es war Gesang zum Gottesdienst, mit aller Freude am leuchtenden, subtil zwischengetönten Mehrklang. Die Farbe siegte über die Linie. So hörte man Palestrina bei uns nie.

DIE NIEDERLÄNDER waren der Höhepunkt des Chorfestes. Ihr Kammerchor besteht aus achtzehn Berufssängern und -sängerinnen. 1937 gegründet, widmet er sich vor allem dem A-cappella-Gesang, der seit dem 15. Jahrhundert die Spezialität der Niederländer ist. Das „Sanctus“ des Jacobus Clemens non Papa erklang sechzehnstimmig, so daß fast jedes Chormitglied Solist war. Mit ebenso sicherer und reiner Intonation hörte man Werke von Brumel, Gascogne, Josquin de Près, Hasler und Sweelinck. Die Schattierungen und Übergänge gelangen so meisterhaft mühelos, daß die Zuhörer wohl gar nicht merkten, welchem Ereignis sie beiwohnten. Keine Mittelstimme aus dem oft unerhört dichten Geflecht ging verloren, alles war mit dem richtigen Akzent in der einzig möglichen Schwebung zur Stelle, wofür auch der Dirigent *Felix de Nobel* mit genauer und anfeuernder Zeichengebung sorgte. Der Chor brillierte auch mit ihm gewidmeten modernen Kompositionen, so mit Frank Martins „Ariel“. Ravels „Nicolette“, „Trois beaux oiseaux“ und „Rondo“ stilgerechter zu singen, müßte sich auch eine französische Vereinigung

sehr anstrengen. Nächstes Mal möchte man dazu ein deutsches Werk hören.

DER WIENER RUNDfunkCHOR und das *Rundfunkorchester* unter *Miltiades Caridis'* kluger Leitung beteiligten sich am Fest mit Strawinskys „Psalmensymphonie“. Es war eine gut aufgebaute Wiedergabe, wenn auch um eine Spur zu wenig hart gesungen.

NICHT GANZ GEGLÜCKT war die Aufführung von Franz Schmidts „Buch mit sieben Siegeln“ (*Singverein* und *Symphoniker*). Der ausgezeichnete Kenner des Werks und erprobte Dirigent *Dr. Anton Lippe* mußte im letzten Augenblick einspringen. So war der Kontakt mit den Ausführenden nicht immer sehr innig, auch mit den Solisten nicht, von denen *Patzak* und *Majkut* gerühmt seien, mit kleinem Abstand auch *Foster* und *Edelmann*.

BLENDEND DAGEGEN gelangen den gleichen Klangkörpern Orffs „Carmina Burana“, wobei *Wolfgang Sawallisch* die besten bisher gehörten Interpretationen erreichte, stellenweise sogar übertraf. *Wilma Lipp* und *Eberhard Wächter* waren ausgezeichnete Solisten, wie schon in der Aufführung unter *Keilberth* im Mai vorigen Jahres.

OTTO KLEMPERER zelebrierte das Deutsche Requiem von Brahms nicht als ein Bekenntnis schwärmerischer Frömmigkeit, sondern als ein Werk von apodiktischem Glaubenseifer. Das war ungewohnt. Nur er darf sich diese Auffassung erlauben. *Singverein* und *Philharmoniker* folgten ihm fasziniert. Und erneut überboten einander *Wilma Lipp* und *Eberhard Wächter* als Solisten.

MAHLERS ACHE hörte man nach dreißig Jahren wieder, und es war kein ungetrübtes Wiederhören. Das lag zum Teil am Werk, denn der Abstand ist in diesen Jahrzehnten doch recht groß geworden; darüber helfen auch die herrlichsten Reminiszenzen nicht hinweg. Zum Teil aber lag es an der Aufführung, was man angesichts der großen Verdienste *Hans Swarowskys* mit Bedauern feststellt. Es war alles da, was in der Partitur steht, aber es fehlte mitunter der hymnische Überschwang und die ekstatische Glut. Man spürte streckenweise die Bemühung, die ungeheuern Massen der Ausführenden, *Singverein*, *Singakademie* und *Sänger-*

knaben, zusammenzuhalten und voranzutreiben. Das dürfte wohl mit Probenmangel zu erklären sein. Von den Solisten bewältigten *Christa Ludwig* und *Eberhard Wächter* ihren Part einwandfrei. Verdienstvoll wirkten *Mimi Coertse*, *Gerda Scheyrer*, *Christiane Sorell*, *Dagmar Hermann*, *Robert Charlebois* und *Oskar Czerwenka*.

DER WIENER AKADEMIE-KAMMERCHOR unter *Günther Theuring* machte sich um kleinere moderne Werke verdient. Er sang klangrein und fehlerfrei die schwierige Cantata 1952 Strawinskys, dazu dessen Pater Noster und Ave Maria, Schönbergs „Dreimal tausend Jahre“ op. 50a und „Friede auf Erden“ op. 13, schließlich Ernst Kreneks gedankenvolle „Kantate von der Vergänglichkeit des Irdischen“ op. 72. Kreneks Werk ist leider nicht auf einen einheitlichen Text komponiert, sondern auf Gedichte verschiedener Autoren (*Gryphius*, *Opitz*, *Fleming* usw.). Das tut dem musikalischen Zusammenhang nicht sehr gut.

FERENC FRICSAY gelang mit der *Singakademie*, den *Symphonikern* und dem großen Oratorienchor *Ernst Häfliger* eine Musteraufführung von Zoltan Kodálys „Psalmus Hungaricus“ op. 13, die jene der Budapestener in den Schatten stellte. Packend erklang das Lied des Königs David, der Verfolgung erleidet und aus der Verzweiflung zu echtem Seelenfrieden findet. Im zweiten Werk des Abends, Rossinis „Stabat mater“ von 1832, mußten sich die virtuosenden Mitwirkenden völlig umstellen. Der frohe Arienerfinder hatte, erst vierzigjährig, mit dem Komponieren eigentlich schon Schluß gemacht, als er dieses Werk schrieb. Er war fromm geworden, und nur als „Helferin der Frommen“ wollte er Musik noch gelten lassen. So setzte er sich hin und schrieb zum Preis der Muttergottes und ihres Sohnes doch wieder eine *Oper*, anders läßt sich diese schamlos schöne Exhibition süßer, sinnlicher Musik nicht bezeichnen. Großartig die Leistungen der Solisten: neben Häfliger *Maria Stader*, *Marianna Radev* und *Gottlob Frick*. Über alles Lob erhaben auch hier die *Singakademie*, besonders in der A-cappella-Nummer 9 („quando corpus morietur“). Keinem der ausländischen großen Chöre gelangen so wundervolle Pianos.

DIE STAATSOPER steuerte Strawinskys oratorische Oper „Oedipus Rex“ zum Chorfest bei. Der Text stammt von

Strawinskys langjährigem Freund Jean Cocteau. „Die Art, wie Cocteau den antiken Mythos behandelt und in eine zeitgemäße Form kleidet“, mußte dem Komponisten „sehr gefallen“, denn sie entspricht durchaus seinem Wesen, das apollinisch, also der Ekstase abgeneigt ist und „Bewußtheit, Verantwortung“ fordert. Dem entspricht das „zur Architektur Erstarrte“ dieses 1925 entstandenen Werkes, das als Reformoper gegen Rausch, Farbe und Prunk einer damals jüngstvergangenen Stilepoche geschrieben wurde. Weder der Text noch die Musik „drängen“. Sie verhalten den Schritt, sie haben Zeit. Sie überlassen das dramatisch Treibende dem Sprecher. Das Werk ist aber durchaus nicht psychologistisch redselig. Strawinsky arbeitet mit den sparsamsten, oft geradezu elliptischen Mitteln. Diese „Oper“ ist ein ragender, festgefügtter Bau, welcher der Zeit standhalten wird. *Oscar Fritz Schuh* traf das Statische der Grundkonzeption ausgezeichnet. *Caspar Neher* konzentrierte die schicksalsträchtigen Auftritte in einem abgeschrägten Rund mit drehbaren Wänden (leider knarren sie). Eine Wandseite war jeweils gleißendes Gold, die andere düsteres Graphitgrau. Das Ragende, Unabänderliche, Unheilsschwangere der Partitur brachte *Karajan* (in der zweiten Aufführung *Hollreiser*) vortrefflich zur Geltung. Über dem ausgezeichneten Herrenchor sangen die Solisten ihre Partien durchwegs rühmend: *Kmentt, Mödl, Böhme, Frick, Dickie* und *Czerwenka*. Die Partie des Sprechers hatte in der Premiere *Jean Cocteau* selbst übernommen. Bei der *Seconde* sprang *Erik Frey* ein. Er kann nichts dafür, daß der Text auf französisch schöner klingt.

DAS BEDEUTENDSTE EREIGNIS außerhalb des Chorfestes war, wie schon bei den Festwochen vor drei Jahren, das Konzert des *Philadelphia Orchestra*. Beileibe nicht des Programms wegen. Neben Brahms' „Tragischer Ouvertüre“ und Albert Roussels zweiter Suite aus dem Ballett „Bacchus et Ariane“ gab es wieder einmal Tschaikowskys Fünfte. Die Symphonie Nr. 3 des Amerikaners Roy Harris (geb. 1898) wurde im Programmheft als ein wahres Wunder angekündigt. Was man

dann hörte, war keine Symphonie, sondern eine symphonische Dichtung mit ungeheurer Lärmhaltung. Zum Glück war das Stück kurz. Aber das Spiel! Die dramatische Wucht der Geigen, die edlen Hörner, das scharmante Holz, die Disziplin! Es war eine Freude, die Philadelphier und ihren Chef *Eugen Ormandy* wieder zu hören!

DIE PHILHARMONIA HUNGARICA feierte mit zwei Konzerten ihren ersten Geburtstag. Beide Male dirigierte der verdienstvolle *Antal Dorati*. Und beide Male stand im Mittelpunkt ein großes Violinkonzert: Beethoven, von *Wolfgang Schneiderhan* mit klassischem Wohllaut gespielt, und Brahms, mit dem *Joseph Szigeti* nach langen Jahren wieder vor das Wiener Publikum trat. Szigetis Vortrag ist jenseits aller Perfektion. Er kündet von der Größe des Alters, die Szigeti auch an einem eigenen Abend bewies. Diese Altersgröße will dem Neuen dienen ohne Rücksicht auf das Publikum. Es füllte den Mozartsaal nur zur Hälfte. Am Ende einer ruhmreichen Karriere spielte Szigeti nicht Virtuosenstückchen: er spielte Ravel, Prokofieff, Webern (op. 7).

WOLFGANG SCHNEIDERHAN und *Carl Seemann* steigerten einander in absolute Vollkommenheit. Mit solcher Anmut und Zartheit bei größter äußerer Einfachheit hört man Schubert (op. 162), Beethoven (op. 12/3), Mozart (K. V. 376) und Brahms (op. 108) nur einmal im Jahr: eben wenn die beiden sich zusammuntun. Nicht die leiseste agogische Schattierung hätte anders sein dürfen!

*

MAX GRAF ist gestorben, bald 85jährig, aber bis zuletzt jünger, frischer und unternehmender als wir alle. Mehr noch als die unbedingte Sicherheit seines Urteils verblüffte sein untrüglicher Instinkt, sein Vorausspüren des Neuen. Es basierte auf einer gewaltigen Summe von Kenntnissen und Erfahrungen, auf einem Wissen um Zusammenhänge nicht allein der Musik-, sondern der Geistesgeschichte überhaupt. Als Freund fast aller bedeu-

tenden Komponisten, Musikschriftsteller und -theoretiker der letzten sechzig Jahre verfügte er über einen unerschöpflichen Schatz von Erinnerungen. Als geborener Didaktiker verstand er es, sein Wissen mühelos weiterzugeben. Unter seinen vielen Büchern war das letzte sein schönstes und reifstes: „Jede Stunde war erfüllt.“ Er wirkte schon 1902 in Wien als Dozent für Musikästhetik, dann ab 1909 als Professor an der Musikakademie, von 1939 bis 1947 an der New Yorker „New School for Social Research“ und schließlich wieder in Wien als Professor für Musikkritik. Weisheit, Güte und Humor, diese drei Grundsäulen seines Wesens, halfen in zahllosen Fällen anderen, halfen aber auch ihm selbst über trübe Stunden und Enttäuschungen. Sein Lebenswerk steht als Mahnung vor uns, Tradition in seinem Sinn zu pflegen: über das Alte das Neue nicht vergessen, ihm die Chance geben, so zu altern, wie er gealtert ist: in unvergänglicher Jugend.

*

ZU ALBÁN BERGS VIOLINKONZERT (Heft V/53) sandte Professor Willi Reich einen Brief, in dem er sich zunächst gegen die These H. F. Redlichs wendet, Berg habe die ganze Thematik des Konzerts aus dem Choral entwickelt. Er fährt fort: „Berg schrieb mir . . . am 8. Juni 1935, als der erste Satz des Konzerts längst fertig skizziert war und er schon mitten im zweiten Satz steckte, ich möge ihm eine Choralammlung zusenden. Ich sandte ihm postwendend eine kleine Choralammlung von Hermann Roth (Drei Masken Verlag, München, 1921), und als ich ihn einige Tage später in Kärnten besuchte, zeigte er mir ganz begeistert den von ihm ausgewählten 55. und letzten Choral der Sammlung und erklärte mir dessen merkwürdigen Zusammenhang mit der Reihe, die er dem Konzert zugrunde gelegt hatte. Er gab mir die Sammlung wieder mit, schrieb mir aber schon am 1. Juli eine Karte, ich möge ihm sogleich den Text des Chorals senden. Daran knüpfte er die für ihn ganz typische Bemerkung: Die Musik habe ich mir ja abgeschrieben!“

HANNS WINTER

BÜCHEREINLAUF

ARTEMIS VERLAG, Zürich

- Goethe*. Schriften im Artemis Verlag. Sechstes Heft.
Mary Lavater-Sloman: Henri Meister. Lebenskünstler der galanten Zeit.
Charlotte Peter: Der Kaiser und der Goldfisch. Parodistische Märchen.
Edgar Schumacher: Vom Segen der Heiterkeit.
Johannes Urzidil: Das Glück der Gegenwart. Goethes Amerikabild.
 Die Schweizerischen Volkshochschulen 1956/57.

ATHENÄUM-VERLAG, Bad Godesberg

- Hubertus Prinz zu Löwenstein* — *Volkmar von Zühlsdorff*: Deutschlands Schicksal 1945—1957.

ATLANTIS VERLAG, Zürich

- Emil Staiger*: Meisterwerke deutscher Sprache im 19. Jahrhundert.
Emil Staiger: Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte.

VERLAG BÄRMEIER UND NIKEL, Frankfurt

- Jaroslav Hašek*: Schule des Humors. Mit Illustrationen von *Werner Klemke*.

BECHTLE VERLAG, Eßlingen a. N.

- Peter Härtling*: Unter den Brunnen. Neue Gedichte.
Johannes Poethen: Stille im trockenen Dorn. Neue Gedichte.

BERGLAND VERLAG, Wien

- Martha Hofmann*: Nomadenzüge. Zyklische Dichtungen.

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT, Mannheim

- Siegmund A. Wolf*: Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache.

BIEDERSTEIN VERLAG, München

- Heimito von Doderer*: Ein Mord, den jeder begeht. Roman. (Bücher der Neunzehn)

GUSTAV BOSSE VERLAG, Regensburg

- Alphons Silbermann*: Wovon lebt die Musik? Die Prinzipien der Musiksoziologie.

BUCHHEIM VERLAG, Feldafing

- Künstler und Poeten. Bildniszeichnungen von *Oskar Kokoschka*.

CLAASSEN VERLAG, Hamburg

- Freiheit jenseits des Gitters. Die Äbtissin Laurentia und George Bernard Shaw. *G. B. Shaws Briefe an eine Nonne*.
Richard Neutra: Wenn wir weiterleben wollen ... Erfahrungen und Forderungen eines Architekten.
Cesare Pavese: Gespräche mit Leuko.

WERNER CLASSEN VERLAG, Zürich

- N. O. Scarpi*: Theater ist immer schön. Mit Zeichnungen von Helmut Knorr.
N. O. Scarpi: Ein Röllchen Ewigkeit und anderes Vergängliche.

DEUTSCHE VERLAGSANSTALT, Stuttgart

- Egmont Hiller*: Automaten und Menschen.
José Ortega y Gasset: Der Mensch und die Leute.
Hermann Weber — *Lothar Pertinax*: Schein und Wirklichkeit in der DDR.

DIOGENES VERLAG, Zürich

- Bosc*: Homo Sapiens. Ein Bilderbuch für reife Menschen. Cartoon 58. Die besten Karikaturen des Jahres 1957.
Chacun à son goût. Ein kulinarisches ABC. Zusammenestellt von *H. P. Schaad* und *Otto C. H. Schrader*.
 Die Gans und der Fuchs. Drei Dutzend Fabeln von *La Fontaine*, *Goethe*, *Heine* und anderen. Auswahl und Vorwort von *N. O. Scarpi*.
Lord Dunsany: Jorkens borgt sich einen Whisky. Zehn Klub-Geschichten.
Paul Flora: Das Schlachtroß. Ein Buch von Kriegern.
Elinor Goulding Smith: Die perfekte Hausfrau. Mit Zeichnungen von *Loriot*.

- Loriot*: Der gute Ton. Das Handbuch der feinen Lebensart in Wort und Bild.

- Kurt Moldovan*: Vom Umgang mit Drachen. Neun Drachengeschichten mit zwanzig Zeichnungen von *Paul Flora*.
Adriaan Morriën: Ein besonders schönes Bein. Dreizehn Geschichten mit Zeichnungen von *Rainer Zimnik*.
Don Sauters und Nicolas Bentley: Mädchen in Sicht! Kleiner Anschauungsunterricht für Männer aller Altersstufen.
Siegfried Sommer: München von „Alpen“ bis „Zugereiste“. Ein Führer durch die Stadt mit Zeichnungen von *Loriot*.

G. B. FISCHER, Frankfurt

- Bruno E. Werner*: Die Galeere. Roman.

FISCHER BÜCHEREI, Frankfurt

- Aischylos*: Die Orestie. Drei Tragödien.
 Amerika erzählt. Siebzehn Short Stories. Ausgewählt und eingeleitet von *Heinz Politzer*.
Karl Barth: Kirchliche Dogmatik. Auswahl und Einleitung von *Helmut Gollwitzer*.
Wernher von Braun — *Willy Ley*: Die Eroberung des Welt-raums.
Carlo Coccioli: Himmel und Erde. Roman.
 Das neue Testament. Neu übersetzt von *Franz Sigge*.
Sigmund Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten.
Gerd Gaiser: Die sterbende Jagd. Roman.
John Galsworthy: Der Patrizier. Roman.
Albrecht Goes: Hagar am Brunnen. Dreißig Predigten.
Manfred Hausmann: Salut gen Himmel. Roman.
Joseph Hayes: An einem Tag wie jeder andere. Roman.
W. S. Maugham: Theater. Roman.
Arthur Miller: Hexenjagd / Der Tod des Handlungsreisenden. Dramen.
Pierre La Mure: Moulin Rouge. Der Lebensroman des Malers Toulouse-Lautrec.
Eugene O'Neill: Trauer muß Elektra tragen. Eine Trilogie.
John Osborne: Blick zurück im Zorn / Der Entertainer. Zwei Theaterstücke.
Alan Paton: Aber das Wort sagte ich nicht. Roman.
Plotin: Auswahl und Einleitung von *Richard Harder*.
Hans Rothfels: Die deutsche Opposition gegen Hitler.
Ernst Schnabel: Anne Frank. Spur eines Kindes.
Hans Scholz: Am grünen Strand der Spree. Roman.
Felix Timmermans: Bauernpsalm. Roman.
Arnold J. Toynbee: Krieg und Kultur. Der Militarismus im Leben der Völker.
Vergil: Hirtengedichte. — *Theodor Haecker*: Vergil, Vater des Abendlandes.
Franz Werfel: Stern der Ungeborenen. Ein Reiseroman.
Stefan Zweig: Drei Meister, Balzac, Dickens, Dostojewski.

DAS FISCHER LEXIKON

- Außenpolitik. Herausgeber: *Golo Mann und Harry Pross*.
 Psychologie. Verfaßt und herausgegeben von Prof. Dr. *Peter R. Hofstätter*.
 Wirtschaft. Verfaßt und herausgegeben von Prof. Dr. *Heinrich Rittershausen*.

S. FISCHER VERLAG, Frankfurt

- Ilse Aichinger*: Der Gefesselte. Erzählungen.
Tibor Déry: Niki oder „Die Geschichte eines Hundes“.
Shirley Ann Grau: Der dunkle Prinz. Erzählungen.
Marrijane und Joseph Haynes: Bon Voyage. Roman.
Franz Kafka: Das Schloß. (Bücher der Neunzehn)
Georges Schehadé: Die Geschichte von Vasco. Ein Stück in sechs Bildern.

VERLAG A. FRANCKE, Bern

- Salvador de Madariaga*: Rettet die Freiheit!
Walter Muschg: Die Zerstörung der deutschen Literatur.

VERLAG GEORG FROMME & CO., Wien

- Lothar Wimmer*: Zwischen Ballhausplatz und Downing Street.

HENRY GOVERTS VERLAG, Stuttgart

- Evelyn Cheesman*: Leidenschaft zur kleinen Schöpfung. Mit dem Schmetterlingsnetz zu den fernsten Inseln.
Allen Churchill: Der Zündholzkönig. Ivar Kreugers unglaubliches Leben.
Carson Mc Cullers: Der Soldat und die Lady. Roman.
Wolfgang Koeppen: Nach Rußland und anderswohin. Empfindsame Reise.
Werner Krauss: Das Schauspiel meines Lebens. Eingeleitet von *Carl Zuckmayer*. Herausgegeben von *Hans Weigel*.

URS GRAF VERLAG, Olten

- Titus Burckhardt*: Siena, Stadt der Jungfrau.

GUTE SCHRIFTEN, Basel

- Karl Laszlo*: Ferien am Waldsee. Erinnerungen eines Überlebenden.

HAMISH HAMILTON LTD., London

- Stephen Spender*: Engaged in Writing / The Fool and the Princess.

VERLAG F. A. HERBIG, Berlin

- Felix Weltsch*: Religion und Humor im Leben und Werk Franz Kafkas.

ISAR VERLAG, München

- Hendrik van Bergh*: Die rote Springflut. Sowjetrußlands Weg ins Herz Europas.
Stefan T. Possony: Jahrhundert des Aufruhrs.
Hugh Seton-Watson: Der Verfall des Zarenreiches. Von Lenin bis Malenkow. Die osteuropäische Revolution.
Gleb Struve: Geschichte der Sowjetliteratur.
Karl Thieme: Das Sowjetsystem in der heutigen Welt.

KIEPENHEUER & WITSCH, Köln

- Fritz René Allemann*: Bonn ist nicht Weimar. Bänkelsbuch. Deutsche Chansons. Herausgegeben von *Eric Singer*.
Heinrich Böll: Doktor Murkes gesammeltes Schweigen und andere Satiren.
Gustav Regler: Das Ohr des Malchus. Eine Lebensgeschichte.
Ernst Sander: Ein junger Herr aus Frankreich. Roman.

KINDLER VERLAG, München

- Milovan Djilas*: Die neue Klasse. Eine Analyse des kommunistischen Systems.
Heinrich Fraenkel: Unsterblicher Film.
Rudolf K. Goldschmit-Jentner: Goethe. Eine Bildbiographie.
André Maurois: Rosen im September. Roman.
Max Steck: Dürer. Eine Bildbiographie.
Erich Valentin: Beethoven. Eine Bildbiographie.

KOBER'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, Zürich

- Otto Maag*: Von Musik, Theater und anderen Künsten.

KÖSEL VERLAG, München

- Albert Görres*: Methode und Erfahrungen der Psychoanalyse.
Romano Guardini: Landschaft der Ewigkeit. Dante-Studien. (II. Bd.)

ALBERT LANGEN-GEORG MÜLLER VERLAG, München

- Simon Carmiggelt*: Hohe Schule. Erzählung.
Jaroslav Iwaszkiewicz: Kongreß in Florenz. Roman.
Michael Sostschenko: Der redliche Zeitgenosse. Humoresken.

LANGEN-MÜLLERS KLEINE GESCHENKBÜCHER

- Georges Duhamel*: Homer im 20. Jahrhundert.
André François-Poncet: Zu Deutschen gesprochen.
Heinz Risse: Die Stadt ohne Wurzeln. Erzählung.
Siegfried v. Vegesack: Aufruhr in der Quebrada. Erzählung.

J. F. LEHMANN'S VERLAG, München

- Kurt Ziesel*: Das verlorene Gewissen. Hinter den Kulissen der Presse, der Literatur und ihrer Machttträger von heute.

VERLAG ARTHUR NIGGLI, Teufen/Schweiz

- Werner Blaser*: Wohnen und Bauen in Japan.
Karl Gerstner: Kalte Kunst? Zum Standort der heutigen Malerei.
Armin Haab: Mexikanische Graphik.

Ernst Werner Klimowsky: Geschlecht und Geschichte. Sexualität im Wandel von Kultur und Kunst. Mit einem Essay von *Max Brod*: „Über die Unsicherheit der Geschichtsdeutung.“

Markus Kutter: Schiff nach Europa. Synthetischer Roman. Optisch organisiert von *Karl Gerstner*.

R. OLDENBOURG VERLAG, München (Janus-Bücher)

- Hellmuth G. Dahms*: Roosevelt und der Krieg. Die Vorgeschichte von Pearl Harbor.
Richard Kempé: Jakobsland. Wanderungen durch die spanische Geschichte.
Gustav Adolf Rein: Die Reichsgründung in Versailles. 18. Januar 1871.

ÖSTERREICHISCHER BUNDESVERLAG, Wien

- Mauriz Schuster*: Alt-Wienerisch. Ein Wörterbuch.

R. PIPER & CO., München

- Karl Jaspers*: Philosophie und Welt. Reden und Aufsätze.

VERLAG FÜR POLITIK UND WIRTSCHAFT, Köln

- Carola Stern*: Porträt einer bolschewistischen Partei. Entwicklung, Funktion und Situation der SED.

RECLAM VERLAG, Stuttgart

- Willi Fehse*: Blühender Lorbeer. Ein Dichterspiegel in Anekdoten. Zeichnungen von *Albrecht Appelhaus*.

EUGEN RENTSCH VERLAG, Zürich

- Wilhelm Röpke*: Jenseits von Angebot und Nachfrage.

RHEIN VERLAG, Zürich

- Gershom Scholem*: Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen.

ROHRER VERLAG, Wien

- Theodor Sapper*: Schmerz vor Tag. Gedichte.

ROWOHLT VERLAG, Hamburg

- Albert Camus*: Das Exil und das Reich. Erzählungen.
Gregor von Rezzori: Ein Hermelin in Tschernopol. Ein maghrebinischer Roman.
Schaefer-Ast: Lustig und listig. Karikaturen.

ALFRED SCHERZ VERLAG, Bern

- David Schoenbrun*: Was ist los mit Frankreich? Was wir suchen, ist alles. Aphorismen der Weltliteratur.

SCHERZ & GOVERTS VERLAG, Stuttgart

- Erich Kuby*: Das ist des Deutschen Vaterland.

BENNO SCHWABE & CO., Basel (Sammlung Klosterberg)

- Béla Bartók*: Eigene Schriften und Erinnerungen der Freunde.
Rudolf Gelpke: Ewiges Morgenland. Mit Illustrationen nach persischen Motiven von *Li Gelpke*.

SPRINGER-VERLAG, Wien

- René Marcic*: Vom Gesetzesstaat zum Richterstaat.

STEINGRÜBEN VERLAG, Stuttgart

- Irmgard Gröttrup*: Die Besessenen und die Mächtigen. Im Schatten der roten Rakete.

STEVENS & SONS LTD., London

- The Soviet Cultural Scene 1956—1957. Editors *Walter Z. Laqueur* and *George Lichtheim*.

STIFTER BIBLIOTHEK, Salzburg

- Georges Bernanos*. Ein Brevier. Eingeleitet und ausgewählt von *Johannes Sofer*.

SUHRKAMP VERLAG, Frankfurt

- Bertolt Brecht*: Stücke. Band VI—X (Stücke aus dem Exil).

VERLAG DER WIENER VOLKSBUCHHANDLUNG, Wien

- Heinz Brantl*: Moderne Gesellschaft — Moderner Sozialismus.
Karl Czernetz: Vor der Entscheidung. Welt in Wandlung, Sozialismus im Werden.
Georg Scheuer: Von Lenin bis ...? Die Geschichte einer Konterrevolution.

FRIEDRICH VORWERK VERLAG, Stuttgart

- E. Kupfer-Koberwitz*: Die Mächtigen und die Hilflosen. Als Häftling in Dachau.

PREUVES

publié, sous la direction de F. Bondy, dans son numéro de

JUILLET

ALBERT CAMUS
La communauté algérienne

EUGÈNE MANNONI
Les jours d'Alger en fièvre

HERBERT LÜTHY
La dernière illusion

MANÈS SPERBER
L'Héritage promis (Notes de voyage sur Israël)

JULIAN GORKIN
L'Amérique latine en 1958

LOUIS DE VILLEFOSSE
Sur la tradition des libertés anglo-saxonnes

IGNAZIO SILONE
Thomas Mann et la politique

Preis: S 15.—

PREUVES: 23, rue de la Pépinière — Paris VIIIème
Le n° de 96 pp. ill.: 230 frs. • CCP: Paris 178-00

DIE NEUE RUNDSCHAU

Begründet von S. Fischer im Jahre 1890
Herausgeber: Gottfried Bermann Fischer
Redaktion: Rudolf Hirsch

69. Jahrgang 1958

Erstes Heft

Aus dem Inhalt:

DER MANN VON RABINAL
Tanzspiel der Queché

JEAN GIRAUDOUX
Elpenor

WERNER KRAFT
Zu einer Erzählung Rudolf Borchardts

GERTRUDE STEIN
Bilder

ERHART KÄSTNER
Rede für Paul Celan

ALBERT CAMUS
Die Ehebrecherin

PETER BAMM
Das Meer der Meere

ITALO CALVINO
Das giftige Kaninchen

KURT HILDEBRANDT
HANS-GEORG GADAMER
Karl Reinhardt zum Gedächtnis

JANKO MUSULIN
Ausblicke

Einzelheft DM 4.— Jahresabonnement DM 14.—

S. FISCHER VERLAG

*In allen
Geldfragen*

von A bis



ZENTRALSPARKASSE
DER GEMEINDE WIEN

Hauptanstalt Wien I, Wipplingerstraße 4-8

Telefon 63 46 71 Serie — 35 Zweiganstalten

HEUTE

die große österreichische Wochenzeitung, wird von vielen Angehörigen der diplomatischen Missionen und Korrespondenten der Auslands- presse, von einflußreichen Persön- lichkeiten im öffentlichen Leben längst als zuverlässige Informations- quelle geschätzt.

HEUTE

ist auch die Wochenzeitung für Sie!

HEUTE

erscheint im Forum-Verlag, Wien— Frankfurt und ist bei allen Kol- porteuren und Trafikanten zu haben.

An HEUTE arbeiten unter anderen mit: Herbert Eisenreich, F. O. Keller (London), Jules Klanfer (Paris), Walter Lippmann (New York), Kurt Moldovan, Hans Weigel, Hans Winge.

ÖSTERREICHISCHE MONATSHEFTE

BLÄTTER FÜR POLITIK,
KULTUR UND WIRTSCHAFT

bringen im

Doppelheft Juli/August

unter anderem:

PRÄSIDENT DR. FELIX HURDES:
Parlament und Parteidemokratie

LUDWIG REICHHOLD:
Die Europapolitik christlich-demo-
kratischer Parteien

DR. CHRISTOF GÜNZL:
Die ideologische Grundlage der
Partnerschaft

FRANZ THEODOR CSOKOR:
Ödön von Horvath

WALTER RAMING:
Reisebericht aus Polen

neben anderen grundsätzlichen Auf-
sätzen, Glossen und einer Bildbeilage.

36 Seiten

4 Schilling

Redaktion und Verlag
der „Österreichischen Monatshefte“
Wien I. Kärntnerstraße 51
Chefredakteur: Friedrich Abendroth

AKTUELL

in der Berichterstattung

SERIÖS

in der Aufmachung

PARTEIFREI

in der Meinung

ist die dominierende
Wochenzeitung Österreichs

Die Wochen-Presse

DAS ÖSTERR. NACHRICHTENMAGAZIN

S 2.—

REDAKTION UND VERWALTUNG

WIEN I. FLEISCHMARKT 3—5

Telephon 63 07 81

Die politische Meinung

Monatshefte
für Fragen der Zeit

HEFT 25 (JUNI) HEFT 26 (JULI)

bringen unter anderem:

Michael Freund Kann sich heute 1933 wiederholen?
Franz Meyers Gegen die Unlust am Staat
Walther Künneht Die Atombombe und die Christen
Günter Triesch Schleichende Sozialisierung
Günther Krauß Atomrüstung und Völkerrecht
Johannes Maass In Polen ist alles anders
Erich Peter Neumann Politik und Propaganda
Ernst Deuerlein Föderation – wie sie die Sowjets sehen

Dazu in den ständigen Rubriken „Zeitkritik“, „Die großen Probleme“, „Be-
richte und Analysen“, Aufsätze und Kritiken aus Deutschland und aller Welt.

Redaktion: Dr. Karl Willy Beer.

Jedes Heft 96 Seiten. Bezugspreis: Vierteljährlich 4.50, Einzelheft 1.50 DM.
Studenten besondere Abonnements-Preise. Fordern Sie bitte ein Probeheft.

VERLAG STAAT UND GESELLSCHAFT
KÖLN · UNTER SACHSENHAUSEN 33

DIE ZUKUNFT

Sozialistische Monatsschrift für
POLITIK · WIRTSCHAFT · KULTUR

Das

Juni-Heft

bringt unter anderem:

JACQUES HUBERT (Paris)
Der Untergang der Vierten Republik

ÁRPÁD BÉCS
Ungarns Wirtschaft in der Sackgasse

FRANZ KREUZER
Was ist ein Kulturradikaler?

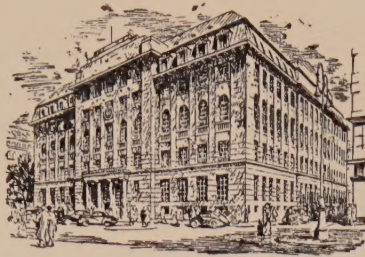
GEORG SCHEUER (Paris)
Streit um Robespierre

32 Seiten

2.50 Schilling

Über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der
schönen und politischen Literatur unterrichtet
die ständige Rubrik

DAS LEBENDIGE BUCH



CREDITANSTALT-BANKVEREIN

GEGRÜNDET 1855

ZENTRALE WIEN I. SCHOTTENGASSE 6

Zweigstellen in allen Stadtteilen Wiens

FILIALEN IN DEN BUNDESLÄNDERN

ÜBER HUNDERT JAHRE IM DIENSTE DER WIRTSCHAFT

1798

An der Schwelle der napoleonischen Epoche gegründet, steht unsere Anstalt seit 160 Jahren ununterbrochen im Dienste der Volksgesundheit. MERKUR Wechselseitige Krankenversicherungs-Anstalt Graz. MERKUR betreut gegenwärtig rund 250.000 Versicherte. MERKUR belegt auf ihre Kosten in der II. Verpflegsklasse mehr als 650 Betten täglich. MERKUR besitzt zwei eigene Sanatorien mit einem Gesamtbelag von 185 Betten. MERKUR gibt bereitwillig unverbindliche Auskünfte über Tarifkombinationen für Heilkosten- und Zusatzversicherungen. MERKUR unterhält Geschäfts- und Bezirksstellen im ganzen Bundesgebiet. MERKUR Wechselseitige Krankenversicherungs-Anstalt Graz, Neutorgasse 57

1958

DIE ERFAHRUNG ZEIGT

daß die Krankenversicherung, wie wir sie bieten, im Ernstfall die größten Vorteile bietet. Weitgehenden Ersatz der Kosten eines Spitalaufenthaltes zweiter Klasse bzw. einer Sanatoriumsbehandlung, Operationskosten, Zusatzleistungen für Sozialversicherte, freie Wahl des behandelnden Arztes und eine Reihe weiterer Vorzüge weist die Polizze der Städtischen Versicherung auf. Erkundigen Sie sich unverbindlich im Ringturm

darüber! Tel. 63 97 50



DAS FISCHER LEXIKON ENZYKLOPÄDIE DES WISSENS

Jeder Band DM 3,30

Das Fischer Lexikon umfaßt in 34 selbständigen Einzelbänden das Wissen unserer Zeit nach dem letzten Stand der Forschung. Jeder Band besteht aus einer allgemeinen Einleitung in das betreffende Wissensgebiet, den alphabetisch angeordneten enzyklopädischen Artikeln mit den entsprechenden Stichwörtern (die in einem Register am Ende des Bandes lexikalisch auffindbar sind) und einer ausführlichen Bibliographie. In fast allen Bänden zahlreiche Abbildungen.

- Band 1: Die nichtchristlichen Religionen**
Verfaßt und herausgegeben von Prof. Dr. Helmuth v. Glasenapp
- Band 2: Staat und Politik**
Herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Fraenkel und Dr. Karl Dietrich Bracher
- Band 3: Christliche Religion**
Herausgegeben von P. Oskar Simmel SJ und Dr. Rudolf Stählin
- Band 4: Astronomie**
Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Stumpff
- Band 5: Musik**
Herausgegeben von Dr. Rudolf Stephan
- Band 6: Psychologie**
Verfaßt und herausgegeben von Prof. Dr. Peter R. Hofstätter
- Band 7: Außenpolitik**
Verfaßt und herausgegeben von Prof. Dr. Golo Mann und Dr. Harry Pross
- Band 8: Wirtschaft**
Verfaßt und herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Rittershausen
- Band 9: Film, Rundfunk, Fernsehen**
Herausgegeben von Dr. Lotte H. Eisner und Heinz Friedrich
- Band 10: Soziologie**
Herausgegeben von Prof. Dr. René König (erscheint im August 1958)
- Band 11: Philosophie**
Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Helmuth Plessner
Herausgegeben von Dr. Alwin Diemer und Ivo Frenzel (erscheint im Oktober 1958)
- Band 12: Mathematik**
Verfaßt und herausgegeben von Prof. Dr. Max Steck (erscheint im Dezember 1958)

Weitere Bände:

Anthropologie • Medizin I, II und III • Völkerkunde • Geographie • Literatur I und II • Physik • Bildende Kunst I und II • Recht • Biologie I und II • Technik I, II und III • Chemie • Sprachen • Historik • Pädagogik • Geophysik

Flexible Plastik-Einbände für jeden Band des Lexikons 1,50 DM

In jedem zweiten Monat ein Band

FISCHER BÜCHEREI

Man spricht über die

DEUTSCHE RUNDSCHAU

und schreibt aus

BERLIN:

Wie bin ich Ihnen dankbar, daß Ihre DEUTSCHE RUNDSCHAU einen geraden Kurs hält, der den Blick der Menschen auf das Wesentliche richtet.

MONTEVIDEO:

Die Anstellung und Veröffentlichung einer großen Anzahl jüdischer und exildeutscher Schriftsteller macht es uns unmöglich, die DEUTSCHE RUNDSCHAU zu beziehen. Wir können es uns schwer vorstellen, daß eine Zeitschrift dieses Tones in Deutschland gut aufgenommen wird. Wir können Sie aber versichern, daß wir Deutsche im Ausland mit Juden und Judenfreunden nichts zu tun haben wollen.

LANDSHUT/BAYERN

Ich nehme hiermit mein Abonnement der DEUTSCHEN RUNDSCHAU wieder auf, das ich im März wegen chronischer Ebbe im Geldbeutel gekündigt hatte. Die DR erscheint mir jedoch unentbehrlich.

HEIDELBERG:

Im Auftrag meiner Burschenschaft habe ich Ihnen mitzuteilen, daß die in Ihrer Zeitschrift DEUTSCHE RUNDSCHAU abgedruckten Artikel uns auch nicht das geringste Interesse abgewinnen können.

KAIRO:

Wir beziehen die DEUTSCHE RUNDSCHAU seit Jahren. Und obwohl sie uns manchmal zu akademisch ist — kein unbedingter Fehler — so schätzen wir die Grundhaltung: nicht ruhen, nicht die Schande vergessen, anprangern, wo es anzuprangern gibt.

PARIS:

Dans l'Allemagne adenauerinne, la DEUTSCHE RUNDSCHAU sous la direction de Rudolf Pechel, défend les positions d'un libéralisme clairvoyant et courageux, digne du passé d'une revue dont le Suisse G. Keller a été l'un des fidèles collaborateurs.

MOSKAU:

... aber die DEUTSCHE RUNDSCHAU erschien nach wie vor in alter Frische. Sie blüht auch jetzt im militäristischen Bonner Staat. Nach Maßgabe ihrer Kräfte beschäftigt sie sich mit all dem, wofür die imperialistischen Herren besonders dicke Gelder bezahlen.

Deutschlands erste politisch-literarische Revue erscheint im 84. Jahrgang 1958

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU
Baden-Baden F 5